

Land unter dem Regenbogen



Berner von der Schulenburg

Land unter dem Regenbogen

Friedr. Vieweg & Sohn A. G., Braunschweig

ISBN 978-3-663-00742-5 ISBN 978-3-663-02655-6 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-663-02655-6

Den Einband zeichnete Günther Laufen, Braunschweig

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1934 by Friedr. Vieweg & Sohn A.G., Braunschweig
Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1934

Viewegdruck

Marianne Wenzel,
dem Menschen und der Künstlerin gewidmet.

Aureffio, Luffin, „La Monda“, 1931—34

Erstes Kapitel

Vor kurzer Zeit noch bildeten die Alpen mit ihren goldenen Gipfelpfeilen ein gigantisches Hindernis vor der satten lombardischen Tiefebene. Mit Blut und Schweiß haben frühere Menschen die Fahrt ins Maienland bezahlt, und ihre Dichter nur wagten von den Stahlvögeln zu träumen, welche heute, schnarrend wie Greifen ferner Phantasien, über den blauen Jadenwall hinwegstreichen. Das nordische Volk, das einst von Lüneburg aus nach Süden gezogen war, und dessen Rundschafter Nachricht von einer weiten, fruchtbaren Ebene jenseits der Berge brachten, verspottete seine Rundschafter, als ob auch sie Dichter seien. Als sich aber vor den Füßen der Wanderer, Reiter und Karrentreiber eine endlose, im Gefunfel vieler Sonnen vergehende Ebene ausbreitete, grün, von einem mächtigen, goldsandigen Fluß durchzogen, da stürzte sich die Rote auf das breite Land und nahm es für immer in Besitz. Das Land lehrte dieses Wandervolk das Stillsitzen, es lehrte, den Boden bebauen, Tiere ziehen und den Norden mit seinen Rebelgöttern vergessen. Niemand dachte mehr an Thor, an Wotan, an Frigga. Aus dieser neuen Natur heraus formten sich neue Götter; in den Kräften von Sonnen, Flüssen, Feldern und Stürmen erblickten die Bauern große schühende Weiber, deren Namen sie nicht kannten. Nur wenn aus dem Bo schwefelgelbe Nebel stiegen, dann fühlten die Bauern das Haar einer bösen Göttin, welcher sie ein paar trodene Feldfrüchte hinlegten, damit sie nicht die Geißel des Fiebers schwingen möge. Denn nicht mit Blut, aber mit tödlichem Fieber hatten sie und ihre Söhne diese Eroberungen bezahlt.

Sie arbeiteten an gegen Fieber und Tod. Tief gingen ihre Eisen in die Erde, und zuweilen rissen die Stiere, die sie vorgespannt hatten, härter. Dann erschrafen die Bauern. Sie wußten, daß das Eisen die Totenreiche berührte, geheimnisvolle Städte, in welchen die Verstorbenen eines längst versunkenen Volkes ruhten. Es mußten seltsame Völker gewesen sein: ein breiter Graben teilte diese Totenstädte, und die Pflüger wußten, daß in der einen Hälfte nur Scherben mit gemalten Bändern und Flächen zu finden waren, in der andern Hälfte aber Schüsseln aus Gold und Silber, kleine Figuren aus Elfenbein und edlen Metallen oder goldene Nadeln, wie ihre Liebsten sie wollten. Die Gräber mit den Scherben ließen die blondhaarigen Arbeiter unangetastet; sie schlichen in scheuer Ehrfurcht vorüber; aber bei den andern, jenseits des Grabens, siegte die Gier. Sie führten ihre Stiere beiseite, rissen die Erde auf und nahmen aus der Tiefe alle jene Schätze, die sie ersehnten. Die Hälfte davon brachten sie dem König, welcher auf der Höhe in einer Burg hauste, und sich aus Schüsseln mit gehämmerten Figuren, Kriegern und Löwen breite, plumpe Kronen formen ließ und schweres, klapperndes Schmuckwerk.

Noch heute findet sich hier und da ein solches Grab. Heute werden gelehrte Leute herbeigeholt, die sich streiten über Alter der Stücke, während die Bauern dabeistehen, um bald an ihren Pflug zu gehen, den sie wieder durch die frühlingseuchte Erde ziehen. Aber immer noch hält sie ein geheimes Grauen gepackt; ängstlich lächelnd denken sie an die verbogenen Figuren, kleine Krieger, halbe Frauen und Vögel, die keine Vögel sind. Ihre Stiere treten die Erde breit. Die Reisfelder quarren unter dem Tritt von Tieren und Menschen. Die Berge, heute durchbohrt, speien wohl lange Eisenzüge aus, in denen reiche Menschen essen und schlafen, und deren beleuchtete Tische man vorüberstreichen sieht. Die Bauern

heben, ausruhend, die scharfgeschnittenen Köpfe dem dahinfliegenden Schuppentier zu, aber außer dem Lichtstreifen bleibt ihnen nur ein lang nachziehender, rollender Ton, wie er im Frühling zuweilen von den Bergen kommt. Dann treiben die Männer ihre Stiere wieder an und denken noch einmal an die seltsamen Wunder, welche die Erde geboren hat, und die von den gelehrten Herren in die Städte gebracht werden. Sie rufen ihren Tieren halbe Worte zu, wenden den Pflug, streichen an einem Grenzstein die feuchte Erde von den Füßen und ziehen weiter durch grüne Eintönigkeit, während der Eisenzug der Riviera entgegenrollt.

In diesen Orten, die im Rufe des Fiebers stehen, verläßt keiner der Fremden den Zug. Hier sehen sie nicht einmal aus den Fenstern, sondern lesen gierig große Zeitungen, in denen kleine Zahlen über ihr Schicksal entscheiden. Wiegend gleiten die Weinreben, von Baum zu Baum gezogen, an ihnen vorüber. Sie sehen nicht die Traktoren, welche die feuchte Erde umreißer, um das Reiskorn in sie zu versenken, ebensowenig, wie sie den Glanz des Abends sehen, der über den Feldern zittert. Sie gieren nach dem goldblauen Küstenstrich mit seinen weißen Gastpalästen und gieren nach der nächsten Zeitung, um sich wieder der Ungewißheit ihres Schicksals zu versichern.

Die Bauern haben ihre Stiere unter die Blätter des jungen Weines geführt und ihnen Heu vorgeworfen. Sie setzen sich an den erlenbestandenen Rand eines Baches, wohin ihnen die Frauen, schweigend und dienend, das Mittagessen bringen. Mit angezogenen Knien speisen die Männer; die Frauen schenken ihnen roten Wein ein, und gehen still davon, wenn die Pflüger sich wieder erheben, um zu den Stieren zurückzuschreiten. In der Ferne leuchtet auf einem grünen Hügel das Dach einer lichten Kirche mit eckigem,

schön behauptetem Turm; aber das sieht keiner von ihnen. Ihre Blicke gehen in die Erde.

Biermal am Tage fährt die Kleinbahn vorüber. Die ist ihnen vertraut wie ein bekanntes Tier. Sie sind alle mit ihr in die Stadt gefahren, wenn sie sich zum Militärdienst stellen sollten, wenn sie Waren kaufen wollten, oder den Arzt des Fiebers wegen um Rat fragen mußten. In den kleinen, braunen Wagen berühren sich die Knie beim Sitzen; die Fenster klappern während der Fahrt in ihren Eisenschienen, und meist sind die Lederriemen, mit denen man die Fenster hinaufziehen sollte, abgerissen. So werden sie dann nur mühsam vor der Ankunftsstation geöffnet, und das Holz der Wagen hat eine klebrige Haut bekommen von Ausdünstungen, Tabakrauch und verbrauchter Luft. Die Landarbeiter auf dem Felde sehen aus nach Bekannten und Freunden; sie winken dem braunen Zuge nach, weil wichtige Landsleute darin sitzen könnten, die wichtig sind, weil sie reisen.

So verbrauchen sie ihre Tage, und die Tage verbrauchen sie. Sie leben in ständigem feinen Nebel der Tagesfron, und sie sehen nicht, daß dieser Nebel von oben übergoldet ist. Wenn ihnen eine fürsorgliche Regierung an Winterabenden Bilder zeigen läßt, wenn von den gelehrten Herren einer über das Land und seine Krankheiten spricht, wenn er ihnen erzählt, daß die Menschen, welche jene Gräber angelegt haben, auch von ihrem Blute waren, so nehmen sie das ruhig entgegen: sie trinken Wein, sie rauchen lange, dünne Zigarren und gehen heim, ohne den Blick zu den fernen Zackenwall der Berge zu erheben, hinter dem sich ein groß funkelnder Sternenhimmel weitet. Die Pächter denken noch an die fälligen Steuern, und die Knechte sehen aus nach wartenden Mägden. Indessen lodern leise aufsteigende Planeten die wintergekrampfte Erde, damit sie willig und bereit wird zum Wunder der neuen Ernte.

Zweites Kapitel

Vor vielen Jahren hatte das Gut La Fraccia vom Gipfel des Hügels beim Dorf Tre Fontane bis weit über den Fluß nach Süden gereicht. Damals war La Fraccia fast dreihundert Morgen groß gewesen. Die Front des hochgelegenen zypressenumstandenen Herrenhauses La Voluta wurde von den gleichen unbegrenzten Sonnen, welche vor vielen Jahrhunderten die Nordmänner entzückt hatten, gewärmt. Diese Sonnen malten noch immer den Dunst in der Ebene von oben goldig; und aus dem Gold lugte der mit Rundziegeln gedeckte Turm des Wirtschaftshofes von La Fraccia wie ein treibendes Boot auf geruhigtem Meere. Wenn der Nebel sank, wurde seine eigentliche Heimat, der sich träge durch Sand und Ufergebüsch dahin schleppende Fluß, wieder wesentlich. In der Mitte der Ebene machte er einen scharfen, nach Norden offenen Bogen, „der Bogen des Reichthums“, wie die Bauern ihn nannten, denn durch ihn konnten die Reisfelder des südlichen Gebietes von La Fraccia berieselt werden. Der Fluß hatte diese grüne Welt geschaffen; der Fluß war das Heiligthum, der Reichthum, aber auch der Tod des Landes. In seinen Winkeln, Sandbänken und Untiefen hausten die Malaria-Mücken, vor denen die Vorfahren des damaligen Besitzers, des Advokaten Antonio Cavadini, sich in die Höhe von Tre Fontane geflüchtet und auf breiter geschwungener Weinbergterrasse das Herrenhaus La Voluta errichtet hatten, während die Arbeiter in der Tiefe mehr und mehr ihre Knochen kennenlernten, die sich durch das krankheitszerfressene Fleisch hindurchdrängten.

Schon in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte Antonio mit den Verteilungen von Chinin und dem

Anbringen von Moskitofenstern begonnen. Er stieß aber bei seinen Neuerungen, ganz gegen sein Erwarten, auf Widerstand, viel weniger bei der Regierung, als bei den Grundeigentümern und den Arbeitern selbst. „Antonio“, so hieß es, „will die Kranken unter seinen Arbeitern vergiften, damit er sie rasch los wird. Hütet Euch!“ Aufklärungen, Belehrungen und Ratsschläge nützten nichts, weil sie nicht von harten Befehlen begleitet waren. Die Arbeiter warfen das Chinin weg und kümmerten sich nicht darum, ob die Moskitofenster auch dicht seien. So wurde Antonio allmählich seiner Menschlichkeit müde. Seine Anwaltspraxis übte er in der Stadt, der Centrale des Reishandels, aus; oft wurde er an der Reisbörse und in den Kaffeehäusern unter den Bogen um Rat gefragt. Nachdem er seine Versuche auf dem Lande aufgegeben hatte, gewann er unter Eigentümern, Händlern und Spekulanten das Vertrauen wieder zurück, das durch seine humanitären Bestrebungen ins Wanken gekommen war. In der Stadt besaß er, von den Voreltern ererbt, ein kaltes Haus, Palazzo genannt, in dessen Zimmern verbrauchte Möbel standen, welche einst sehr schön gewesen sein mußten. In seinem Arbeitszimmer, das eng war und mit staubigen Akten gefüllt, wurde seine studierte Würde durch ein großes, von geronnener Tinte umrahmtes Schreibzeug ausgedrückt; im Salon verkündete ein einsamer goldlackierter Stuhl mit goldenem Rohrgeflecht, welcher unter den Bildern der verstorbenen Verwandten stand, die gehobene soziale Stellung des Hausherrn. Benutzt wurde dieser Stuhl nie.

Verheiratet war Antonio mit Donna Clelia aus Genua, der Tochter eines Geschäftsfreundes, welcher er täglich mit aufmerksamem Lächeln zu sagen pflegte: „Wie glücklich sind wir!“

Daraufhin antwortete Donna Clelia aus heiterem Mund, hastig oder müde, wie es ihr gerade ums Herz war: „Ja, ja

mein Lieber.“ Sie griff immer wieder nach einem gelben, französischen Roman, oder versuchte eine Arie aus einer der neuen Opern zu singen. Im übrigen kämpfte sie zäh gegen den Ansturm der Jahre an, und sie empfand es jeden Tag mehr als ein Verbrechen ihres Mannes, daß die Familie ihre Sommermonate in La Voluta verbringen mußte, nicht aber in San Sebastian oder in Biarritz.

Der Tod des ersten Kindes, das mit einem Jahr an einer heimlichen, unerkannten Krankheit starb, erschütterte Antonio bis in die Tiefen seiner Seele. Als er den schönen Knaben mit dem langen, edlen Antlitz im Sarge liegen sah, empörte es sich in ihm gegen Gott, weil Gott die Folgerichtigkeit des Sterbens umgekehrt und den Sohn vor dem Vater abberufen hatte. Dann schoß es dem Verzweifelten durch den Kopf: „Das Kind ist an der Malaria gestorben. Vielleicht wäre er nicht gestorben, wenn ich meinen Kampf weitergekämpft hätte.“

Wenn ein kleines Kind stirbt, ist es hierzulande keine große Sache. „Gott braucht Englein“, sagen die Frommen; und die anderen sagen: „Die Eltern sind ja noch jung, es werden andere kommen.“ Niemand bemerkte, daß Antonio mit dem Tod des Kindes ebenfalls zu sterben begann. Seine Frau hätte es ahnen können, denn nie mehr fiel das Wort: „Wie glücklich sind wir.“ Als gar noch ein anderer Sohn geboren wurde, welchen der Vater Primo nannte, und als diesem Primo nach zwei Jahren noch ein Mädchen folgte, das auf Bitten der Mutter Madeleine hieß, da hatte die Mitwelt den Tod des ersten Kindes vergessen.

Antonio übte seine Anwaltstätigkeit weiter aus. Er schlug im Kaffeehaus lachend einem seiner Klienten auf die Schulter oder packte ihn beim Sprechen an beiden. Er hielt, mit schmalem, kaum beweglichem Gesicht, Reden vor den Richtern, welche sein Urteil schätzten und sich freuten, wenn sie seine

kurzen, aufrechtstehenden, schon so früh weiß gewordenen Haare von fern im Saale leuchten sahen. Es bestand begründete Hoffnung, ihn für die Kandidatur zum Parlament zu gewinnen.

So herrschte großes Erstaunen in der Stadt, als Antonio eines Tages fast grundlos starb. Wer stirbt denn sonst an einem Schnupfen? Antonio hatte die Halbpacht, Reis, Mais, Hühner und getrocknete Gemüse, die der Pächter von La Traccia nach Allerseelen zu liefern hatte, in den Kellern und Vorratsräumen des Palazzos unterbringen lassen und sich einen Schnupfen geholt. Daran war der erst in der Mitte der Vierziger Stehende beinahe gleichgültig gestorben.

Donna Clelia feuchte, während die Schneiderin ihr das Trauerkleid anprobierte, in wilder Verzweiflung. Im Anfang machte sie dem blassen Mädchen das Anprobieren nahezu unmöglich. Sie warf sich auf das Sofa und schrie: „Ich habe es ihm immer gesagt! Warum wollte er die Pacht in Naturalien geleistet haben! Wo man doch alles kaufen kann! Warum wollte er kein Geld, dieser Hans vom Mond! Holt sich aus den Reissäcken einen Schnupfen und stirbt daran!“ Erst auf den leisen Hinweis der Schneiderin, daß bei solchen Schmerzausbrüchen das Kleid nie sitzen könne, wurde Donna Clelia ruhiger und sprach lange und liebevoll über den Toten, während blasser Hände Stecknadeln aus schmalen Lippen nahmen und das halbaufgerissene Trauergewand wieder zusammesteckten. Angstlich und erstaunt folgten Primo und Madeleine von einer Ecke des Salons aus den Vorgängen.

„Willst Du wohl machen, daß Du von dem Stuhl kommst! Vorwärts!“ herrschte die Mutter die elfjährige Madeleine an. Madeleine glitt rasch von dem Goldstuhl auf den steinigen Fußboden. Die Mutter funkelte: „In der Kammer liegt Dein toter Vater, und Du setzt Dich auf den Goldstuhl.“ Unhörbar glitten die beiden Kinder aus dem Zimmer. Draußen schüttelte

der dreizehnjährige Primo den gesenkten Kopf. Madeleine wuschte sich die Tränen ab.

„Laß nur“, zischte Primo plötzlich, und seine dunkle Magerkeit flammte auf. „Wir sind sie bald los. Sie geht doch nach Paris.“ Er summtet trotzig eine Pariser Opernmelodie, die er von der Mutter gehört hatte. Als ihn Madeleine erschrocken ansah, schwieg er.

Nach einer Weile fuhr er fort: „Don Francesco hält die Leichenfeier.“ Don Francesco war der Erzpriester aus Tre Fontane und der Freund des Verstorbenen. Madeleine sah fragend durch ihren Tränenschleier hindurch. „Ja, und alle kommen sie. Auch Gisbert.“ Gisbert war der Pächter von La Fraccia, der im Sommer mit den Kindern an den Fluß ging, Enten schoß, Zugvögel fing und ihnen in der alten Küche des Pachthofes von La Fraccia eine Froschsuppe kochte. Oben, in La Voluta wurde französisch gekocht, wie es die Mutter nannte, unter Ausschluß aller Teigwaren und Gemüsesuppen. Wenn der Vater die Speisen seiner Heimat essen wollte, ging er zu Don Francesco; die Kinder gingen zu Gisbert. Von beiden durfte die Mutter nichts wissen.

„Gisbert ist doch auch schon alt“, fragte Madeleine und strich sich die schwarzen Locken aus dem Gesicht. Sie rutschte auf der Steintreppe, auf der sie beide saßen, hin und her.

Der Bruder schüttelte den Kopf. „Der arme Papa hat mir gesagt, daß Gisbert halb so alt sei wie er.“

„Halb so alt? Wie alt war denn der arme Papa?“

„Die Mutter ist dreiundvierzig. Ich hab mirs gemerkt, weil ich es nicht sagen soll. Der Vater war drei Jahre älter. Es war also sechsundvierzig.“

„Dann wäre ja Gisbert dreiundzwanzig alt“, erwiderte Madeleine forschend.

„Unfinn.“ Ein skeptischer Zug lief von der großen Nase des Jungen zum mageren Mund. Hinter dem Antlitz lagerte

ein Lauern, eine vorbereitende Freude am Feststellen, daß wieder etwas falsch sei. Gleichzeitig setzte aber bereits, mit einem Zusammenziehen der überfein geschwungenen Lippen, die Nachprüfung ein.

„Warte mal . . . wann hat denn der Vater das gesagt . . . darauf kommt es natürlich an . . . ich kann es ja ausrechnen . . . Er war damals, als uns Gisbert aus Vaters Vergil vorlas . . . 86 . . . 87 . . . 88 . . . über den Landbau . . . da war Gisbert noch nicht Pächter . . . damals war er beim alten Mario Hilfsarbeiter. Pächter ist er erst seit Marios Tod, seit drei Jahren . . . Es war im Jahr, als Gisbert die Sumpfvögel geschossen hatte . . . weißt Du, die so flach aufs Wasser fielen . . . Mama aß sie auch . . . das war vor sechs Jahren . . . da war der Vater vierzig, dann wäre Gisbert zwanzig gewesen. So ist er jetzt sechsundzwanzig.“

„Aber das ist doch alt?“ fragte Madeleine erschrocken.

„Für einen Mann nicht.“

Beileidsbesuche mit Kränzen kamen die Steintreppe hinauf. Mama könne noch niemanden sehen, erklärte Primo, wie es ihm die Mutter befohlen hatte, und ließ sich über die Haare streichen. Er nahm die Kränze entgegen, verneigte sich gemessen und trug sie in den Saal.

Als er die Tür öffnete, stand seine Mutter in Unterkleidern vor dem Spiegel und wandte sich langsam hin und her. Von Zeit zu Zeit blieb sie still stehen und prüfte ihre Erscheinung. Die magere Schneiderin nähte gebückt an der Maschine. Primo sah prüfend zu der Mutter hinüber, lehnte die Kränze an die Wand und schlich aus dem Zimmer. Sie hat Korkenzieher-Falten am Hals, dachte er.

Nach der Beisetzung, bei welcher die Stadt zu Ehren des Toten und der Überlebenden alle Feierlichkeit entfaltet hatte, legte Donna Clelia die Hände um die Schultern ihrer Kinder, wandte an den tieferschütterten Leidtragenden vorüber, bestieg

mit den Kindern und Don Francesco den Wagen und fuhr durch den Novembernebel nach Hause. Im Salon bekam sie einen Weinkrampf, in welchem Don Francesco sie zu trösten suchte.

„Es ist fürchtbar“, stöhnte sie, „Gott und seine Heiligen haben mich verlassen.“ Sie kroch an den Kamin und hielt die langen Hände dicht an die Flammen.

Der Erzpriester tröstete die schwarzverhüllte Frau, deren Schleier auf dem Steinfußboden schleifte, mit menschlichen Worten. „Der Trost“, meinte er, „kann doch nur von den Leidtragenden selbst kommen, denen Gott ihn eingeben muß. Sie haben zwei Kinder, Donna Clelia. Zeigt Ihnen Gott da nicht den Weg?“

Clelia begann von dem schönen verstorbenen Kind zu reden. Dann schien sie sich zu fassen, begleitete Don Francesco bis zur Tür und ließ, aufrecht in einem Sessel, neben dem Primo und Madeleine stehen mußten, die Reihe der Beileidsbesucher an sich vorübergehen.

Als letzter trat Gisbert in den Saal. Er war hochgewachsen, blond, mit schattigen Gesichtszügen. Die Nase schob er ein wenig vor, und der Mund stand leicht offen, so daß seine schönen Zähne immer sichtbar waren. Sein Gesichtsausdruck blieb starr, als er Clelia ein paar Worte sagte.

„Ich danke Ihnen für die Treue, Gisbert“, erwiderte Donna Clelia, „die Sie dem Verstorbenen bewiesen haben. Jetzt bin ich die Herrin. Ich werde Ihnen meinen Willen mitteilen.“ Sie winkte den Pächter an den Tisch und befahl den Kindern hinauszugehen. Primo nickte kurz, während Madeleine vor sich hingrübelte: „Sechszwanzig.“ Dann verließen sie das Zimmer.

„Hast Du Silvia Pedretti beim Begräbnis gesehen?“ fragte Primo die Schwester auf der Treppe. Sie blieben auf dem Treppenabsatz stehen.

„Ich habe niemanden gesehen.“

„Ich ja eigentlich auch nicht, Madeleine, aber sie stand mir gerade gegenüber, neben ihrem Vater. Sie ist hübsch geworden.“

„Der arme Papa hat ihr noch vor einer Woche Rosenstöcke aus La Voluta geschenkt.“ Madeleines Gesichtchen zog sich schmerzvoll zusammen.

In der Saaltür erschien die große Gestalt der Mutter, furchterregend durch ihre schwarzen Schleier und ihre aufrechte Haltung.

„Geht hinunter und stört uns nicht.“ Die Saaltür schloß sich kurz.

Donna Clelia trat an den Tisch zurück, auf welchem Gisbert inzwischen große, abgegriffene Pläne ausgebreitet hatte. Er saß, die Hände auf den Knien, mit vorgeneigtem Oberkörper am Tisch und sah erschrocken zu Donna Clelia hinauf.

Die schwarze Frau setzte sich wieder in den Sessel, strich mit den langen fleischigen Händen über die Pläne und klopfte endlich mit den vielen Ringen des Mittelfingers ihrer Rechten auf die Karte.

„Ich wiederhole kurz, Gisbert. Die Pacht wird in Zukunft bar ausgezahlt. Sie verkaufen die Hälfte unter Beistand meines Anwaltes und schicken mir das Geld zu. Die Hälfte des Besitzes in der Ebene werde ich zu verkaufen suchen, und zwar das Gebiet vom Hang von La Voluta an bis zum Fluß. Es bleibt Ihnen südlich des Flusses noch das beste Land, genug, um zu leben und mir eine angemessene Pacht zu zahlen.“

Der Pächter legte die beiden Fäuste auf den Tisch. „Donna Clelia“, sagte er stoßend. „Sie können doch nicht das mittlere Stück Ihres Gebietes verkaufen?“

„Warum sollte ich das nicht können?“ fragte die Frau scharf. Sie warf mit der Linken den Schleier, der auf die Karte gefallen war, über die Schulter zurück.

„Dadurch wird das ganze Gebiet entwertet. La Voluta und La Fraccia-Süd sind kaum noch gemeinsam zu bewirtschaften.“

„Auch das habe ich erwogen. Ich werde La Voluta an einen aus dem Dorf Tre Fontane verpachten. Die dort oben verstehen mit Kastanien und Wein besser umzugehen als die Reisbauern der Ebene.“ Clelia überfah absichtlich, daß die offenen Lippen des Pächters zu zittern begannen. Gisbert atmete tief und erwiderte endlich: „Die da oben verstehen weder etwas von Kastanien noch von Wein. Sie pflegen ihre Geisteskranken, die man ihnen zur Aufbewahrung gibt. Davon leben sie. Feldarbeit lassen sie durch Zugelaufene machen.“

Das war richtig. Auch Donna Clelia wußte es. Vor zweihundert Jahren hatte der damalige Pfarrer von Tre Fontane, dessen Seligsprechung heute von der Kirche ernsthaft erwogen wird, sich als einer der ersten für eine menschenwürdige Behandlung der Geisteskranken eingesetzt. Er hatte mehrere dieser Unglücklichen in seiner Gemeinde untergebracht, und allmählich war, wie das so zu gehen pflegt, aus praktischer Nächstenliebe ein sicherer Erwerbszweig geworden. Die Bewohner von Tre Fontane lebten seit zwei Jahrhunderten ausschließlich von der Pflege Geisteskranker.

Celias Haupt, das Haupt der Frau mit den breiten, etwas feuchten Lippen, wandte sich dem Fenster zu. „Ich werde La Voluta anders verwenden“, sagte sie flüchtig. „Sie müssen sich entscheiden, Gisbert, ob meine Pläne Ihnen zusagen oder nicht. Sonst muß ich mich nach einem anderen Pächter umsehen.“

Gisbert, der sich verheiraten wollte, kämpfte um seine Zukunft. Gewiß hatte er sich dem Mädchen gegenüber noch nicht gebunden; aber man sprach doch schon davon, und er

selbst wollte eine tüchtige Gefährtin haben, mit welcher ihn weniger die Liebe als die Arbeitsgemeinschaft verband. Donna Clelia blieb jedoch all seinen Vorstellungen gegenüber kühl. Sie erinnerte sich rasch, wie sich die Heldin eines französischen Romanes, den sie jüngst gelesen hatte, in den Augenblicken des Kampfes zu betragen pflegte. So schlug sie die Beine übereinander, stützte das Haupt mit gespreizter Hand auf die Tischplatte und schüttelte allen Einwänden Gisberts gegenüber nur leise den Kopf.

„Die Mitte des Grundstückes, nennen wir sie . . .“, sie sah flüchtig auf einen Ring . . . „La Perla‘, wird vom Fuß des Berges an bis zum Fluß verkauft. Der Bergbesitz La Voluta bleibt mir. Ich werde weiter darüber verfügen. Den südlich des Flusses gelegenen Teil, den wir jetzt La Fraccia nennen wollen, ich wiederhole, Gisbert, es ist der eigentlich fruchtbare und wertvolle Teil, können Sie weiter pachten. Ich will Sie nicht drängen.“ Ihre rote Zunge glitt über die feuchten Lippen. „Rechnen Sie es sich aus. In drei Tagen erwarte ich Ihre Nachricht.“

Also keine Heirat, dachte Gisbert und legte die brüchigen Karten wieder zusammen. Weiter allein in dem mächtigen Steinbau, mit dem Wurm im Holz, der den ganzen Tag und die ganze Nacht pißt, mit den ausgetretenen Loggiengängen, der feuchten Kapelle, in der Don Francesco im Sommer die Messe für die Reisarbeiterinnen liest, den Scheuern aus Rohrgeslecht und Lehm, dem verwilderten Garten, den vernachlässigten Hühnern und der öden Wohnung. Wieder hineingehen, allein, in den Winter, der nicht Kälte, nicht Schnee, nur Feuchtigkeit ist. Manchmal in der Dorfwirtschaft einen Liter Wein trinken, manchmal bei schlechtem Licht den Vergil lesen.

„Ich werden annehmen und mich mit Vergil trösten“, erklärte er aus einer verzweifelten Leidenschaft heraus.

Donna Clelia war ans Fenster getreten. Sie sah hinunter auf den Kanal der dämmerfeuchten Straße, auf dem sie die Schiffchen ihrer Sehnsucht schwimmen ließ. Ihre langen Finger trommelten auf der Fensterscheibe. „Gut“, erwiderte sie, ohne sich umzuwenden, „das ist klug von Ihnen, Gisbert. Ich wußte, daß Sie mich nicht verlassen würden.“ Dann wandte sie sich rasch um. „Ich brauche das Geld für die Erziehung meiner Kinder. Bares Geld ist nicht da. Die Kinder müssen etwas lernen. Sie wissen, was es heißt, nicht genug gelernt — nicht studiert zu haben.“

O ja, das wußte er. Auch er wollte einmal studieren. Auch ihm war der Vater früh gestorben, am Fieber. Und dann war ihm nur ein Trost geblieben, der Vergil. Aber durch den Vergil war er auch geistig zurückgeführt worden zur Erde, daß er sie lieben konnte wie einen Freund, wie der Krieger den Krieger liebt.

„Ich werde Ihnen die große Vergilausgabe schenken, die Antonio zu benutzen pflegte. Zur Erinnerung“, lächelte die Frau und reichte dem jungen Manne ihre schöne Hand. Dann fügte sie mit fast fiebrigen Augen hinzu: „Im Sommer brauche ich La Voluta für mich.“ Sie hielt noch immer Gisberts verarbeitete Rechte, als sie hastig fortfuhr: „Ich ertrage das Leben hier nicht mehr. Erinnerungen erwürgen mich. In diesem Haus starb mein Leben. Ich werde das Haus schließen — vermieten — was weiß ich!“ Sie schwieg, ließ die Hand des Pächters frei, und ihr Antlitz wurde wieder ruhig. „Ich werde das Haus an den jungen Anwalt, der die Praxis des Herrn und auch meine Angelegenheiten weiterführen wird, vermieten. Er will sich verheiraten, da kann ich ihm mit der Vermietung helfen. Ja, das werde ich tun.“ Sie war mit sich zufrieden, setzte aber sofort düster hinzu: „Für mich gibt es nur eine Rettung: weg, in eine andere

Welt.“ Dann sagte sie wie nebenfächlich: „Vielleicht gehe ich nach Paris.“

„Nehmen Sie die Kinder mit, Donna Clelia?“

Noch nebenfächlicher klang die Antwort: „O nein. Sie sollen eine gute, ganz abgeschlossene Erziehung in der Heimat erhalten. Ich habe zuviel Verantwortungsgefühl den Kindern gegenüber. Eine Mutter allein kann keine Kinder erziehen. Sie ist von Natur aus zu gut zu ihnen. Don Francesco, dieser würdige Menschenkenner, riet mir, Primo in das Institut Carlo Borromeo zu geben, wo die besten Söhne unseres Landes erzogen werden. Madeleine wird bei den englischen Fräuleins in Pisa ein Heim finden. Ich weiß, welches Opfer ich bringe. Aber ich beuge mich dem Rat Don Francescos.“

„Die beiden kommen aber doch im Sommer?“ Gisbert übersichtlich ein Grauen bei dem Gedanken, daß die Kinder nicht mit ihm durch feuchte Reisfelder waten, keine Vögel fangen und keine Frösche hören sollten.

„Ich brauche La Voluta während des Sommers für mich.“

So reiste Gisbert mit der klappernden, braunen Kleinbahn nach La Fraccia zurück. Er fuhr durch milchige Nebel, in denen die verlaufende Schwärze der Maulbeerbäume verging. Mein in einen ganzen Winter fuhr er, in viele Winter ohne Frau, in viele Sommer ohne Primo und Madeleine, und seine ausgearbeiteten Hände umklammerten den Vergil, den letzten Gruß seines toten Herrn.

Drittes Kapitel

So war denn der Pächter Gisbert Corner nach La Fraccia zurückgekehrt, nicht verzweifelt, aber auch nicht froh. Seine trüben Gedanken hatte er männlich überwunden. Das Gut verlangte seine Arbeitskraft, aber er vergaß über der Tätigkeit, daß es auf der Erde noch Freude gibt. Er leitete die Winterarbeiten, trank gelegentlich seinen Wein im Gasthaus an der Bahnstation und hörte dem Donnern des mechanischen Klavieres zu, das „O meine Sonne“ in den Nebel hinausschickte. Er hatte nacheinander zwei junge Mägde für seinen Haushalt, die er beide hinauswarf, weil sie Forderungen stellten, welche über den Arbeitsvertrag hinausgingen. Am Ende legte er sich ein altes Weib zu, das ihm den Haushalt besorgte und das, im Gegensatz zu ihren Vorgängerinnen, mit ihrem Alter prunkte und von der Zeit der Österreicher in Norditalien erzählte.

„Unsere Fürstinnen haben sie öffentlich ausgepeitscht. Halbnaakt waren die Damen. Ich habs gesehen! Und am nächsten Tag hat der ganze Adel des Landes bei ihnen Besuch gemacht. O ja, so etwas vergift man nicht.“ Dabei krallte die Alte ihre Gichtfinger.

Gisbert lebte gleichförmig in den nächsten Frühling hinein. Ein Brief des Anwaltes seiner Herrin, daß dieser gelegentlich mit einem Käufer für La Perla kommen würde, beunruhigte ihn nur kurz. Solche Briefe schreiben die Geschäftsleute oft, dachte er, aber sie kommen nie. Er hätte in den Sommer, in den Herbst, in den neuen Winter hineingelebt, ohne Erregung, ohne Freude, wenn nicht eines Tages, als er gerade die Pumpwerke am Ufer des Flusses und die Beriefelung

der Saaten prüfen wollte, ihn ein lautes: „Ich bins!“ aus dem Zimmer geholt hätte. Er lief an den Bogengang, der sich vor seinen Zimmern im ersten Stock entlang zog, stützte die Hände auf den brüchigen Mörkel und sah in den Hof hinunter.

Dort stand, in der Linken einen Koffer, mit der Rechten den schwarzen Hut schwenkend, ein Kollegschüler. Gisbert fühlte sich durchwärmt. Sollte es . . . Er lief die Steintreppe hinunter, auf Primo zu.

„Hoch, Gisbert!“ rief der Junge. „Hier bin ich. Vierzehn Tage Ferien! — ,Wohin reisen Sie?’ — ,Nach Hause, Herr Präfekt, nach La Fraccia.’ Da bin ich nämlich zu Hause. Das Ferienpaket, das Mama aus Paris gesandt hat — ein seltsames Paket übrigens, mit zwei Paar gelben Handschuhen, fünf geweihten Kerzen und dem Text einer neuen Oper — habe ich noch rechtzeitig erwischt. Die Kerzen schicken wir Madeleine, die zwar auch welche bekam, sich aber mit meinen fünf bei ihren Nonnen noch weiter beliebt machen wird. Aber ich bleibe bei Ihnen, Gisbert, zu Hause . . . wenn Sie mich wollen.“

„Sag ,Du’, Primo“, stotterte Gisbert. „Es geht besser. Sag Du.“ Sie fielen sich um den Hals, und Gisbert, ebenso erregt wie Primo, brachte den Knaben in den ersten Stock. Er ließ sich es nicht nehmen, den Koffer nach oben zu tragen und der Alten Anweisungen für eine Mahlzeit zu geben.

Während Primo speiste, fragte ihn Gisbert nach seinem Ergehen.

„Ach, Gisbert, es ist so wie es ist. Wohin sollte ich auch? Zu Mama nach Paris, das geht nicht. Das weißt Du ja. Zu Don Francesco als Pensionär ins Priesterhaus, hinauf nach Tre Fontane, wo in jedem Haus ein Geisteskranker brüllt oder lacht oder bellt? Daran liegt mir wenig, weil ich doch

immer vor unlösbaren Rätseln stehen würde. So ist's im Kolleg am Ende noch am besten."

Gisbert faltete die Hände und sah dem Knaben in die tiefliegenden Augen. „Ist es sehr streng bei Euch?"

„Nicht einmal. Es ist geregelt. Von 7 bis 8 Erbauung. Von 8 bis 12 Lebensernst, von 12 bis 3 strahlende Heiterkeit, von 3 bis 5 stiller Ernst, von 5 bis 7 freiwillige Heiterkeit, von 7 bis 9 besonnene Ruhe.“ Während der Knabe mit den scharfen Zügen diese Worte hervorbrachte, beschäftigte er sich gleichzeitig mit der Vorbereitung eines Eies, das er fast wissenschaftlich exakt präparierte. Der Mann wußte nicht, ob der Knabe spottete oder ernsthaft sprach.

„Und Madeleine?“, fragte der Pächter vorsichtig.

Primo zuckte die Achseln. „Wird wohl ebenso sein. Unter besonderer Berücksichtigung der mehr gefährdeten weiblichen Seele. Madeleine hat Neigung, den Schleier zu nehmen. Vielleicht würde das ihrer ins Seelische geflüchteten Aktivität am besten entsprechen. Aber die Eier sind gut“, nickte er. „Versorgt Deine Medea auch die Hühner?"

„Ja, seitdem ich diese Medea habe, legen die Hühner wieder regelmäßig.“

„Deine vorherigen Dienstgeister, die Du unter den jetzigen Umständen nun einmal haben mußt, waren sicher zu jung und zu anspruchsvoll. Ich kann mir schon denken, weshalb Du heute die Weisheit des Alters vorziehst.“ Ein Sinnen ging über das Antlitz des Knaben, daß er plötzlich sehr schön wurde. „Sag“, begann er schüchtern, „sind Dir durch den Tod des Vaters besondere Pläne zerfallen worden?“ Gisbert wiegte den Kopf und schloß die Lippen. „Vielleicht ein noch nicht ganz ausgereifter — aber es geht auch so.“ Primo sah grübelnd vor sich hin. Ein plötzliches Lachen belebte Gisberts leicht versteinerte Züge und ließ seine Zähne wieder sichtbar werden. „Wie alt bist Du eigentlich?"

„Ich werde fünfzehn.“

„Und bist Kollegschüler?“

„Wie Du noch an meiner Kleiderpracht siehst, bis ich mich umgekleidet habe.“

„Du bist weit für Deine Jahre, Primo.“

Ein ängstliches, fast gequältes Zucken ging über das Gesicht des Knaben. Er griff nach der Hand des Mannes. „Weißt Du, Gisbert, man wird so weit getrieben, wenn man von hier weggenommen ist. Woher sollst Du wissen, wie das ist? Du bist von nebenan gekommen“ — er wies mit der Hand nach Westen — „und immer hast Du die Frösche quaken hören. Du weißt nicht wie das ist“, wiederholte er erregt. „Wenn man unter Palmen auf Kiesboden wandelt und immer reine Stiefel hat, dann beginnt man sehr bald unsicher zu denken, weil man ja doch nicht denken kann wie die aus den trockenen Ländern. — Ich hab einen Laubfrosch, Gisbert“, setzte er nach einer Pause hinzu.

Gisbert schwieg. Nach einiger Zeit fragte er: „Hat Dir Deine Mutter einmal geschrieben, daß sie das Stück zwischen dem Fluß und dem Hügel verkaufen wollte? Sie nennt es La Perla.“

Primo schüttelte den Kopf. „Warum denn?“

„Sie sagt, sie brauche das Geld für Eure Erziehung.“

„Dazu reicht die Lebensversicherung des Vaters. Sie hat die ganze Pacht allein für sich.“

„Vielleicht ist Paris sehr teuer“, bemerkte Gisbert ungeschickt.

„Vielleicht“, erwiderte Primo kurz, und sein bewegliches Antlitz verharrte in einer Frage. In der Unterhaltung entstand ein Graben. Der Mann suchte ihn zu überbrücken. „La Perla ist das weniger wertvolle Land. Es ist zu trocken.“

„Wenn nicht der Cavour-Kanal in zwei Jahren gebaut wird und La Perla sich dann ebensogut beriefeln läßt wie dieses

Gebiet hier.“ Der Knabe sprach wie ein erfahrener Mann, ohne auch nur durch ein Entgegenkommen in der Stimme dem anderen Gelegenheit zum Einhalten zu bieten.

So antwortete Gisbert auch nur kurz: „Wir werden ja sehen“, und ging mit Primo, der tief atmete und bald wieder scherzte, über schlammgewordene Bogen des Flusses zum Ufer. Sie standen an der Schleife des Flusses.

„Die Halbinsel jenseits behalten wir auf alle Fälle“, sagte der Knabe.

„Wenn sich der Käufer darauf einläßt. Der Fluß ist die Grenze.“

„Aber wenn wir die Halbinsel behalten, ist die Grenze gerade.“ Er richtete sich auf. „Ich werde einmal dieses Land erben. Wenn schon ein Teil . . .“, er stockte, „. . . für meine Erziehung daraufgehen soll, so will ich wenigstens die Halbinsel behalten.“

„Warum willst Du die?“

„Das Land ist gut, Gisbert.“

„Es wird ja auch bezahlt, Primo.“

Der Knabe schwieg. Dann fuhr er auf: „Weißt Du denn nicht, daß wir dort die ersten Sumpfvögel geschossen haben . . ., daß Du uns da zuerst den Vergil vorgelesen hast . . . Wir wollen alles das halten, was zu uns gehört, und wenn Du einmal Söhne hast . . ., die sollen da auch spielen und jagen.“

Erstrocken stand der Mann vor der seelischen Geschlossenheit des Knaben. „Gut, Primo“, antwortete der Pächter. „Ich werde versuchen, die Halbinsel herauszuhalten.“

Als die Sonne sich zum erstenmal zu verdoppeln schien und die beiden ein paar Tage später die Saat an den Seiten der Pappelallee prüften, die zum Bahnhof führt, rollte ein kleiner gelber Jagdwagen über die Landstraße. Ein Bauer trieb seinen Esel, der mit Hühnerkäfigen für die Stadt be-

paßt war, ängstlich zur Seite und griff vor diesem Fuhrwerk an die Mütze.

„Da kommt der Anwalt Deiner Mutter mit noch einem Herrn, Primo. Ich werde sie empfangen.“

„Nein, ich will sie empfangen.“

Der Anwalt, der selbst kutschierte, hielt an, als er die beiden erkannte. Er stellte seinen Klienten vor, einen jungen fetten Herrn aus Neapel, in einem gelben Mantel, gelben Schuhen und gelben Ledergamaschen. Hinter diesem Gesicht steck nichts, überlegte Primo, nur das Bewußtsein, Geld zu haben. Er kommt geradenwegs von einer Landwirtschaftsschule, dachte Gisbert und begrüßte den Fremden, der von einem Fuß auf den anderen trat. Der bewegliche Anwalt vermittelte. Er pries den Boden der Provinz und sprach von der Möglichkeit einer intensiven Bewirtschaftung. Er wies darauf hin, daß der große Kanal Cavour gebaut würde, mit dessen Hilfe alle Gebiete ausreichend bewässert werden könnten; daß die Versorgung mit elektrischer Kraft bei der Tätigkeit der Regierung in absehbarer Zeit durchgeführt sein würde, und daß eine so betriebene Landwirtschaft sich ebenso rentieren müsse wie ein industrielles Unternehmen. „Denn“, so schloß er, „erst eine industrialisierte Landwirtschaft hat das Recht, in unserer fortschrittlichen Zeit Landwirtschaft zu heißen.“

„In Neapel sind wir industriell weiter als hier. Wir haben dort viele Fabriken. Mein Vater hat beispielsweise eine Schuhfabrik.“

„Das sehe ich“, nickte der Knabe.

Es entstand eine Pause. Der Anwalt zog die Stirn zusammen, so daß Gisbert ihm den Vorschlag machte, mit in das Haus zu kommen. Primo könne dem Herrn das Gebiet La Perla, das verkauft werden solle, zeigen. Der Anwalt wollte davon nichts wissen, aber der Neapolitaner, in Künsten des Handels erfahren, bestand darauf. Er dachte sich: Von

diesem offenherzigen Knaben erfahre ich mehr, als von den beiden anderen.

So schritten denn der Neapolitaner und Primo dem Flusse zu. Primo ließ den Kahn versteckt im Uferröhricht liegen und führte den Fremden durch eine Furt. „Ihre Stiefel sind doch wasserdicht?“

„Ich hoffe. Auf Derartiges war ich zwar nicht vorbereitet . . .“

„Aber wenn die Stiefel doch aus Ihrer eigenen Fabrik stammen?“

„Es wird schon gehen.“

Die Erde roch weich und warm. Die Halme trieben, und das Wasser rieselte, von quietschenden Pumpen gehoben, braungelb durch die Felder.

Der Neapolitaner erkundigte sich nach den Wasser- verhältnissen, der Rentabilität, den Transportbedingungen und den Arbeiterverhältnissen, als ob er ein Lehrbuch abläse.

. . . 753 Gründung Roms, 510 Vertreibung der Könige, 494 Auswanderung der Plebejer auf den heiligen Berg, dachte der Knabe. Wie unsere Geschichtszahlen . . .

Mit gewollter Heiterkeit suchte der Käufer, der seine Stiefel immer wieder mit einem Stöckchen von Erdklumpen befreite, aus dem Knaben den wahren Grund des Verkaufes herauszufragen. „Wir haben genug Land“, erklärte Primo geschäftig. „Sehen Sie, wie schön die Berge sind! Das“, er wandte sich um, „ist der Col di Tenda. Aber den sind die Gallier ins Land gekommen und haben die Urbevölkerung bezwungen. Dann kamen die Langobarden und unter Octavian wurden hunderttausend Veteranen angesiedelt . . .“

Der Neapolitaner nickte gefällig. „Und warum verkauft Ihr gerade dieses Stück? Wollt Ihr nicht lieber das südliche Stück hergeben? Dann bleibt Euer Rest doch zusammen.“

„Nein. Das will Mama auf keinen Fall hergeben. Ich verstehe es auch nicht, da, wie Sie so richtig bemerken, unser ganzes Gebiet durch diesen Verkauf in zwei Teile gerissen würde. Aber Mama wird schon ihre Gründe haben.“

„O ja, das wird sie. Ich verstehe sie jetzt sogar.“ Die Mundwinkel des Fremden wurden starr. „Sucht Euch einen Dummen“, hieß dieser Zug. Primo stellte ihn mit Befriedigung fest. So gingen sie wieder über den Fluß zurück und tranken im Hause zusammen mit den beiden anderen ein Glas Wein. Auf die Reden des Anwaltes antwortete der Neapolitaner nur noch einsilbig. Er bat um baldige Abfahrt. Als die Pferde anziehen wollten, reichte Primo dem Fremden ein kleines Paket in den Wagen. „Nehmen Sie das zum Andenken“, sagte er artig und grüßte, als der Wagen davonrollte. Gisbert und Primo sahen sich an. „Diesmal wäre es noch vorübergegangen“, lächelte Primo. „Ja“, entgegnete Gisbert, „aber auf die Dauer kann ich es nicht verantworten. Weniger Deiner Mutter als meiner selbst wegen. Ein Stück, das doch verkauft werden soll, verliert unversehens an Interesse.“

„Und Deine Frau?“ fragte Primo kurz.

„Geht nicht, dieser Rest hier ernährt gerade mich.“

Primo schwieg.

„Was hast Du ihm denn zum Abschied mitgegeben, Primo?“

„Damit er wenigstens nicht ganz umsonst gekommen ist und irgendeinen Vorteil von Paris hat, habe ich ihm ein Paar von den gelben Handschuhen mitgegeben, die Mama mir geschickt hat.“ —

Am folgenden Tage, als die Berge im Grün des Morgens schwammen und die Sterne noch nicht erloschen waren, strichen die Freunde mit Gewehren im Arm durch das Uferdickicht. Als sie mitten in der Strichwelt des Rohres standen und sich mit den Füßen Grund traten, wandte sich Primo

scharf an den Pächter. „Warum hast Du meiner Mutter, als sie Dir ein solches Angebot machte, nicht den Dreck vor die Füße geworfen? Mit dem Worte: ‚Alles oder nichts. Behalte Dein Drittel?‘“ Gisbert sicherte mit Ruhe seine Flinte. „Das Land hier ist mein Leben. Lieber verliere ich den Arm als das Leben. Und am Ende ist das, was mir auch ohne Arm bleibt, immer noch ein lebenswertes Leben.“

„Wir sind Dir eine Frau schuldig, Gisbert.“

„Rede keinen Unsinn, Primo.“ —

Im Sommer, als die Monda, die Säuberung der Reisfelder vom Unkraut begonnen hatte, als Tausende von Mädchen, aus allen Teilen Italiens, bunt gekleidet, wie Bauernblumen leuchtend, herbeigeführt waren, um in den feuchten Reisfeldern zu arbeiten, berichtete der Feldwächter, daß Donna Clelia in La Voluta angekommen sei. Sie sei mit vielen Koffern dort eingezogen und wolle vier Wochen bleiben. „Sie macht die Nonne“, erwiderte Gisbert gleichgültig. „Eine Nonne mit zwei Köpfen“, lachte der Feldhüter. Der Pächter reckte sich empor und befahl dem Mann, zu schweigen. Der Feldhüter grinste und tapste weiter.

Gisberts Monate vergingen. Allerseelen verkaufte er die Hälfte, die Donna Clelia gehörte, unter Beihilfe des jungen Advokaten, welcher die Versteigerung leitete und die Käufer mit Scherzen anfeuerte. „Bietet doch mehr, Leute, auf das Korn der armen Witwe!“ — „Oho, sie hat sich nackt malen lassen, im Sommer in La Voluta, von einem Pariser Maler!“ — „Seht, wie arm sie ist, daß sie nicht einmal Sommerkleider hat! Aber jetzt kommt der Winter, da muß sie einen Mantel haben.“ Den Erlös sandte Gisbert nach Paris. Er kümmerte sich nicht um die Klagebriefe der Donna Clelia. Er las seinen Vergil und fand dort seinen Lebenswillen ausgedrückt in den vier Kardinaltugenden der Römer. In großen Buchstaben malte er sich die Namen dieser Tugenden auf ein Holzbrett,

das er über seinem Arbeitstisch befestigte: Tucht, Gerechtigkeit, Milde, Frömmigkeit. Er malte das Brett mit aller Sorgfalt aus und freute sich daran. Er fühlte sich dem Mantuesen nahe, der vor zweitausend Jahren gelebt hatte, und zuweilen, wenn draußen der wässerige Schnee sank, hielt er Zwiegespräche mit ihm über die Zukunft des Volkes. Seine Freude war die Hoffnung auf Primos Kommen. Ein Wandkalender, an welchem ein Rotstift hing, mußte über die noch fälligen Tage berichten. Das hatte er nur einmal im Leben gemacht, in der Kaserne. Die Tucht verlangte, daß er an keinem Morgen vergaß, den überwundenen Tag zu durchstreichen; aber noch besser als die Tucht half ihm dazu die Liebe zu dem jungen Freunde.

So gingen vier Jahre vorüber. Tapfer widerstrebte Gisbert der schlaffen und widrigen Luft der Zwischenjahreszeiten. In jedem Sommer wurden Koffer und Kisten nach La Voluta hinaufgeschleppt. In jedem Jahre wurden es mehr. Ein Klavier wanderte nach oben; breite Holzverschlüge, in denen gewaltige Spiegelscheiben staken, wurden den Berg hinaufgeführt. Ein in Holzwolle verpacktes, breites Bett, dessen goldene Adlerköpfe in der Sonne blinzelten, schwankte in einem Getreidewagen hinauf nach La Voluta. Wenn das Hundsgestirn die Welt beherrschte, wenn die Schatten unter den Weinblättern blauten und die Frösche zu Millionen quakten, traf Donna Clelia in La Voluta ein. Immer mehr Fremde brachte sie mit. Abends sah man von der Ebene aus bunte Lampions oben an der Rundmauer brennen. Wanderer erzählten, daß Lachen und Getreisch durch die Taurushefen bis ins Dorf der Irren dränge und diese beunruhige. Der Bürgermeister solle bereits Vorstellungen gemacht haben. Der Feldhüter, der als Jüngling einige Jahre in Frankreich gewesen war, sang sogar neuerdings ein Lied, das er an der Hecke erlauscht haben mochte: „Sie denken, liebe Kleine,

noch manchmal, wie ich meine, an Stanislaus, Baron von Trascata . . .“

Im Herbst bat dann Donna Clelia, Gisbert möge auf die Pacht einen Vorschuß geben. Sie bot fünf, ja zehn Prozent für das Geld. Aber Gisbert lehnte solches Ansinnen wie immer ab. Inzwischen hatte Primo die Universität bezogen. Eine lange Besprechung mit Gisbert war diesem Ereignis vorangegangen. Was sollte Primo studieren? Gewiß war er äußerlich ruhiger geworden, aber seine Menschenkenntnis war weiter gewachsen. Zwar brannten Seele und Geist im gleichen, lebendigen Feuer, über die ‚Rasse Mensch‘, wie er sagte, machte er sich keine Illusionen mehr. Er deutete auch die Römertugenden anders aus, als Gisbert es tat. Er sah sie fast stoisch. „Uranfänglich“, so zitierte er wohl die Aneas, „war immer ein geistiger Hauch. Erst als die Menschen den gründlich zerstört hatten, traten an seine Stelle Deine vier Tugenden. Wo aber ist dieser uranfängliche geistige Hauch geblieben?“

Der Pächter lächelte. „Du kannst doch studieren, Primo, kannst den geistigen Hauch doch suchen, Glücklicher Du.“

„Soll ich Pfaff werden, Gisbert?“

„Das möchte ich erleben, Primo.“

„Leider werde ich Dir diese Freude nicht machen können.“ Gisbert sah vor sich hin. Er krallte die Fäuste, während seine grauen Augen sich zusammensogen. „Ich weiß, was ich würde, Primo. Ich würde Lehrer. Ich studierte die Alten und predigte den Jungen: ‚Alles durch die Erde für den Staat‘.“

Der werdende Student wiegte den Kopf. „Du könntest ihnen predigen, Gisbert. Ich könnte es nicht. Ich würde zwischenhinein lachen oder von meiner Kanzel weglaufen. Ich würde mich schämen. Fast so sehr, als wenn ich Parlamentarierbetrug mitmachen würde, dem mein armer Papa

nur durch den Tod entgangen ist. Sonst hätte er auch das noch müssen.“

„Müssen? Warum ‚müssen‘, Primo?“

„Von daher gibt es keinen Weg mehr zurück, Gisbert. Da muß man sich vergleichen. Weißt Du, Lieber, ich denke, ich werde Arzt. Da habe ich nur mit Kranken zu tun und die müßten tun, was ich will. Mit denen brauche ich mich nicht zu vergleichen. Ich hasse Vergleiche. Ich bin für gesunde Menschen und ihre kranken Künste nicht geschaffen.“ So wurde Primo Arzt. Schon während seiner Studien bot ihm die Gemeinde von Tre Fontane die Stellung als Arzt nach Beendigung seines Studiums an, mit dem besonderen Hinweis auf die Notwendigkeit, sich in den Fragen der Psychiatrie zu vervollkommen. Dieses Angebot war die Folge eines Artikels, welcher, durch einen neu aufblühenden Konkurrenzort in die Presse gebracht, auf die Rückständigkeit der Krankenpflege von Tre Fontane hinwies. Primo nahm das Angebot an. Nach kaum einem Jahr der Praxis zog er in La Voluta ein. Die erste Kranke, die er zu betreuen hatte, war seine Mutter, welche an einem Herbsttage mit zerfetzten Kleidern schluchzend in La Voluta erschien und erklärte, sie wolle dem lang unterdrückten Zug ihres Herzens folgen, in der Heimat leben und ihre Kinder lieben. „Sie hat das Alterwerden überwunden und beginnt alt zu werden“, dachte Primo, als er die verstörte Frau musterte, die kaum noch offene Zoten zu verdrängen mochte, endlose Geschichten über die Schlechtigkeit der Menschen erzählte und dazwischen Operettenmelodien summt. Er verordnete ihr leichte Hausarbeit, welche sie in den mit ihr alternden Pariser Roben verrichtete, und ließ ihr beslehtes Denken von Don Francesco so gut säubern, wie das noch möglich war. Weitauis schwieriger als die ärztliche Behandlung war die Ordnung der völlig zerrütteten wirtschaftlichen Verhältnisse seiner Mutter. Täg-

lich kamen Rechnungen, Drohungen, Schuldscheine, deren Gesamtsumme das Familienvermögen erheblich überstieg. Nun mußte Primo doch mit dem lustigen Rechtsanwalt in der Stadt verhandeln. Der kniff den Klienten in den Arm und sagte pffiffig: „Erst einmal entmündigen. Das hätte schon längst gemacht werden sollen. Ich habe für mich oft genug die Hände über den Kopf zusammengeschlagen.“

„Ja, warum haben Sie mir denn das nicht gesagt?“
Der Anwalt zuckte die Achseln.

Die ungerechtfertigten Forderungen wurden in einem nicht immer druckreifen Briefwechsel abgewiesen. Aber auch die gerechtfertigten Forderungen, welche Donna Clelia aus hohem Schwanensessel heraus, mit verkniffenen, unruhigen Augen als die „ungerechtfertigten“ bezeichnete, verlangten den Verkauf des Stadtpalastes an den Anwalt, den dieser tatsächlich schon längst besaß und den baldigen Verkauf von La Perla. Primo beriet sich mit dem Anwalt und mit Gisbert. Der Anwalt übernahm den Palast, verzichtete auf den goldenen Stuhl und versprach, einen Käufer für La Perla zu bringen.

„Über die Halbinsel lassen Sie heraus.“ — „Wozu hat man denn studiert?“ lachte der neue Palasteigentümer und griff in die Zigarettendose.

In der Tat brachte er im nächsten Frühling einen „Amerikaner“, einen Italiener, der in Brasilien Geld gemacht hatte und sich wieder in der Heimat niederlassen wollte. Er hieß Paolo Veneziano, war noch nicht dreißig Jahre alt und erklärte, daß hier in Europa alles zu klein sei. La Perla sei überhaupt nicht zu entdecken. Er wolle „Gebiete“ haben, aber keinen Garten. Sein negroides Gesicht mit dem mächtigen Doppelfinn glich einer altmodischen Bombe, in welcher eine immer glimmende Zigarre als Zündschnur hing. Die Frau stand neben ihm, mager, mit blauen Schläfen, tief ausgehöhlten Wangen und feinen, über den Leib gekreuzten

Armen. Sie war von Brasilien her abgearbeitet und im Innern entschlossen, ein kleines Landgut zu erwerben.

„Ja“, sagte sie, „wir müssen ein ‚Gebiet‘ haben.“ Sie fuhren davon. Nach zwei Wochen kamen sie zurück und kauften La Perla.

Auf Donna Clelias inständige Bitte kehrte Madeleine aus dem Stift der englischen Fräuleins von Pisa, wo sie eine Vertrauensstellung einnahm, nach La Voluta zurück. Sie war sehr schön geworden, aber ihre Seele noch nach kaltem Weihrauch, wie Primo dachte. Nun, dagegen gibt es Mittel. Von der Welt kannte sie nichts. Die ersten seidnen Strümpfe, die sie trug, stammten aus den Pariser Vorräten ihrer Mutter.

Die Familie Cavadini war dem Gisbert Corner noch eine Frau schuldig. Und Gisbert Corner war der Freund des Doktors Primo Cavadini, der seine Schwester in keine besseren Hände geben konnte als in die seines Freundes.

Primo ließ, als Seelenkenner, den beiden die Zeit des Sehnsens, Werbens, der Briefe, Verse, Verabredungen und einsamen Spaziergänge. Er stellte mit Befriedigung fest, daß Madeleine den Vorräten ihrer Mutter heimlich weitere Seidenstrümpfe entnahm.

Im Sommer 1902 heirateten Gisbert Corner und Madeleine Cavadini, die auf Primos Wunsch La Fraccia als Mitgift erhielt, während er sich mit dem weniger wertvollen La Voluta begnügte.

Viertes Kapitel

Bald nachdem La Perla an Veneziano verkauft worden war, hatte Gisbert erkannt, daß La Fraccia ohne La Perla nicht die Hälfte der bisherigen Einnahmen bringen würde. Durch die Bestellungen der beiden Besitzungen hatte sich fast dreimal soviel herauswirtschaften lassen, als La Fraccia allein brachte. Als er, damals noch unverheiratet und noch Pächter, die Hälfte des Gewinnes an den Freund Primo in La Voluta auszuzahlen hatte, schämte er sich der geringen Summe, und fast hätte er in seiner Scham noch etwas von seinem Eigenen dazugelegt. Aber dazu war er wieder zu stolz. Er bat Primo inständig, in die Bücher von La Fraccia Einsicht zu nehmen, und eines Abends hatte er ihm die Zahlen vorgeführt, wenn auch Primo immer wieder betonte, er glaube dem Freunde ohnedies.

„Aber Du mußt mir Gelegenheit geben, mich seelisch zu befreien“, hatte Gisbert trotzig erwidert, und Primo hatte lächelnd gehorcht.

Durch die Eheschließung mit Madeleine veränderte sich Gisberts wirtschaftliche Lage nur im Anfang. Ein wenig Bargeld war mit nach La Fraccia geflossen; aber die Herstellung des alten Hauses hatte dieses Bargeld rasch wieder verschlungen. Der Viehbestand, durch den Verkauf der Hälfte schon über das Notwendige hinaus verkleinert, bedurfte der Auffrischung. Lästige Steuern kamen dazu. Die Regierung wurde immer erfinderischer in ihren Forderungen. Streitigkeiten mit der Behörde verlangten die Vermittlung durch Anwälte. Als der Kanal Cavour gebaut wurde, erhielten die Verkäufer des Grundes und Bodens zwar eine Entschädigung

für den enteigneten Grundbesitz. Aber diese Entschädigung wurde ihnen durch Wertzuwachssteuern bald wieder aus den Händen gewunden. Endlich hing ein Rechtsstreit mit dem Nachbarn Paolo Veneziano wegen der Halbinsel. Veneziano erklärte mit seiner ganzen, vollblütigen Leidenschaft, er sei betrogen worden. Das Verkaufsinstrument sei absichtlich so abgefaßt, daß ihm dieses Stück, auf das er plötzlich besonderen Wert legte, mit einem Anschein von Recht streitig gemacht werden könnte. Gisbert war längst von seinem guten Recht überzeugt. So prozessierte er mit gleicher Leidenschaft wie sein Nachbar in eine grundlose Tonne des Rechtes hinein. Beide hatten ihren eigentlichen Willen in der Schwebe gelassen: kein Richter konnte ihn daher finden, und die Gerichte arbeiteten, ohne sich besonders zu überanstrengen, mit Fiktionen des Parteiwillens.

Nach langem Zögern sah sich Gisbert genötigt, das Besitztum seiner Frau hypothekarisch zu belasten. Er fuhr mit der zarten Madeleine, deren innere Erregung durch äußere Haltung kaum verdeckt wurde, in die Stadt und mußte mit ihr viele Dokumente unterschreiben, bis ihm eine Bank einen Kredit einräumte.

Als die beiden wieder nach Hause kamen — es war ein Sonntag, aber Madeleine fühlte sich in den ersten Monaten ihrer Schwangerschaft wenig wohl —, fragte die Frau: „Gehört uns nun La Fraccia nicht mehr?“

„Doch“, entgegnete der Mann, „es hat nur einen Schönheitsfehler. Es hat Schulden. Sechzigtausend. Die müssen wir abarbeiten.“

Madeleine schwieg. Gisbert ging abends, nachdem er noch einmal die Ställe durchschritten hatte, in sein Arbeitszimmer und rechnete. Er schrieb Zahlen unter Zahlen, und wenn er die Summen gegeneinanderhielt, schoß ihm das Blut ins Herz. Selbst das Brett, auf welches er die vier Kardinal-

tugenden der Römer geschrieben hatte, gab ihm keine rechte Kraft mehr. Er begann für sich zu klagen: „Dieser elende Anwalt, der den Veneziano in seinen sinnlosen Prozeß hegt, hat uns das Geld gestohlen. Die alte Person in La Voluta hat das Geld ihrer Kinder, mit dem wir hier neue Werte schaffen könnten, verschleudert und verhurt. Und ich habe von früh bis spät geschuftet, mir keine freie Minute gegönnt, während sie Pariser Liedchen sang, sich ein Spiegelschlafzimmer einrichtete und sich von einem ihrer Galane nackt malen ließ.“ Er ertappte sich bei Wortwitzen, nannte La Voluta „La Voluttà“, die Wollust, und pflanzte vor seinen hohen schmalen Büchern jeden Abend weiter das Unkraut des Mißmutes in sein eigenes aufgewühltes Herz. Es sah nicht Madeleines verweinte Augen. Dann wieder, nachdem er den Hühnerhof in Unordnung gefunden und sie kurz zurechtgewiesen hatte, wurde er plötzlich weich, als sie in Verzweiflung ihren Kopf an die Mauer lehnte. „Ich weiß es, Liebste, Du hast es schwer. Du hast im Kloster wohl Beten, aber nicht Hühnerzucht gelernt. Und Du bist schwanger dazu.“ Madeleine lächelte, wenn er so rasch wieder weich geworden war und strich ihm über die Haare.

Primo überfah mit einem Blick die beginnende Zerfegung dieser Ehe. Er sah es wissenschaftlich, und er versuchte zu vermitteln. Eines Abends, als er mit dem Freunde hinter einem Fiasco hockte, begann er vorsichtig zu sprechen: „Du bist Landmann, Gisbert, und Madeleine ist fern dem Land erzogen. Aber sie hat unser Blut. Sie ist wie wir genährt mit Korn und Vieh unseres Landes. Sie ist mit gesenktem Haupt über den Boden gegangen und hat die Frösche quaken hören. Die Berge haben über ihr wie über uns gestanden, als ferne Gottheit, die ist, von der das Gute kommt, aber zu der man die Augen nicht aufschlägt. Ihre Klosterzeit war ein leerer Zwischenraum, Gisbert. Führe sie zurück.“

Gequält antwortete der Freund: „Ich versuche es ja immer wieder, Primo. Aber ich finde den Weg zu ihrer Seele nicht. Sie ist nicht von uns. Sie ist vielleicht aus Genua, aus der Stadt, kam vielleicht übers Meer zu uns und ihre Seele ist Meer.“

„Sie ist schwanger, Gisbert, dann wogt in allen Frauen das Meer.“

„Sie war schon vorher so — so entfernt. Seit der Hochzeit war sie so.“ Der Verschüchterte goß ein Glas Wein hinunter.

Ganz fein fragte der Arzt: „Ist sie Dir eine gute Frau?“

„Sie erfüllt ihre ehelichen Pflichten wie die Kirche sie vorschreibt.“

Beide schwiegen.

Langsam ergriff Primo die Hand des Mannes „Und Du sehnst Dich nach etwas, was von der Erde kommt, nicht aus dem Meer. Du sehnst Dich nach Deinen Reismädchen, die bunt, schwabend, singend aus allen Teilen unseres Landes zu uns flattern, wunderfern, und doch Wunder, weil sie erdennah sind?“

„Madeleine ist meine Frau. Mögen solche Wünsche, wie Du sie klarlegst, auch vorüberstreichen. Dann sage ich: ‚Bis hierher und nicht weiter!‘ Ich kenne die Tucht.“ Er wies plötzlich auf die Tafel, die er lange nicht mehr beachtet hatte. Dort steht auch Milde, dachte der Arzt. Man muß zuweilen auch mild gegen sich selbst sein, des Ganzen wegen. Aber das durfte er nicht mehr aussprechen.

Durch neue von der Regierung angeordnete Maßnahmen sollte die Malaria wieder einmal bekämpft werden. Gisbert hielt daher in seinem Hause darauf, daß auch in denjenigen Jahreszeiten, in denen anscheinend kaum eine Gefahr bestand, die Moskitofenster geschlossen blieben. So wurde er unwillig, als er eines Abends seine Frau an einem offenen Fenster

stehen sah, eine Kerze hinter sich. Madeleine sah hinaus in die Dunkelheit.

„Schließe sofort das Fenster“, befahl er barsch. „Du weißt, daß die Moskitofenster geschlossen sein müssen. Wenn die Herrin das nicht befolgt, was sollen da die Mägde tun!“

Madeleine trat in das Zimmer zurück. „Verzeih, ich habe hinaufgesehen zu den Lichtern von La Voluta. Sie sind so hell. Und das tat mir gut.“

Nun war Gisbert durch ein neues Stadium seines Prozesses, von welchem er an diesem Abend erfahren hatte, in erneute Ängste und Sorgen gerissen worden. Nach langer Überlegung hatte er das Futter der Tiere in der Qualität herabgesetzt. Dann wäre er gerade durchgekommen bis zur Ernte. Der Prozeß zerstörte diese Hoffnung. So ließ er seine Bitternis an der Frau aus. Er sagte ein paar böse Worte über ihre Mutter und schloß dabei das Fenster.

Langsam sank Madeleine in einen Stuhl. Sie hielt die umgekehrte Hand vor die Augen. „Sei doch nicht so ungütig zu mir“, flüsterte sie nach einer Weile.

Es überlief den Mann kalt. War er wirklich ungütig? Oder waren es die Verhältnisse, die ihn ungütig machten, die ganz gemeinen Sorgen des Lebens, die er auf seine Frau abschob? Er gab sich Mühe, gut zu sein, und fühlte doch, daß er sich Mühe gab, gut zu sein.

Das Jahr stieg auf den Gipfel. Gisbert litt, kämpfte, gab sich Mühe, gut zu sein und wurde stiller. Es wurde alles in ihm umzirkelt, eingeteilt, gefaßt. Er wurde innerlich einsamer. Im August kam leicht, ohne große Umstände, Carlo Corner zur Welt. Er wurde geboren im Saal von La Fraccia, unter der Holzdecke mit dem eingemalten Sternhimmel, unter den Bildern seines Großvaters, des Anwaltes Antonio Cavadini, seines Urgroßvaters Pietro, der noch Savoner Richter gewesen war, dem seiner Urgroßmutter, einer Mailänderin und

endlich dem seines Ururgroßvaters, dessen Frau den ganzen Grundbesitz mit in die Ehe gebracht hatte.

Aber bei seiner Geburt glich Carlo keinem dieser Vorfahren. Gisbert wollte eine Ähnlichkeit mit seinem eigenen Vater feststellen, aber von den Corners gab es keine Bilder. Nach drei Tagen wurde Carlo Corner in der Kapelle von La Traccia getauft. Eine Amme aus den Bergen, bunt angezogen, mit kurzen Röcken und Goldschmuck, trug das dichtverschleierte Kind über die erneute Steintreppe in die Kapelle. Die Mägde hatten die Kapelle mit Sommerblumen geschmückt, mit Rittersporn und Rosen, wie sie jetzt wieder im Garten von La Traccia blühten. Es war ein richtiger Klostergarten, und die Bauern der Umgebung hatten eine scheue Freude daran.

In der Kapelle, deren hohe Fenster durch vorgesezte Moskitodrähite verdunkelt waren, stand Don Francesco an einem kleinen Taufstein, in welchen große, steife Figuren gemeißelt und durch eine eckige Inschrift, die niemand mehr lesen konnte, erklärt waren. Vier Steinlöwen, wie von einem Zuckerbäcker geformt, trugen den Taufstein. Die blätternden Fresken an den Wänden erweckten die Vorstellung des Verfalles. Einzelne Heilige hatten alle Farbe verloren und lebten nur noch in tief eingekrahten Linien. Diese abgefallene Farbe schien noch einmal Mensch geworden zu sein in Donna Clelia, der Großmutter des Kindes, welche in einem wallenden weißen Kleid mit violetten Schleifen und einem violetten Strohhut dicht am Taufbecken saß. Eine einzige rotschwarze Strähne, die unter dem Hut hervorguckte, zog sich durch ihr schmutziges, weißes Haar. Sie drehte mit den spitzen Fingern ihrer noch unverwelkten schönen Hände einen violetten Sonnenschirm, so daß ihre Ringe blitzten. Von Zeit zu Zeit wandte sie ihr unförmiges, sinnlos zerfurchtes und gemaltes Gesicht mit den unruhigen, zwinkernden Augen Don Francesco zu. Primo, der hinter ihr stand, hatte unauffällig eine gezogene Morphium-

Spriße hinter den Altar gelegt. Gisbert, neben Don Francesco, hielt die Augen fest auf den Täufling geheftet. Gisbert sprach, während die heilige Handlung begann, die vier Worte: „Tucht, Gerechtigkeit, Milde, Frömmigkeit“ vor sich hin, daß der leicht gebückte Don Francesco ihn aus guten Augen ungewiß ansah. Das bemerkte Gisbert aber nicht. Er hatte die Hände gefaltet und betete zu den Heiligen, daß er dieses Kind zu einem Menschen machen dürfe, zu einem Freund in seiner Einsamkeit, einem Freund, der gleich ihm die vier Römer-tugenden im Herzen trage. Er wußte nicht, wieviel er erbat; er wußte noch nicht, daß es schon höchste Gnade ist, wenn Vater und Sohn befreundet sein können als Greis und Mann.

Don Francesco mochte die Gedanken des Mannes spüren wie man fernes Wetterleuchten spürt. So sprach er dann ein paar milde Worte über die Stürme, welche die Reise bringen, und über die Sonne der mütterlichen Liebe.

Vorsichtig hob die Amme den Schleier des Kindes, bevor der Priester es mit dem Taufwasser bekreuzte.

Die Paten, ein heiterer Studienfreund Primos, der in Mailand Arzt war und eine schwerhörige Freundin Madeleines, in deren Zügen sich Gläubigkeit und Bitternis seltsam mischten, hielten das Kind.

Donna Clelia weinte laut. Ein paar buntgekleidete Reismädchen, welche in die Kapelle geschlüpft waren, beteten indessen neugierig.

Als die Amme das Kind wieder in die Wohnung trug und die Gäste schwägend die Treppen hinaufgingen, um die Mutter zu besuchen, die in ihrem hellen Zimmer lag, überreichte eine Magd dem Vater einen Brief. Auf dem Umschlag stand die Firma seines Anwaltes. Gisbert wollte zunächst das Schreiben ungeöffnet in die Tasche stecken. „Was kann von einem Anwalt Gutes kommen?“ dachte er. „Der Brief verdirbt mir nur den Tag.“ Dann aber zieh er sich der Feigheit und öffnete

das Schreiben. Der Prozeß gegen Veneziano war in erster Instanz gewonnen.

„Primo, die Halbinsel gehört uns!“ rief er im Säulengang dem Schwager zu. „Hoch!“ antwortete Primo, „wenn das kein gutes Zeichen ist!“ Die Gäste wünschten dem Hausherrn lebhafter Glück, als sie es nach der Taufe getan hatten. Befeuert und froh traten sie in den Saal. Gisbert ging rasch in das Zimmer seiner Frau, die ihn mit frohen Augen ansah. Sie hielt das Kind an der Brust. „Die Freude, Madeleine“, rief er, „denk Dir, der Prozeß ist gewonnen.“

Der zarte Körper der Mutter knickte ein wenig im Rücken ein. Die Augen wurden glanzlos. „Ja, ja“, sagte sie nur. Gisbert sah sie erschrocken an.

„Fehlt Dir etwas, Madeleine, Kind?“ fragte der Mann.

„Nein, Liebster, ich dachte, Du wolltest mir etwas sagen, weil Carlo nun doch getauft ist . . .“

„Madeleine, ich habe alles, was ich sagen konnte, am Altar gesagt . . . zu mir . . . und zu Dir . . . Du weißt doch, Liebe, was Du mir mit Carlo geschenkt hast? Weißt Du es nicht, Madeleine? Sag, daß Du es weißt!“

„Ich — weiß es, Lieber, und ich begreife Deine Freude ja auch über den Prozeß. Du mußt mir verzeihen, ich bin nun einmal Frau.“

Die Ehegatten trennten sich liebevoll. Gisbert ging in den großen Saal zurück, wo eine Festtafel aufgeschlagen war. Donna Clelia saß in der Mitte der Tafel, unter dem Bilde Antonios, neben Don Francesco. An Donna Clelias rechter Seite hatte man für Primo den Platz gesichert. Die anderen Gäste wurden durch den Zufall an ihre Plätze geleitet.

Zwei Mägde gossen Wein ein und setzten die vielen Schüsseln mit den Vorspeisen in Bewegung. Alles, was das Land an Besonderem, ja, an Ausgezeichnetem bot, wurde gereicht: Fische, Oliven, Artischockenböden, Pilze, Parma-

Schinken und Salami. Es war ein feierlicher Empfangsgruß des ganzen Landes. Seine Berge, seine Hänge, seine Ebenen, seine Flüsse, seine Meere hatten Grüße gesandt, deren jeder den seiner Heimat eigenen Geist in sich barg. Das Öl verband diese Grüße untereinander.

Die Gäste unterhielten sich lebhaft. Donna Clelia spielte unruhig mit Brotresten. Da zog Primo, gleichsam zur Unterhaltung der Gäste, eine kleine Spieluhr aus der Tasche und ließ sie klimpern. Die Mutter beugte sich über die Mechanik. „Bravo“, sagte sie halblaut, „o, Offenbach! Sie denken, liebe Kleine . . .“ Indem unterhielt sich der Arzt mit der schwerhörigen Freundin seiner Schwester über medizinische Fragen.

Dann brachten die Mägde die gewichtigen Speisen der Heimat: tiefe Schüsseln, gefüllt mit Risotto. Man reichete verschiedene Arten: den Risotto auf Savoyer, Mailänder, Genueser, Bologneser und auf neapolitanische Art. Unter Scherzen suchte sich jeder Gast die ihm zusagende Speise aus. Donna Clelia wollte zuerst von der Genueser Schüssel nehmen. Dann griff sie in die Schüssel von Mailand, um an Ende doch wieder zur Genueser zurückzukehren.

Nach diesem Gericht erhob sich Primo. Er klopfte an sein Glas und wandte sich zu Gisbert. „Mann meiner Schwester“, begann er, „Vater meines Neffen! Wir beide sind Freunde gewesen, längst bevor wir Schwäger wurden. Unsere Freundschaft ist in La Fraccia gewachsen, und das, was Du eben als Mahl geboten hast, war das Zeichen, unter dem wir uns kennen und lieben lernten. Der Reis von La Fraccia, der Reis unseres Landes. Groß ist unsere weitere Heimat, wir haben ihre Grüße zu Beginn des Mahles genossen. Auch schön ist sie, wir wissen es. Wir wissen um die Höhe ihrer Berge, um die Weite ihrer Meere. Aber auch um ihre Tiefe wissen wir. Darum Freunde, genießen wir den Reis als

etwas Besonderes, etwas, dem wir uns geheimnisvoll verwandt fühlen in unserer Sehnsucht in die Tiefe. Du, Gisbert, hast Dein Leben dem Kampf mit dieser Erde, die nicht gutartig ist, geweiht. Keine Erde ist gutartig. Das denken die Träumer. Jede Erde ist ein Feind, der bekämpft werden will. Aber wenn sie unterworfen ist, dient sie. Du hast, ein Soldat der Erde, sie unterworfen, Du, bester Schüler Vergils. Und nun hast Du uns einen neuen Soldaten gestellt, einen Soldaten der Erde, der ernährt wird mit den Speisen unseres Landes, der als erstes die Luft unseres Landes atmet, und der mit den Strahlen unserer Sonne spielt. Nun bilde auch ihn, daß er wie Du ein Soldat der Erde werde, der allen geistigen Windigkeiten der Zeit zum Trotz seinen nüchternen, erdhaften, eigensinnigen Bauernkopf behält und nicht über die Götter grübelt, sondern sie arbeitend verehrt. Einheit von Tat, Religion und Erde: das sei sein Glück.“

Die Gäste hatten der Rede erst lächelnd, dann scheinbar gehorcht. Am Ende waren sie seelisch erhoben. Don Francesco, der von seinem jungen Freunde eine etwas heidnische Ansprache gefürchtet haben mochte, nickte mehrfach Beifall, insbesondere als Vergil, der Verkünder Christi, erwähnt wurde. Er stieß mit fröhlichem Gesicht auf das Wohl des neuen Soldaten der Erde mit an und bat den Vater nur, ihn auch zum Soldaten Christi zu machen, was dieser bereitwillig zusagte.

„Ich beneide Dich um Deine Bildung und Dein Wissen, Primo“, nickte er dem Schwager zu, als dieser mit ihm anstieß. „Wunderschön hast Du das gesagt. Wer das könnte!“

„Du bist viel zu edel, um zu beneiden“, antwortete der Arzt ruhig, „und Bildung hast Du wie ich. Mein Fach ist nur das Wissen, wie Deines die Landwirtschaft. Aber die Kraft Deines Herzens und die Tiefe Deines Gemütes bedürfen keiner Einheit des Denkens. Sie sind auch so lebendig —

vielleicht noch lebendiger als meine zweifelhafte Einheit des Denkens.“

Der Freund wiegte den Kopf. „Aber studieren soll der Carlo doch.“

„Es hat noch Zeit“, lachte der Arzt. „Du brauchst ihn morgen ja noch nicht in der Universität einschreiben zu lassen.“

Während der weiteren Mahlzeit sprach Don Francesco auf das Wohl der Mutter. Gisbert hörte mit gesenktem Haupte zu, und während eines Teiles der Rede berechnete er, was ihn das heutige Essen kosten würde. Aber er dachte die Rechnung nicht zu Ende, sondern trank von dem Freisa, welchen die Mägde eingeschenkt hatten. Donna Clelia begann indessen zu schluchzen. Die Tränen ließen Puder und Schminke gerinnen. Den Anfang dieser Erregung ließ Primo vorübergehen. Dann befahl er ruhig und leise: „Deinen Arm, Mama“, nahm ein wenig Watte unter den Tisch hervor, rieb den Arm ab, holte aus gleicher Tiefe die Spritze und senkte sie geschickt in den Arm, der auf seinen Knien lag. Kaum einem der Gäste war dieser Vorgang zum Bewußtsein gekommen. „Jetzt sprich zehn Minuten nicht“, befahl er leise, und die Mutter nickte gehorsam. Sie schwieg und ordnete ihr Gesicht vor einem Taschenspiegel, den sie auf den Knien stehen hatte.

Nach einiger Zeit fragte sie schüchtern: „Darf ich jetzt wieder sprechen?“

„Ja, Mama.“

„Mein Kind, erlaube mir doch, daß ich mir wieder die Haare färbe. Ich sehe mit dieser einen Strähne unmöglich aus.“

„Nein, Mama.“

Fünftes Kapitel

Dieses Fest blieb lange bei den Beteiligten in guter Erinnerung. Carlo wuchs unter den Strahlen solcher Erinnerung auf. Er war unter besonders glücklichen Umständen auf die Welt gefeiert worden, und das schien ihm anzuhafte. Nur der Vater erinnerte sich nicht gern an dieses Fest, und er brachte, wenn die Rede darauf kam, immer die Notwendigkeit zur Sprache, seine Kinder einfach zu erziehen. Aber Madeleine setzte, so ruhig sie sich sonst allen Bemerkungen ihres oft überarbeiteten Mannes gegenüber verhielt, dieser Auffassung von Erziehung einen zähen, gleichmäßigen Widerstand entgegen. Sie setzte es durch, daß Carlo eine gelernte Kinderwärterin bekam, jene religiös bittere Freundin, die so lange blieb, bis Carlo der Mutter zu verstehen gab, daß er sie nicht mehr wolle. Als Madeleine eines Tages für Carlo teures Spielzeug aus der Stadt hatte kommen lassen, welches den Neid der mitspielenden Bauernkinder erwecken mußte, fuhr Gisbert empört auf. „Diese Spielzeugindustrien, welche dummen Müttern das Geld aus der Tasche ziehen und die Phantasie unserer Kinder verderben, sollte man von Staats wegen vernichten. Wir haben uns Kreisel gemacht und Rohrpfeifen geschnitzt und waren glücklich dabei. Ich verbiete Dir, Spielzeug für Carlo zu kaufen.“

Da flog, aus zusammengekniffenem Munde, eine Antwort wie ein giftiger Pfeil durch das Zimmer: „Ich kaufe die Dinge von meinem Gelde.“

„Was heißt das?“ Der Mann schritt auf die Frau zu und packte sie am Handgelenk.

Starr sah sie ihn an, urfremd, beinahe urfeindlich. „La Fraccia gehört mir.“

Als ob er einen Schlag erhalten hätte, wich der Mann zurück. Er verlieh das Zimmer, und obgleich es noch früh am Tage war, ging er in das Gasthaus am Bahnhof und trank einen halben Liter Wein. Paolo Veneziano, der dort mit einem Viehhändler feilschte, sah ihn von der Seite an und verlieh mit hochrotem Kopf bald nach ihm das Gasthaus.

Mit langen Schritten, die Hände tief in den Taschen, ging Gisbert den Fahrweg entlang, der über La Perla nach Tre Fontane hinauf führt. Als er an den Fluß kam, bog er vom Wege ab. Er ging durch Dickicht am herbsttrockenen Fluß entlang, und setzte sich an das Ufer. Er dachte nicht. Er ließ in sich Blut und Herz toben und fühlte einen Geschmack von Galle im Mund. „La Fraccia gehört mir. Gehört mir.“ Natürlich gehört es ihr. Es gehört ihr ja auch. Es ist ja auf ihren Namen eingetragen. Ich bin nur Knecht. Gewiß bin ich auch noch Ehemann und habe gewisse Rechte. Meine Arbeit wird geschätzt. O, ja. Aber gehören, gehören tut La Fraccia ihr.“

Er durchschritt den Fluß. Es fiel ihm ein, daß er nach dem Verkauf von La Perla nur zweimal die Halbinsel jenseits des Flusses betreten hatte. Dort wuchsen die Weiden, mit denen der Wein zwischen den Maulbeerbäumen aufgebunden wurde. Es waren seine Weiden. Nein, ihre, verbesserte er sich. Er ging vorwärts und klonn den Uferdamm hinauf. Als er am Rande der Böschung stand, fühlte er einen Schlag im Gesicht und gleichzeitig einen heftigen Schmerz. Einen Knall hörte er ein wenig später. Er warf sich auf den Boden, während Pulverdampf sich durch die Weiden wälzte, zäh, fettig, blaugrau. Dann lachte es, breit, gehässig, schadenfroh aus dem Gebüsch, das sich, wie ein Drahtverhau, undurch-

dringlich vor Gisbert auftürmte. Hinter dem Gebüsch schlich jemand pfeifend davon.

Gisbert wuschte sich das Blut von den Wangen. Er war sehr ruhig. Die Augen unverletzt, Schrot, Fleischwunden. Aber er blutete stark. So kehrte er auf dem kürzesten Wege ins Haus zurück, ließ sich von der heulenden Magd verbinden und sandte einen Boten an seinen Schwager. Er legte sich auf sein Bett und kühlte die Wunden.

Primo kam, sprach kein Wort, untersuchte die Verletzungen, entfernte zwei Schrotkörner und desinfizierte die Wunden. Dann legte er einen Verband an und fragte nur: „Beneziano?“

„Wer denn sonst?“

„Ich werde Madeleine benachrichtigen.“

„Nein, Primo.“

„Doch.“

„Nein, ich bin ja nur ein Knecht. La Fraccia gehört ihr.“ Gisbert stöhnte ein wenig. — „So? Das ist also das Neueste. Nun, das werden wir schon regeln“, antwortete der Schwager kurz. Er verließ das Zimmer und kam mit der bleichen und zitternden Schwester zurück, die er mit dem Rücken zuerst in das Zimmer drängte. „Wem gehört La Fraccia?“ fragte er sie scharf, während er sie an den Schultern festhielt.

„Mir.“

Primo wandte die Schwester um. Sie sah den verbundenen Mann und schrie auf. „Um Gotteswillen, Gisbert!“ Sie stürzte auf den Mann zu. „Was ist?“

„Es gehört nicht Dir. Es gehört Euch beiden, verstehst Du?“ Der Bruder sprach hart.

„Es soll ihm gehören. Ich will es nicht mehr.“ Madeleine kniete vor dem Manne.

„Worüber habt Ihr Euch gestritten? Antworte, Madeleine.“ Primo stand vor ihr mit gekreuzten Armen. „Sprich. Gisbert ist leicht verletzt. Es ist nicht gefährlich. Aber sprich.“

Da löste sich, das einzige Mal in ihrem Leben, eine Woge von Worten aus ihrem Mund, während sie mit den Händen ihren Mann umklammerte. „Sprechen? Über etwas, was Ihr Narren von Männern nie verstehen werdet, über die Erziehung des Kindes. Glaubt Ihr wirklich, daß Ihr nur eine Ahnung habt von dem, was ein Kind ist? Lust habt Ihr, und nachher wollt Ihr befehlen. Ihr habt nicht vorher gebebt: ‚Kommt es?‘ habt nicht vom ersten Tage an das Werden der ganzen Welt in Euch gespürt, alle Sonnen, alle Stürme und alle Erdbeben. Habt Euch nicht gefragt — hat es alles, gesunde Glieder, kann es sehen, hören, ist es gesund, was wird es, ein Held, ein Verbrecher, und habt dabei noch den Mann, der neben Euch hergeht, verzweifelt geliebt . . . Ihr wart nie mit Gott Duzbruder und mit den Gräbern befreundet . . . Habt nicht gelitten, geblutet und Euer Getragenes in zwei Händen gehabt und an die Brust genommen . . . Geht weg, was geht es Euch an! Behaltet La Fraccia, alles, was Ihr wollt, Eure Arbeit, Eure Überlegenheit, Eure Rechte. Ihr seht ja nicht die ewige Nabelschnur, die uns mit den Kindern verbindet, die uns zwingt, es ihnen zu schön zu machen, weil es für sie bald genug, wenn sie in Eure Hände fallen, zu traurig wird.“

Der Arzt rührte sich nicht. Dann sagte er gemessen. „Dein Mann ist verwundet. Ein Schuß hat ihn angeschossen, weil er Dein Gut betreut und verteidigt hat. Auch Gisbert hat gebebt, hat Sonnen gespürt, hat gehofft, gefürchtet, geblutet — für Euer Gemeinsames, die Erde. Du tust ihm unrecht, Madeleine.“ Nun sank Madeleine wieder in sich zusammen. Schluchzend beschwor sie den Bruder, Gisbert zu helfen; Gisbert solle alles haben, das Gut, den Jungen, wenn er nur gesund würde. Nun sprach Gisbert, undeutlich unter dem Verband hervor, ein paar beruhigende Worte zu Madeleine, die hilflos vor ihm lag. Er streichelte ihr Haar.

Primo sah aus dem Fenster. Am nächsten Tage fuhr Madeleine in die Stadt. Sie kam mit dem Notar zurück und legte ihrem Mann die schon ausgefertigte Urkunde vor, in welchem sie ihm La Fraccia übertrug. Der Mann schüttelte den Kopf. „Nein, Madeleine. Nicht mehr. Ich habe es mir überlegt.“

„Du willst mich zu sehr beschämen, Gisbert. Das darfst Du nicht.“

„Sonst würdest Du mich beschämen, Madeleine.“

„Und das ist Dir lieber? Gisbert!“

„Nein, Madeleine! Wie wirr ist so eine Ehe.“

„Nicht wir sind an der Wirrnis schuld“, sagte die Frau leise.

„Sondern?“ Gisbert richtete sich halb auf.

„Die Ehe.“

Aber er unterschrieb nicht. Der Notar mußte unverrichteter Sache zurückfahren. —

Carlo verstand, daß die Eltern nebeneinander hergingen. Vielleicht fühlte er nur, ohne sich dessen bewußt zu werden, daß sich beide im Unrecht glaubten, daß sich beide im Inneren nicht mehr als Herren von La Fraccia fühlten; als ob die Erde in ihren Urzustand zurückkehrte und wieder herrenlos geworden sei. Da er es aber nicht besser verstand, nahm er an, daß es so sein müßte. So ergriff er auf seine Kinderart von La Fraccia Besitz und fühlte sich stillschweigend als der Herr.

Ein Erlebnis, das ihm klar im Gedächtnis blieb, verstärkte in ihm diese Vorstellung. Eines Tages wurde der Vater von den beiden Carabinieri abgeholt. In ihren Dreispitzen und weiten schwarzen Umhängen sahen sie sehr würdig aus; aber ihre großen Gesichter mit den langen schwarzen Schnurbärten verbargen mit Mühe eine innere Verlegenheit. Sie legten eine Aufforderung des Untersuchungsrichters vor, nach welcher Gisbert vor dem Gericht zu erscheinen habe. Gisbert, der seit zwei Tagen heiter war, lachte hell auf. Er ließ an-

spannen und fuhr mit den Beiden in die Stadt. Unterwegs begegneten sie dem Gespann von La Perla, in welchem Paolo Veneziano mit der gleichen Begleitung saß. Freilich ließ sich Paolo nur an seinem Hut und der Zigarre erkennen. Gesicht und Hände waren in weiße Binden gehüllt.

Der Untersuchungsrichter stellte die Personalien fest und erklärte Gisbert, daß eine Anzeige wegen schwerer Körperverletzung durch Prügel mit einem Gummischlauch gegen ihn vorläge. Die Anzeige sei von Herrn Veneziano gemacht worden. Der Gummischlauch sei beigelegt. Andererseits habe aber der Amtsarzt Doktor Primo Cavadini eine Anzeige gemacht, daß vor einigen Wochen Herr Gisbert Corner durch einen Schuß, der vom Grundstück des Herrn Veneziano aus abgegeben sei, im Gesicht nicht unerheblich verletzt wäre. Die Schrotkörner, welche der Amtsarzt aus der Wunde entfernt hat, seien dem Berichte beigegeben. Der alte Richter, mit wallenden Locken, hielt dem Veneziano die Schrotkörner hin.

„Ich habe nicht auf meinen Nachbarn geschossen! Nie! Gewiß, ich gehe manchmal auf die Jagd. Es gehen hier viele auf die Jagd. Jetzt im Herbst ist Jagdzeit. Dieses Schrot brauchen sie alle. Sie werden doch selbst nicht glauben, Herr Richter, daß ein so erfahrener Jäger wie ich schießt, wenn ein Mensch in der Nähe ist.“

Gisbert wiegte den Kopf. „Ich habe meinen Nachbarn nicht verprügelt! Nie! Gewiß, ich gehe manchmal mit einem Gummischlauch Ratten schlagen. Das tun wir alle. Jetzt im Herbst werden sie eine Plage. Solche Gummischläuche brauchen sie alle. Sie werden doch selbst nicht glauben, Herr Richter, daß ein so erfahrener Rattenschläger wie ich, schlägt, wenn ein Mensch unter ihm liegt.“

„Madonna!“ stöhnte Paolo hochachtend aus seinen Binden heraus.

Die Verhandlung ergab nichts. Paolo hatte nicht geschossen und Gisbert nicht geprügelt. Der Richter entließ die beiden Angeeschuldigten, und alle, der Richter selbst, die vier Carabinieri und Gisbert lachten. Was Paolo tat, ließ sich nicht feststellen.

Vor dem Gerichtsgebäude trat Gisbert plötzlich vor Paolo. „Nachbar, jetzt ist alles in Ordnung. Wollen wir einen Liter Wein zusammen trinken?“

Irgend etwas grollte unter der Binde. „Wie soll ich denn trinken?“ kam nach einer Pause hervor.

„Durch einen Strohhalm.“

Die beiden gingen in ein nahe gelegenes Wirtshaus, in welchem auch die Carabinieri erschienen, die dort, nach Vorbild der Offiziere, gemeinsame Mittagstafel hielten. Sie brachen in schallendes Gelächter aus, als sie die Feinde friedlich hinter einer Flasche sitzen sahen. Die Carabinieri baten sie sogar an ihren Tisch. Paolo trank, noch verärgert, ein paar Gläser Wein durch einen Strohhalm und war bald völlig berauscht. Er lallte, aber sein Lallen war mit Bewunderung für Gisbert gemischt. Nachdem Gisbert gespeist hatte, schickte er Paolos Wagen fort und nahm den völlig Betrunkenen in den seinen. Er brachte Paolo nach La Perla, wo er ihn zum wortlosen Erstaunen der sabinischen Ehefrau vorsichtig aus dem Wagen hob und ins Bett legte.

„Christi!“ rief die Frau, die voller und runder geworden war. „Sie bringen ihn? Sie pflegen ihn?“

„Er ist doch wehrlos, Donna Emma. Er hat Wein durch einen Strohhalm getrunken.“

Funkelnd sah Donna Emma den Nachbarn an. „Und Sie kommen nicht ins Gefängnis?“

„Er auch nicht“, lachte Gisbert. „Es ist alles erledigt. Die Gerechtigkeit ist wieder obenauf.“

Gisbert warf noch einen Blick in die Wiege, die in einem durchsonnten Zimmer des Neubaus stand. Ein braunes kleines Mädchen, Maria, lag darin. Zwei feste Fäustchen hielt es in die Luft. Das Gesichtchen war fleischig, mit blauen Augen, einer Stupsnase und festen, gut geschnittenen Lippen. Das Kind muffelte vor sich hin. Es war stark und gesund.

Große Trauben hingen vor den Fenstern.

„Schön haben Sie es hier, Donna Emma.“

„Wir arbeiten. Sie kennen das Land ja. Man kann von der Arbeit leben, selbst wenn einem ein schönes Stück des Landes widerrechtlich verlorengegangen ist.“ Sie atmete tief. „Paolo hat viel in die elektrischen Anlagen hineingesteckt. Die Hälfte des Geldes, die uns übrigblieb. Aber es rentiert sich allmählich.“

„Das werde ich auch tun müssen“, seufzte Gisbert. „Wenn es nur nicht so teuer wäre.“

Auf der Rückfahrt überlegte Gisbert, wie er seinen Betrieb am besten elektrifizieren könnte. Es würde sicher zwanzigtausend Lire kosten. Aber was hilft es? Man kann nicht hinter den anderen zurückbleiben. Sie spotteten schon auf den landwirtschaftlichen Versammlungen über seine Stiere, von denen er sich nicht trennen konnte. Er begriff, daß sein Geist etwas rückständig war. Man konnte seine Ideale vielleicht als Dichter in der Vergangenheit finden, als Mann der Tat durfte man es nicht. Und Erde war ja alles, selbst das Licht und die Kraft, die aus den Wasserfällen oder aus der Kohle gewonnen wurden. Als er in den Hof von La Fraccia einfuhr, nahm er sich vor, am folgenden Tage den elektrischen Unternehmer kommen zu lassen.

Plötzlich aber sagte er sich: „Ich muß erst mit Madeleine sprechen. Ihr gehört ja La Fraccia.“ So ging er denn zu ihr, erzählte ihr sein Erleben mit Paolo, das sie heiter anhörte,

bis er sagte: „Ich muß noch einiges Wirtschaftliche mit Dir bereden.“

„Mit mir?“ Sie legte die Hände über die langen Lavendelblüten, die sie gerade ordnete.

„Ja, Madeleine. Es ist eine einschneidende Sache. Ich muß La Fraccia elektrifizieren.“

„Wenn Du es für richtig hältst, warum nicht?“ Ihre Augen blickten erstaunt auf den Mann.

„Gewiß halte ich es für richtig. Aber die Ausgabe ist groß, und La Fraccia gehört doch Dir.“

Madeleine stand auf, legte die Lavendelblüten bei Seite, faßte an ihr Herz und verließ das Zimmer.

Carlo, der auf dem Sofa mit der steilen Holzlehne saß und ein Bilderbuch besah, fragte mißtrauisch: „Was hat die Mama?“ — „Ich weiß nicht, Carlo. Sie wird wohl in die Küche gegangen sein.“ Der Knabe sprang auf und lief hinter der Mutter her.

„Es steckt auch Bosheit in meiner Frage“, sagte sich der Mann. „Aber alles ist so unsicher.“

Die Frage, wem La Fraccia eigentlich gehöre, wurde von da ab nie mehr zwischen den Ehegatten besprochen. Sie blieb aber zwischen ihnen. Beide gingen sie auf dem gleichen Wege weiter, durch einen Stacheldraht getrennt.

Anfang des Oktobers mußte Carlo zum erstenmal in die Schule nach Tre Fontane. Der Vater hatte die Anlage der Starkstrommasten, des elektrischen Lichtes und des Fernsprechers zu überwachen. So brachte die Mutter ihren Sohn allein in die Schule. Sie gingen durch den rotgelben Herbst, überschritten den Fluß auf der Schleusenbrücke des Cavourkanals, durchquerten die trockenen Maisfelder von La Perla und gaben Donna Emma Veneziano, welche die Einfuhr des Maisstrohes überwachte, auf ihre gehaltenen Fragen freundliche Antwort. Die kleine Maria krächte aus ihrem

Kinderwagen den Schulgänger an, der sich von der Hand der Mutter löste und mit dem Mädchen zu scherzen begann. Das geschah nur aus Höflichkeit gegen Donna Emma, aber Madeleine sah fast erschrocken auf ihre leere Hand. Donna Emma, die es bemerkte, lachte kurz: „Daran müssen wir Mütter uns rechtzeitig gewöhnen, und wenn sie sich noch so fest an uns klammern. Eines Tages ist unsere Hand leer.“

Ein urgründiger Schrecken überkam die Mutter. Wirklich, eines Tages würde ihre Hand leer sein. Carlo würde die Hand einer anderen Frau halten und der Mutter zulächeln, wie er heute anderen Frauen zulächelte. „Ja, daran müssen wir uns auch noch gewöhnen“, sagte sie leise und ging mit Carlo durch das zerbrochene Maisfeld in die blaue Herbstluft hinein. Sie stiegen durch rotgoldene Kastanien den Fußweg nach La Voluta hinauf.

Carlo ging, ein wenig hüpfend, neben der Mutter her. Er hob keine Kastanien auf, sondern bewahrte diejenige Haltung, die sich nach seiner Ansicht für einen Schüler ziemte. Zuweilen blieb Madeleine stehen. Ihr Herz ging hart. Von der Rundmauer grüßte Primo und rief der Schwester alle guten Wünsche zu. Donna Clelia, in bordeauxrotem Schlafrock, tupfte sich im Hintergrund die Augen. „Ihr kommt zum Essen?“ rief Primo. „Ich komme schon früher“, antwortete Madeleine und winkte. Madeleine und Carlo schritten den Hochweg mit den alten Zypressen entlang. In der Mitte des Weges hatte der Großvater Carlos eine Steinbank errichten lassen. Hierher setzte sich die Mutter, sah eine Zeitlang hinunter in die Ebene, aus welcher das rote Dach von La Fraccia hell aufleuchtete. Sie legte den Arm fest um ihren Sohn und küßte ihn rasch auf Lippen und Stirn. Dann traten sie den Weg zur Schule an.

Die Häuser von Tre Fontane, hoch gebaut, steingedeckt, alle in hellen Ralkfarben gemalt, machten wegen des be-

sonderen Gewerbes der Bewohner einen ungewohnten Eindruck. Viele Fenster waren vergittert; einzelne durch Holzläden ganz geschlossen. Im Vorbeigehen hörten Mutter und Sohn seltsame, zuweilen tierische Schreie. Aber es wurde auch gesungen. Kurz bevor die Straße in scharfem Bogen den Marktplatz erreicht, tönte aus einem Hause mit breiten Fenstern eine beglückende Stimme, die fehlerfrei „Solde Vida“ sang. Madeleine blieb stehen. Eine alte Frau, die an der Tür Gemüse putzte, belehrte sie, daß eine der größten Sängerinnen des Landes hier gepflegt würde. „Sie ist noch nicht fünfunddreißig. Mit dreißig ist sie geisteskrank geworden aus Liebe zu ihrem Schlachter, der glücklich verheiratet ist. Millionäre und Fürsten hatte sie vorher abgewiesen. Jetzt sagt sie, sie verstehe die Welt nicht mehr.“

„Was sagt die Frau?“ flüsterte Carlo, der sich an die Mutter drängte.

„Sie erzählte mir, wie die Sängerin krank geworden sei. Aber wir müssen zur Schule.“

Die Schule von Tre Fontane lag am Platz; das Gebäude war alt, aber luftig. Der Spielplatz der Kinder befand sich auf einer großen Terrasse über der Ebene, auf der Südseite des Hauses.

„Ich kann Dir immer in den Pausen hinunterwinken, Mama.“

Es waren viele Mütter mit ihren Kindern gekommen. Der Lehrer, ein junger Nationalist, brachte die Kinder mit Freundlichkeit und Frische auf ihre Plätze und gab ihnen Fähnchen in den Farben des Landes. Dann sangen alle Versammelten die Hymne. Am Schluß schwenkten die Kinder ihre Flaggen. Madeleine nahm einen guten Eindruck von dem Lehrer mit. Sie wußte, daß er bei seinen Vorgesetzten wegen seiner vielfachen Veröffentlichungen gegen die Regierung nicht beliebt war. Aber er war jung und begeistert.

In La Voluta fand sie den Bruder vor langen Krankengeschichten hockend, wie immer in einem Nebel von Tabak. Die Türen seines Zimmers standen nach der Terrasse zu offen, und die Herbstsonne spielte mit den Tabakwolken.

Primo führte die Schwester in den Patientenstuhl neben seinem Schreibtisch.

„Wie geht es Mama?“ fragte Madeleine leise.

„Ich habe sie ins Bett geschickt. Lange wird es nicht mehr dauern. Der Verfall geht rapid.“

„Was ist es eigentlich, Primo. Du sprichst nie darüber.“

„Ich bin Arzt, Schwesterchen.“

„Aber zu mir? Am Ende sind wir doch Mamas Kinder.“

Primo strich mit der Spitze des Federhalters über die Stirn.

„Paris — wenn Dir das etwas sagt.“

„Nicht viel, aber ich kann mir es so ungefähr denken.“

Primo, Du verrichtest ein Heldenwerk.“

Der Bruder zog die Stirne kraus. Dann lachte er. „Solches Heldentum ist mein Beruf. Erzähl mir lieber, wie Dir der Lehrer Deines Sohnes gefallen hat.“

„Gut.“

„Ja, er ist tapfer und kämpft für Vernünftiges. Er kämpft an gegen die Parteiwirtschaft, die unser Land zerfrißt. Daß Carlo in lustigen Räumen lernen kann, daß er einen schönen Spielplatz hat, verdankt er seinem Lehrer. Der vertritt für den einzelnen wie für das Volk einen prachtvollen Satz: ‚Es gibt nicht nur eine erbliche Belastung, sondern auch eine erbliche Entlastung‘. Und an der arbeitet er, für die einzelnen und für die Gesamtheit. Daher auch der Spielplatz. Bis vor zwei Jahren war die Hälfte der Schule an Familien vermietet, die dort ihre Geisteskranken hielten. Diese Kranken besorgten die kleinen Terrassengärten, während die Kinder auf dem Platz spielen mußten. — Nun aber, wie geht es Dir, Madeleine? Du machst mir Sorgen.“

Die Schwester schüttelte den Kopf. „Man muß vieles tragen, aber . . .“

„. . . englische Fräuleins und so weiter. Ich weiß es. Ich möchte Dich einmal abhören.“

Madeleine wehrte sich. Primo jedoch griff nach dem Hörrohr und sah hinaus auf die Herbstblumen vor seinem Fenster, bis Madeleine sich entkleidet hatte.

Er horchte, setzte das Hörrohr schlagartig weiter, horchte wieder, ließ die Schwester husten und ging dann mit unbeweglichem Antlitz an den Schreibtisch zurück. Er legte ihr die Armbinde an, maß den Blutdruck und sagte kurz: „Bitte, zieh Dich wieder an.“

Was er ihr nachher erklärte, war sehr kurz. „Dein Herz ist schlecht. Ich werde mit Gisbert reden. Du mußt weg.“

„Ich? Von Carlo? Nie.“

„Sonst wirst Du für immer von ihm weg müssen.“

Also ich soll seine Hand zuerst lassen, durchschloß es die Mutter.

„Wie lange kann ich noch leben, — ohne — daß ich weggehe?“

„Das weiß kein Mensch. Wenn Du aber immer wieder eine Kur machst, garantiere ich Dir noch vierzig Jahre. Es ist Deine Pflicht. Du hast zu leben. Wir wollen gar nicht von Carlo sprechen. Du mußt Gisbert zur Seite stehen. Er zerfriszt sich vor Sorgen.“

„Ich weiß es, Primo. Aber gerade deshalb will ich nicht reisen. Dafür haben wir kein Geld.“

„Ich helfe Dir.“

„Ich werde sehen, Primo.“

Mittags holte Madeleine ihren Sohn aus der Schule ab. Er trug strahlend einen großen Lebkuchen, um den ein Band in den Landesfarben geschlungen war. Sich überstürzend,

erzählte er von allem, was der Lehrer erzählt hatte. Seine Augen leuchteten.

In La Voluta hatte Primo ein kleines Festmahl bereiten lassen. Er hielt eine lustige Rede auf Carlo, die dieser mit hochrotem Kopf anhörte, und die ihn zum Lachen brachte. Nach dem Essen ging Madeleine hinauf in das Zimmer der Mutter. Die alte Frau lag in ihrem Schwanenbett unter einem großen roten Baldachin, in dessen Mitte ein billiges Holzkruzifix hing. Sie trug eine grüne Seidenhaube. Das Antlitz war wächsern, mit kirschrot gemalten Wangen und Lippen. Die schönen Hände spielten ein Fingerspiel. Madeleine begrüßte die Mutter und setzte sich, nachdem sie die eine Stufe zum Bett emporgestiegen war, auf den Bettrand. Aus allen Spiegelwänden sah sie dieses Bild eines überreifen Verfalls an. Viele mit Diamanten eingefraßte Namen und Daten verhöhnnten das Jetzt.

Angstlich zog Donna Clelia ihre Tochter zu sich. „Sie kommen alle mich besuchen, Daudet — Du weißt doch, Alphonse —, James, Jaques . . . auch Marcel. Denke Dir, dieser freche Lump. Versprich mir, daß Du es nicht Primo sagst. Und nicht wahr, ich sterbe nicht. Sieh, was für gute Farben ich habe! Aber sollte ich später einmal erlöst werden, merk Dir etwas. Der zweite Spiegel ist ein Schrank. Du mußt auf den zweiten Goldnagel drücken. Dort findest Du Bilder und Briefe. Mit denen kannst Du viel Geld verdienen. Du sollst meine Memoiren schreiben, wenn ich nicht mehr dazu kommen sollte.“ Zerrissene Klagen folgten diesem Hinweis.

Es hat keinen Zweck mehr. Wahrhaftig, Primo ist ein Held, dachte Madeleine. Ihre Blicke gingen im Zimmer umher. Wie von ungefähr sah sie, an einem Spiegel stehend, den goldenen Stuhl. Sie ging langsam darauf zu, stellte ihn neben das Bett der Mutter und setzte sich darauf. Dann

sprach sie noch ein paar gleichgültige Worte und ging. In La Fraccia umarmte sie Carlo innig. Von den Geschenken, die sie dort für ihn bereit hatte, nahm Gisbert keine Notiz. Er sagte dem Sohn nur vier Worte: „Tucht, Gerechtigkeit, Milde, Frömmigkeit.“ Carlo wiederholte sie und ging mit dem Vater, stolz, daß dieser ihn mitnahm, zu den neuen elektrischen Anlagen.

Von nun ab nahm der Knabe auch an den Prozessionen teil. Er bereitete den Umzug vor, nagelte im Dorf mit seinen Freunden bunte Tücher an die Fenster; er half mit, Ehrenbogen errichten und war neidisch, wenn ein Freund sagen konnte: „Unser Kranker hat die Madonna gemalt.“ Er trug eine Kerze beim Umzug, kniete nieder, aber alles das, im schönen Gefühl seiner Wichtigkeit und Nichtigkeit, wie es die Verehrung der Gottheiten des Ortes nun einmal mit sich bringt. So verstand er auch mit Würde dem Sarge seiner Großmutter zu folgen, die im Winter unter gräßlichen Qualen verstorben war. Primo hatte ihr im Spiegelzimmer eine Morphiumspritze nach der anderen gegeben. Sie schrie tagelang unter furchtbaren Drehungen des Körpers und versuchte aus dem Fenster zu springen. Primo stand unbeweglich neben dem Bett der Sterbenden. Sie bat ihn flehend um Vergebung, die er auch ohne weiteres gewährte. Als die Agonie einsetzte, ließ er die kleine Spieluhr bringen und drückte auf die Mechanik. Unter den Tönen des Liedes: „Sie denken, liebe Kleine . . .“ verschied Donna Clelia Cavadini, nichts hinterlassend als eine Reihe von alten Kleidern, schmutzigen Briefen und die Erinnerung an einen gänzlich überflüssigen Menschen. Sie war die Mutter Primos und Madeleines, die Großmutter Carlos. Wie das möglich war, wußte niemand zu sagen. Als sie tot war, warf Primo die Spieluhr den Abhang hinunter.

Donna Clelias Überreste wurden neben die ihres Gatten in die Familiengruft auf den Friedhof von Tre Fontane ge-

bracht und mit aller Feierlichkeit beigefügt. Ihre Kleider und Briefe wurden verbrannt; ihren Namen erwähnte man nicht mehr. Nach der Beisehung sprach Primo in seinem Arbeitszimmer mit Gisbert.

„Aber selbstverständlich muß sie gehen“, rief Gisbert, als Madeleine in das Arbeitszimmer trat. Sie stellte sich vor den Bruder an den Schreibtisch. „Hört, Ihr Beiden, ich habe mir die Dinge überlegt. Ich gehe nicht. Ich kann es nicht. Begreift, daß ich es nicht kann. Ich weiß, daß Carlo das nie überwinden würde. Er würde sich von mir verraten fühlen. Gott wird mir beistehen und mich meinem Sohne erhalten. Und meinem Mann“, setzte sie rasch hinzu.

Primo zuckte die Achseln. „Ein alter Chinese sagt: ‚Gott verzeiht, aber die Natur nie‘“.

„Ich halte mich an Gott“, antwortete Madeleine fest.

„Möge mein alter Chinese nicht Recht behalten.“

Madeleine blieb in La Fraccia. Gisbert war noch stiller geworden als vorher. Er rechnete, ging in Versammlungen und las wie einstmals allein in seinem Zimmer den Vergil. „Ich lese ihn jetzt nicht bei der Lampe, sondern bei elektrischem Licht“, sagte er sich eines Abends. „Das nennt man Fortschritt.“

Sechstes Kapitel

Carlo war ständig bei seinem Onkel zu Tisch. Er nahm dort die Mittagsmahlzeiten, weil er auch nachmittags den Unterricht besuchte und der Oheim es für gut erklärt hatte, wenn das in der Entwicklung stehende Kind nicht zweimal am Tage den Berg hinaufsteigen mußte. Zuweilen übernachtete Carlo auch in La Voluta. Das aber erregte die Mutter so stark, daß Primo nur im Notfall die Nachricht vom Bleiben Carlos hinunter gab. Der Arzt wußte, daß dann die beiden Menschen in La Fraccia sich stillschweigend gegenübersaßen, unfähig zu sagen, was sie einander noch bedeuteten. Ihre Liebe hatte sich in die Kleider einer stillen Feindschaft gehüllt.

Als Gisbert an einem Wintertage in La Voluta erschien, nahm Primo ihn an das Kaminfeuer und ließ von seiner Hausbesorgerin guten Wein bringen. Gisbert wußte, daß Primo diese Hausbesorgerin einige Monate nach dem Tode der Mutter zu sich genommen hatte. Sie gefiel Gisbert. Schmal und groß, bewegte sie sich unauffällig und sprach selten in Gegenwart anderer. Primo und Martha kannten sich seit langen Jahren; die Menschen redeten zwar im Anfang darüber, aber am Ende taten es nur noch Mütter, die ihre Töchter gern als Frau des Arztes gesehen hätten. Im übrigen blieben die näheren Beziehungen zwischen Primo und Martha ungeklärt. Niemals ließ auch nur ein Blick der beiden Sicheres ahnen.

Martha entfernte sich leise. Der Arzt hob das Glas dem Schwager entgegen und trank. Dann nahm er seine lange Zigarre, bemühte sich um den Kamin und sah Gisbert an. „Ich muß mit Dir als Schwager-Arzt reden, Gisbert, und

Du mußt mir gestatten, das zu tun. La Fraccia gefällt mir nicht.“

„Mir auch nicht, Primo. Sprich frei, ich bin Dir dankbar.“

„Das hättest Du früher haben können. Verschiedene Patienten hier oben, beispielsweise eine große Sängerin, sind an ihrer Unfähigkeit zu sprechen erkrankt. Wenn Du daher etwas mehr aus Dir herauskommen würdest — und ich glaube, ich habe es verdient —, so würdest Du Dir und anderen helfen, und La Fraccia würde Dir wieder gefallen.“

Gisbert blieb ruhig. Er strich sich über die blonden Haare, als ob er damit die Starrheit seiner Gesichtszüge lösen wollte. „Du hast ganz recht, Primo“, antwortete er langsam, „aber meine Krankheit ist die Krankheit der Zeit. Ich habe Geldsorgen. Das ist alles. Jeden Morgen, wenn ich erwache, beginnen sie. Wäre ich ein Keger und Du ein Mediziner, würde ich Dir sagen: ‚Ich habe einen großen, wühlenden Wurm in den Eingeweiden, der mir den ganzen Tag nach dem Herzen schnappt‘. Bei jeder Rechnung, die kommt, schnappt der Wurm. Jede Ausgabe, die notwendig wird, läßt ihn wühlen.“

Der Arzt balancierte die Asche der dünnen Zigarre vorsichtig ins Feuer. „Dazu brauchst Du kein Keger zu sein, um mir das begreiflich zu machen. Das geht den meisten so. Aber, Gisbert, es ist diese Sorge nicht Deine einzige. Und es ist auch nicht die wichtigste. Mit Madeleine und Dir stehen die Dinge nicht richtig.“

Gisbert schwieg.

„Ich weiß, Lieber“, fuhr der Schwager fort, „daß es anders sein könnte. Euren Naturen nach wären alle Voraussetzungen gegeben. Aber Madeleine ist nicht erzogen . . .“, noch einmal ging der Geist der Mutter durch das Zimmer . . . „und Du arbeitest wie wir alle viel zuviel. Das läßt die feinen Schwingungen, die für eine Ehe nun einmal notwendig sind,

zwischen Euch zerbrechen. So klammerst Du Dich an Deine Arbeit und Madeleine sich an ihren Sohn, auf den sie ihre ganze Liebe überträgt. Eine Gefahr für drei Menschen.“

„Wie soll ich es ändern? Sie noch einmal erziehen lassen? Weniger arbeiten? Da weißt auch Du keinen Rat. Du hast, menschlich gesehen, vielleicht klüger gehandelt, hast bewußt auf ein Kind verzichtet. Das konnte ich nicht, auch wenn ich mir über alles vorher im klaren gewesen wäre. Dazu bin ich zu sehr Bauer.“

Der Arzt stützte den Kopf in die Hände. „Ich weiß das sehr wohl. Ich bin ein Letzter. Letzter ist man, wenn man nicht mehr für die Zeit nach seinem Tode arbeitet, nicht für ein Kind, sondern sich in sich erfüllt. Übrigens eine seltsame Erfüllung, im Hauptberuf Lebensunfähige am Leben zu halten.“

„Du machst durch Deine Tätigkeit Gesunden die Bahn frei für ihre Arbeit, Primo.“

„Gewiß, gewiß. Zuviel. Ich wirke vielleicht indirekt. Du aber sollst direkt leben mit Deinem Sohn und seiner Mutter.“

„Wovon?“

„Das ergibt sich, wenn Du es willst. Lassen wir das zunächst einmal. Die Zeit, die aus den Fugen ist, wird auch da bald vieles sprengen und umkehren. Wir müssen lernen, das Wunder in unsere Rechnung einzusetzen. Halten wir uns an das Nächste. Wichtig ist zunächst das Ergehen Madeleines. Davon hängt zuviel für Euch ab. Und da glaube ich an keine Wunder. Es geht ihr schlecht. Ihr Herzfehler hat zugenommen. Es muß etwas Durchgreifendes geschehen. Meine Medikamente versagen.“

„Da soll auch etwas geschehen. Was schlägst Du vor?“
Gisbert sah beim Sprechen unbeweglich ins Feuer.

„Zunächst einmal Höhe. Ich habe mich nach den richtigen Höhenkurorten erkundigt. Von Nemo, unserm Lehrer, erfuhr ich Näheres über Santa Maria Maggiore, seinen Heimatsort. Santa Maria liegt dicht an der Schweizer Grenze, ein kleines Engadin ohne Seen, mit Buchen, Tannen und Hochgebirgs-luft, aber ohne die Nachteile solcher Luft für Herzranke. Dort könnten Madeleine und Carlo die Sommermonate verbringen. Du sollst Dich während dieser Zeit auf Dich selbst besinnen. Auch die Trennung wird Euch gut tun. Daß die beiden für die Reise meine Gäste sind, wirst Du mir gestatten. Denn auch Sorgenlosigkeit gehört zur Kur.“

Gisbert errötete leicht, und der Arzt legte neues Holz auf das Feuer.

„Glaubst Du“, fragte Gisbert, „daß ihr die Entfernung von unserer Erde nicht schadet?“

„Du traust unserer Erde zu viel magische Kraft zu.“

„Aber krank ist sie geworden, als sie nach Pisa zu den englischen Fräuleins kam.“

„Vielleicht“, antwortete der Arzt, auf die Gedankenwelt des Schwagers eingehend. „In La Fraccia ist sie aber nicht mehr gesund geworden. Wir müssen es deshalb mit der Höhe versuchen.“ —

In den nächsten Monaten gewöhnte Gisbert sich daran, Madeleine jeden Tag etwas Freundliches zu sagen. Sie nahm das lächelnd entgegen. Sie ließ ihren Mann mit dem Sohn gern über die Felder gehen, und Carlo berichtete ihr, daß sie einen großen Eisenbahnzug gesehen hätten, mit weiß-blauem Wagen und der Inschrift: „Nizza“. Menschen mit viel Geld hätten darin gefessen; man hätte sie essen sehen, und zwei richtige Schlafwagen seien auch dabei gewesen. „Mit solchem Zuge möchte ich einmal fahren, Mama.“

„Wohin denn?“

„Wohin er gerade fährt.“

„In die Berge hinauf?“

„O ja. Ich würde so gern einmal die Berge von nahem sehen.“

„Nun, dann wollen wir im Sommer mit einem braunen Zug in die Berge fahren.“

Gisbert, der während dieses Gespräches ein paar Notizen am Tisch gemacht hatte, sah freudig auf.

„Also Du gehst, Madeleine?“

Sie reichte ihm die Hand.

Er freute sich, daß er darüber glücklich war. —

Anfang Juli fuhren sie von La Fraccia ab. Der Lehrer, der während der Ferien in die Heimat ging, sollte die Reise leiten. Sie trafen ihn mit Primo am Bahnhof in der Stadt. Carlo lief auf die Männer zu. „Kommen Sie wirklich mit uns, Herr Lehrer?“

„Ganz wirklich. Aber in den Ferien heiße ich Remo.“

„Wollen Sie uns die Berge zeigen?“

„Alles, mein Junge.“

Primo gab der Schwester und ihrem Begleiter noch Verhaltensmaßregeln. Er war erstaunt, wie mädchenhaft erwartungsvoll Madeleine ausah. Aber er ließ sich nicht täuschen. Viel liegen, essen, den Arzt von Santa Maria, der von allem unterrichtet sei, hinzuziehen. Er gab seine Abschiedsgeschenke, und als der Zug davonfuhr, nahm er Gisbert unter den Arm. „So, mein Lieber, jetzt lebe Du wieder einmal, als ob Du ledig seiest. Auch zuviel Ehe ist schädlich. Entwöhne Dich ein wenig Deiner Sorgen. Und lebe, wie Dein Körper es möchte.“

Gisbert sah vor sich hin. „Ja . . . aber sie fährt davon mit einem anderen Manne . . .“

„Unverbesserlich“, murmelte der Arzt. „Wollt Ihr denn absolut zugrunde gehen?“

Während sie hinauf nach Tre Fontane zu Primo fuhren, schwieg Gisbert. Nur, als sie an den Feldern von La Fraccia vorbeikamen, bemerkte er aus seinem Sinnen heraus: „Es freut mich, daß man wenigstens die Monda, das Unkrautjäten der Felder, noch nicht elektrisch machen kann.“

„Mich auch“, antwortete Primo. Nach einiger Zeit fuhr er fort: „Wann kommen die ersten Mädchen?“

„In einem Monat. Dieses Mal werden sie aus der Gegend von Salerno sein.“

Als der Wagen durch Tre Fontane fuhr, wurde er am Marktplatz angehalten. Die alte Frau, in deren Haus die kranke Sängerin untergebracht war, bat Primo, er möge nach der Kranken sehen.

„Komm mit, Gisbert.“

Die Sängerin wohnte in ihrem großen Zimmer, das durch leere Deckenmalereien noch vergrößert wurde, auf einem Divan, über welchen ein Eisbärfell gebreitet war. Man hatte ihr alle ihre Trophäen ins Zimmer gehängt: welke Kränze, Bilder mit schwungvollen Unterschriften und Ehrengeschenke, die eine Ehre bedeuteten, weil sie zu nichts, zu gar nichts zu gebrauchen waren. Marcella Tosti, noch sehr schön, groß, stark, blond, schien mit Angst der erregten Jagd zu folgen, die in ihrem Haupte vor sich ging.

„Gut, daß Sie kommen, Doktor“, murmelte sie, ohne sich zu rühren. „Es ist schlimm. Haben Sie keine Nachricht von Ercole? Die Geister sind wieder im Keller und machen alles schmutzig.“

„Dies ist ein Freund Ercoles“, antwortete Primo kurz und schrieb ein Rezept. „Er soll nach Ihnen sehen.“

Die Tosti sprang auf: „Sagen Sie ihm, daß ich ihn erwarte! Hier! Er soll mich holen.“ Sie funkelte Gisbert an, daß Primo sie auf den Divan zurückdrückte. „Ercole denkt gern an Sie“, bemerkte der Arzt kurz. „Aber wollen Sie ihm

denn den Frieden rauben, den er so schwer errungen hat?“ —
„Ja, das will ich. Er soll mich schlachten.“ Dabei blieb sie,
bis ihre Reden in einem Murmeln versanken.

Nachdem Primo der Pflegerin ein paar Anweisungen
gegeben hatte, ging er mit Gisbert zu Fuß durch das Dorf und
die Zypressenallee nach La Voluta.

„Weshalb hast Du mich mitgenommen, Primo?“

„Es ist lehrreich.“ —

Am nächsten Morgen war Gisbert vor Sonnenaufgang
auf seinen Feldern. Das Rot des Tagesgestirns stieg langsam
aus dem grünen Meer des Himmels, um bald darauf im
eigenen Gold zu erblühen. Das Unkraut zwischen den Reis-
pflanzen wurde Form und warf Schatten, über den die
Frösche hüpfen. Veneziano rief von La Perla einen Gruß
über den Fluß, ein Gruß, der wie eine Lerche durch den
jungen Tag flatterte, und den Gisbert zurückgab. Er atmete
noch die Nachtkühle aus den Furchen, und das Sorgengewürm
im Leibe bewegte sich kaum. Seinem Borarbeiter gab er
den Auftrag, ein Stück hinter dem Hause zu roden und zu
bestellen; in der Nacht hatte er sich davon noch einen kleinen
Gewinn errechnet. Im Hause fand er seine Frühmahlzeit
vor. Als er mit der Schaffnerin den Küchenzettel besprechen
wollte, erwiderte sie, daß die Herrin ihr alle Mahlzeiten für
zwei Monate aufgeschrieben habe. So lebte er wie vor Jahren,
in einem Hauswesen, das still neben ihm herging, und in der
Natur, deren panisches Aufbrodeln er wieder mit empfand.
Immer leuchtender wurden die Tage; sie bestanden aus
seidenbunten Wellen, in denen selbst das Feste sich in Licht
auflöste. Als aber die Hundstage wieder einrückten, war der
Lichtzerfall einem harten Zusammenfassen der Dinge gewichen.
Sie waren wesentlich geworden. Korn und Wein und Bäume
standen grün gegen weißes Licht, und das Rot seines eigenen
Blutes schlug ihnen entgegen.

Briefe Madeleines berichteten über ihren Aufenthalt in Santa Maria. Remo hätte ihnen eine schöne Wohnung besorgt; ein großes achteckiges Zimmer bedeute ihre Ferienwelt, wenn es abends zu kühl würde. Carlo wandere mit dem Lehrer täglich durch die Bergwelt. Er zeige dem Knaben einsame, vom Geist der Antike angehauchte Kirchen, Wasserfälle und Berge. Sie schlafe viel im Freien. Es käme ihr oft vor, als ob sie hundert Jahre schlafen sollte, um gesund zu werden. Gisbert antwortete ihr und erzählte, mehr als wenn sie zusammenlebten, von seinen Sorgen und Plänen; von der Hypothek, die bald fällig sei und die hoffentlich erneuert würde. Er schrieb ihr, als die Reismädchen eintrafen, einen langen lustigen Bericht. Er schrieb ihr sogar ein Lied, das sie sängen: „Erde hat der Löwe gefressen und ist krank geworden von der Erde. In seinem Leibe wächst ein Weidenbaum, und nun muß er Wasser saufen, der Löwe, daß die Weide wächst. Sand hat der Löwe gefressen und ist gesund geworden vom Sand. Der Weidenbaum ist vertrocknet und das Wasser ist erstickt. Sonne frißt der Löwe, daß er Löwe bleiben kann.“

Dieses Gedicht las Madeleine eines Abends Remo vor, als dieser mit dem aufblühenden Carlo aus den Bergen zurückkehrte. Der Lehrer ließ sich das Gedicht zweimal vorlesen, dann fuhr er mit gespreizten Fingern durch die hellen Haare. „Was bedeutet das wohl?“ fragte Madeleine und schlang ihre Arme um die Knie.

„Das ist schwer zu sagen“, erwiderte Remo und sah die Frau prüfend an. „Mir kommen da biblische Erinnerungen, von der Schlange, die Staub fressen soll, und von dem Löwenkönig von Assyrien, der Gras fraß. Ich denke mir, daß dieses Lied der Salernerinnen altes Kulturgut darstellt, vielleicht etruskisch.“

„Was ist etruskisch, Remo?“ fragte Carlo, der mit gekreuzten Beinen neben dem Divan seiner Mutter kauerte.

„Etruskisch ist das, was man nicht weiß, Carlo“, lachte der Lehrer. „Aber nicht alles, was Du nicht weißt, ist etruskisch. Es hat einmal ein merkwürdiges Volk in Italien geherrscht, von dem die einen sagen, daß es von unserem Blute gewesen sei, die anderen aber, daß es aus dem Osten, die dritten, daß es aus dem Norden gekommen sei. Alles, was man von ihm behauptet, widerspricht sich. Sicher ist, daß die Etrusker nicht einmal richtig bis sechs zählen konnten. Dabei haben sie eine große Kunst gehabt, über die sich unsere Gelehrten aber auch noch nicht einig sind. Die Etrusker lebten unter dem Mutterrecht“, wandte Remo sich an Madeleine, „bis sie von den Römern vernichtet wurden. Die Römer kannten natürlich nur das Vaterrecht. Aber Spuren des Mutterrechtes sind bis heute in der römischen Kultur geblieben. Wir brauchen nur an den Marienkult zu denken.“

Carlo trat an den Freund heran. „Was ist Mutterrecht, was Vaterrecht, Remo?“ Der Lehrer sah den Knaben an. In Carlos Blicken flammte eine fast religiöse Neugier. So bog Remo ab. Er gab eine ganz flüchtige Darstellung der alten Kulturen, erzählte, daß die Männer in den Krieg gegangen seien, während die Frauen inzwischen das Land bestellt und die Kinder besorgt hätten. „Dadurch haben die Frauen natürlich oft befohlen und haben zu Hause das geleistet, was heute die Männer leisten.“

„Also Mama hätte damals die elektrischen Anlagen in La Fraccia machen lassen?“

„Wenn Du so willst: ja.“

„Dann hätte ich ein Telephon in mein Zimmer bekommen.“
Madeleine und Remo lachten.

Der Lehrer blieb jeden Tag, nachdem Carlo ins Bett geschickt war, noch eine Stunde bei Madeleine. Diese Stunden liebte Madeleine. Remo belebte ihren Geist, der weder im Kloster noch in der Ehe eine richtige Nahrung erhalten hatte.

Sie sah in dem Lehrer bald eine Art von entscheidender Instanz, und Remo war zu jung, um das von sich abzuweisen. Er sprach von den Dichtern des Landes, von dem männlichen Vergil, auf dessen Gedankenwelt sich die Zukunft des neuen Italiens aufbauen müsse; von d'Annunzio, dem großen Geiger der Wollust, der auf der Lauer läge, bis es sich lohnen würde, ein Mann zu sein; von den Jüngsten, die den Willen an die Stelle der Gefühle setzten und das Land auskehren wollten, das durch Verräter zur Dirne gemacht würde.

„Männer, nur Männer! Uns Mütter wollen Sie ganz ausschalten?“ lächelte Madeleine.

„O nein! Unser Land ist verkommen nicht durch Weiblichkeit, sondern Weibischeit. Frauen und Männer sind weibisch geworden. Für die Männer brauchen wir die große Erziehung zum Männlichen.“

„Und das ist?“

„Der Krieg.“

Erschrocken sah die Frau auf. „Sie glauben an einen Krieg?“

„Er kommt bald. Sehen Sie“, fuhr er fort, als er das entsetzte Antlitz Madeleines sah, „wir sind am Ende. Der große, zeugende Gegensatz ,Mann—Frau‘ droht verlorenzugehen. Ein Krieg allein kann die Frauen wieder zu Frauen und die Männer wieder zu Männern machen.“

„Am Ende herrscht dann doch der Mann. Denn wenn er wieder aus dem Kriege zurückgekehrt ist . . .“

Sie schwiegen beide gemeinsam. Nach einiger Zeit antwortete Remo: „Ich vertraue da auf die Grazie unseres Volkes, daß es in der Frau immer die Frau ehren wird.“

Nun schwieg Madeleine allein.

Die Erinnerung an dieses Gespräch verlor aber in der Süßigkeit der Berg- und Waldluft bald seine Schwere. Der alte erfahrene Dorfarzt gestattete der Kranken allmählich

Spazierfahrten und Spaziergänge, die Remo leitete. Er kannte die schönsten Waldwege, zwischen Felsen, über dem Hochtal, und Carlo wollte der Mutter alle Kirchen und Kapellen zeigen, welche er durch Remo kennengelernt hatte. Die Frau wanderte, mit halbgesenkten Augen, ihren leichten Stoß kaum benutzend, durch eine Welt von Kühle und Duft. Alles um sie und in ihr war erfrischt.

„Ja“, lachte Remo eines Tages von einem Felsen herab, wo er mit Carlo Steine suchte, „ich wußte, daß Ihnen unsere würzige Luft gut tun würde.“

Auch Du tußt mir gut, mein Junge, dachte Madeleine. „Sie beglückt mich“, antwortete sie und vermied es, wie schon seit einiger Zeit, Remo direkt anzureden.

„Es ist kein Wunder“, fuhr Remo fort, während er einen kleinen Hammer schwang und Carlo ihm begierig zusah, „daß der Erfinder der Eau de Cologne aus unserem Tal stammt. Das merken Sie wohl allmählich, Donna Maddalena?“

Immer heller wurden die Tage der Seelen, und als unten in La Graccia die Reismädchen einzogen, wartete Madeleine des Abends ängstlich auf die Heimkehr nicht eines, sondern zweier Menschen. Nur mit Mühe konnte der Arzt sie von größeren Anstrengungen zurückhalten. Einmal drohte er sogar, sie nach Hause zu schicken. Was sollte dann wohl werden? dachte die Frau, und weiter dachte sie: Was soll wohl werden, wenn diese Ferien vorüber sind?

„Wenn es wirklich Krieg gibt, ob er dann mit muß?“ fragte sie sich, als die beiden zum Forellenfang gegangen waren. Ihr Herz ging hart, und sie mußte Tropfen nehmen.

Aber im ganzen war der alte Arzt zufrieden. Er predigte immer wieder Ruhe, Stille, Sorglosigkeit, Aufgehen in der Natur. „Wer in Gott schwimmt, schwimmt gut“, sagte er ihr einmal. Die Kranke erinnerte sich der Zeiten bei den englischen

Fräuleins. Aber es wollte ihr nicht mehr gelingen, dieses Schwimmen in Gott.

Als sie fünf Wochen in Santa Maria zugebracht hatte, erlaubte ihr der Arzt einen zweitägigen Ausflug in ein benachbartes Schweizer Gebirgstal zu einem alten Verwandten Remos.

„Er ist ein Sonderling“, lachte Remo, als sie in das wilde Tal hinunterfuhren, „er hat als Kaminbauer in Frankreich ein Vermögen verdient. Jetzt hat er in seinem Geburtsort einen Palast aufgeführt. Darin lebt er einsam und versucht, sich den Glanz von Paris vorzuzaubern, soweit sein Schlaganfall ihm das noch erlaubt.“

Der alte Mann empfing seine Gäste in einem Anzug, der dreißig Jahre vorher gefertigt sein mochte. Der Alte stand am Portal des Gartens, einem eisengeschmiedeten Portal, und streckte den Gästen die Hände entgegen. Hohe Palmen überzitterten den Kiesweg. Hinter dem Hause auf einem Steintisch stand das Mahl bereit.

„Ich bin einsam“, sagte der Hausherr mit etwas schwerer Zunge, „aber ich will nicht sterben, ohne daß ich mein Andenken festgelegt habe. Gewiß bin ich krank, aber mein Geld muß mich am Leben halten. Denn mein Geld ist meine geleistete Arbeit. Es ist meine Kraft. Ich lasse die Leute hier arbeiten. Ich stifte Kleider für die Armen. Ich habe zwei Marmorbüsten von mir geschenkt, eine für das Rathaus, die andere für die Kapelle. Einmal werde ich ja auch sterben müssen, aber durch mein Geld werde ich noch lange nach meinem Tode leben. Denn was ist ewig? Nur der Nachruhm.“

Remo bestätigte das lächelnd. „Aber Du hast auch schöne Erinnerungen an Dein Leben?“

„Es war Arbeit. Für wen habe ich nicht gearbeitet? Ich kannte sie alle, die Großen der Zeit. Maupassants Kamine habe ich selbst angelegt, an denen er seine ewigen Werke

geträumt hat. Mit Aphonse Daudet war ich befreundet. An meinen Kaminen sind die Schicksale der Welt entschieden worden und werden noch entschieden werden, wenn ich selbst nicht mehr bin. Kennen Sie Clemenceau, Esterhazy, Thiers? Für sie alle habe ich Kamine gebaut. Gehen Sie in das Haus. Ich bitte Sie. Dort finden Sie die Bilder aller, denen ich das Feuer brachte. Es war Sitte geworden, mich wie einen Künstler zu behandeln. Ich war einer. Und jeder meiner Auftraggeber schenkte mir sein Bild. Remo, führe die Dame in meine Ruhmeshalle.“ Der Alte hustete ein wenig, während der Lehrer Madeleine ins Haus führte.

In kleinen goldenen Rahmen hingen dort die Bilder aller Großen des damaligen Frankreichs. Die schönen Zimmer des Hauses waren gefüllt mit solchen Bildern, die schmeichelhafte Unterschriften trugen: „Dem Meister des Feuers ein Diener des Feuers“, hatte Maupassant geschrieben, während Zola kurz vermerkte: „Feuer-Gott.“ Im Schlafzimmer des Alten hing zwischen den Bildern französischer Aristokraten das Porträt einer Dame in großem Federhut, die lächelnd ihre Zähne zeigte. „Bewahre das Feuer!“ stand darunter. „Cecilia Cavadini.“

Ohne eine Muskel ihres Antlitzes zu bewegen, schritt Madeleine weiter.

Im Garten sprach sie dem Alten ihre Bewunderung aus, und am Nachmittag stieg sie mit Remo und Carlo hinauf in das Lusthaus, das der Hausherr sich am Hang der Berge ausgebaut hatte. Es war ein alter Familiensitz und hieß La Monda. Ein steiniger Zickzackweg führte von der Kirche des Dorfes nach La Monda hinauf. Der Lehrer hatte dieses Aufstieges wegen für Madeleine Bedenken gehegt. Da der Alte den Weg aber für sich selbst hatte anlegen lassen, so erwies er sich als bequem. Zwar liefen Remo und Carlo meist voran; das taten sie immer, denn Madeleine liebte es nicht,

daß man augenscheinlich Rücksicht auf sie nahm. Nach einer Viertelstunde langsamen Steigens durchschritten sie die Steinmauer, welche La Monda umgibt, und betraten die Welt schöner und ehrwürdiger Kastanien.

„Lieber hier Gigant sein, der vom Blitz getroffen wurde, als eine gepflegte Pappel an der Landstraße“, bemerkte der junge Mann beim Anblick der von allen Elementen zerformten und neugeformten Bäume.

„Das Schlimmste ist wohl, Pappel an der Landstraße sein, die vom Blitz getroffen ist“, erwiderte Madeleine halbblaut. Ein Arbeiter öffnete das Landhaus. Die Gäste schritten durch eine Halle mit einem großen Steinkamin, sie guckten in die drei Zimmer, dem Tale zu gelegen, und traten auf den weinuntraften Balkon.

Unter ihnen zitterte die Bläue der engen Gebirgstäler. Von La Monda aus schienen sie sich in zwei breiten Schluchten zum Kreise zu biegen: das eine Tal endete in der Tiefe vor einem fernen, zypressenumstandenen Felsdorf; das andere stieg in Bergterrassen an und strebte zwei scharf umrissenen Gipfeln zu, welche den Blick festhielten. All dies Starke, Feste schwamm auf flüssig goldenem Himmel. Madeleine suchte als festestes die Seele des Mannes an ihrer Seite.

Der Lehrer trat neben sie. „Der große Berg dort hinten heißt Piodo di Crana, der hier rechts Pizzo Pelose.“ Er sprach unruhig.

„Brauchen sie Namen?“

„Wenn man nicht will, nicht.“

Madeleine sah mit zusammengekniffenen Augen auf die ferne, blaßbunte Gesteinsverschiebung. „O, nur nicht alles bei Namen nennen! Nur nicht!“

„Donna Maddalena . . .“

„Piodo di Crana und Pizzo Pelose. Ich danke Ihnen, Remo. Es ist vielleicht doch gut, wenn man die Dinge für sich

bei Namen nennen kann. Und weiß, was für ein krankes Herz immer nur Ferne bleiben muß.“

Ehrfurchtsvoll trat der junge Mann einen Schritt zur Seite.

„Es ist aber doch schön zu wissen, daß es das gibt“, wagte er noch zu sagen.

„Ja, das haben Sie mir gezeigt und das macht mich glücklich. Ich danke Ihnen.“ Sie sah ihm kurz in die Augen, und Remo senkte den Blick mit der Keuschheit der Jugend. Nach einiger Zeit begann er von neuem: „Ich will mich um Carlo bemühen. Er klettert auf den Terrassen umher, aber das ist er als Kind der Ebene nicht gewohnt. Besser, ich passe ein wenig auf. Ruhen Sie inzwischen in diesem Petit-Trianon aus, das niemals den Glanz erleben konnte, den sein Besitzer hier zu erleben träumte. Auch für ihn bleibt der Glanz nur Ferne. Und dennoch ist La Monda seine schönste Schöpfung.“

Das bleibt es, mit seiner Herbstschönheit des Verzichtens, dachte Madeleine. Sie setzte sich in einen altmodischen Lehnstuhl und sah durch die offene Tür hinab in das Tal. Von den Terrassen klang das heitere Lachen Carlos hinauf, welcher dem Freunde die alten Kastanien zeigte, Bäume, die teilweise nur von ihrer Rinde lebten, über Höhlen des Verfalls.

Madeleines Gedanken gingen zu ihrem Mann. Jetzt konnte sie mit ihm sprechen, weil er nicht da war. Sie konnte ihm erzählen von dem Tode des Vaters, von ihrer beider ersten Begegnung, von ihren Träumen bei den englischen Fräuleins in Pisa, wo sie durch die weißen Gärten gegangen war, an Rittersporn und Rosen entlang, und wo sie bei jeder Blume gedacht hatte an den verwilderten Garten von La Fraccia, den sie hätte pflegen mögen. Nun blühte der Garten in La Fraccia, und die Reismädchen holten sich die Blumen,

während sie in einer schönen Bergeinsamkeit saß, mit krankem Herzen, und die Blüten ihres Gartens für andere leuchteten. Sie durfte dafür den Zauber der Bergblüten von ferne ahnen, die am Hange eines Gipfels lebten, den sie nie erklimmen konnte.

Ja, da unten in der Ebene brannte der Kampf, da hinter den Bergen lebte ihr Heimatland. Seine ganze strahlende Kraft, seine Jugend arbeitete, lachte und liebte in der Ebene, welche die Nahrung werden ließ für das Land, dessen Sonne aus einem enzianblauen Meere stieg; eine Sonne, deren Arme die Gipfel seiner Schneeberge streichelten und seine Ozeane erwärmten. Jeder Mensch dort unten war eingereiht in den heiteren Rhythmus des Geschehens; jeder durchwühlte die Erde für die anderen. Ein gemeinsames Gebet der Arbeit stieg hinauf zu den vielen Sonnen, welche die Tage hervorzauberten, und zu den Nächten, die wieder nur ein einziger Stern wurden. Genügte es, diesem Lande einen Sohn gegeben zu haben? War sie ausgeschlossen von allem, was dort gemeinsam atmete in Arbeit und Freude? Aber sie wollte nicht ausgeschlossen sein, denn ausgeschlossen sein, hieß vorbeigelebt haben, und das war sinnlos.

Als Carlo zu ihr kam, durchsonnt, zufrieden, anschniegfam, wich diese Trauer langsam von ihr. Ihr Sohn erzählte ihr, was er gesehen hatte; ihr Sohn lachte; ihr Sohn streichelte sie. War sie nicht doch mit all dem Werden dort eng verbunden durch diesen Sohn? Nicht alle waren so eng gebunden an das Geschehen des Landes wie eine Mutter, und wenn sie auch krank war.

Ein trauriger Trost, dachte sie wieder. Wenn Gott gut ist, läßt er mich weiterarbeiten in der Gemeinschaft. Und wenn er mein Leben dafür will, mag er es haben.

Sie stieg mit kaum merklich zusammengebißnen Lippen den Berg hinunter. Hell glänzten ihre Augen. Es muß

kommen, das Wunder, dachte sie. Und dann dachte auch sie: Das Wunder ist das allein Natürliche.

Am folgenden Tage kehrten sie nach Santa Maria zurück. Remo und Carlo liefen wieder durch die Berge, fingen Forellen, suchten Steine, beobachteten die Gewitter, die in wilder Großartigkeit die Gebirge durchtobten und stellten Betrachtungen an über die Architektur von Häusern und Kirchen, an denen Remo das ‚Genie der Rasse‘ darzulegen pflegte. Indessen lag Madeleine in einem bunten Blumengarten, von dem sie träumen konnte, es sei der ihre, und nahm mit zäher Sorgfalt ihre Mittel. Sie hatte für ihre Lebensrechnung den Willen entdeckt, den Willen, gesund zu werden und mitzuarbeiten an der Gestaltung des Landes, des Lebens. Ihre Resignation begann dem Ernst zu weichen. Der Morgenglanz eines weißen Lebenstages berührte sie von Ferne.

Siebentes Kapitel

La Fraccia kochte indessen im Feuer des Sommers. Die Holzverschlüge der Ställe krachten laut in der Nacht. Die ganze Welt brodelte in Hitze und Dampf, in die hinein sich das Feuer vieler Sonnen seltsam verirrte. Mit der zweiten Hälfte des Jahres trat die hohe Zeit der Malaria ihre Herrschaft an. Das Gutshaus, nur auf einer kleinen Erhöhung gelegen, schwamm in dem gleichen farbigen Dunst wie die ein wenig tiefer liegenden Reisfelder. Die Fenster und Türen der Häuser trugen graue Drahtschleier. Mit allen Maschinen wurde das langsam zurücktretende Wasser des Kanals auf die Äder geleitet und in Bewegung gehalten. Gisbert ritt, eine Stunde nach Sonnenaufgang, wenn die Arbeit begann, die Felder ab, nach jeder Lache spähend, welche den Malaria-mücken eine Brutstätte bieten konnte. Er ritt zwischen den Hunderten von jungen, muskelstarken Mädchen hindurch, die im Wasser standen und die Reispflanzen von Unkraut säuberten. Diese Mädchen waren so gesund und stark, daß sie, wenn auch ihre Füße von Gras und Unkraut zerschnitten wurden, während der Arbeit noch singen konnten, jene seltsamen und ihm oft unverständlichen Lieder, die ihn aber immer in einen nicht unangenehmen Zustand der Unruhe und gleichzeitigen Abspannung brachten. So weilte er häufiger zwischen der bewegten Buntheit ihrer leuchtenden Kleider und Kopftücher, der Seltsamkeit ihrer Lieder und der Woge von Kraft, die sie ohne Willen und Ziel in die Welt ausstrahlten. Wenn sie abends, eine Stunde bevor die Sonne sank, die fiebergefährdeten Felder verließen, trat er wohl auf die Loggia seines Hauses und sah dem Abmarsch der singenden Blumen

zu. Spät am Abend ging er zuweilen noch ins Dorf, um die Chininverteilung zu überwachen. Dann ergab es sich von selbst, daß er in der Zeltstadt der Verkaufsbuden und der Tanzplätze stehen blieb, daß er dem getragenen Tanz der Südtalienerinnen, die nur miteinander tanzten, zusah, und daß er eines abends ebenso erschrocken war wie die Reismädchen, als ihn jene große, geschmeidige Naturgewalt aus Salerno, die als Rosalie zufällig Mensch geworden war, in den Tanz riß. Sie hätte auch Meereswogen oder Erdbeben oder Sturm sein können, aber sie war nun einmal Mensch, und so war ihr bester Ausdruck der Gesang halbunsinniger Lieder und getragener Tänze, aus denen beiden dem Manne ein in sich gewundenes Erdfeuer entgegenbrodelte.

Nach der zuckenden Befreiungssehnsucht des Tanzes versank Rosalie in sich. Niemand hätte wissen können, ob das Feuer in ihr erloschen war, oder ob es lauerte. In Gisbert lebte die Feuersehnsucht weiter.

„Es gibt in dieser Gegend keine Blumen. In unserem Lande steckt man sich zum Tanze Blumen ins Haar“, sagte Rosalie. Von den Schläfen rieselten blaue Schatten über erhobene Backenknochen durch die Lachen der Wangen dem runden Kinn zu, welches der Mund als rotes Schlänglein überringelte. Die Nase, an der Wurzel sehr viel breiter als an der Spitze, warf die beiden Brauen in flachem Bogen nach den Augensonnen, die hart und ohne Ausdruck im Blau der Höhlungen standen.

„In meinem Garten gibt es Blumen“. Das klang hastig.

„Was für welche?“ Das Schlänglein blieb unbeweglich.

Was für Samen und Pflanzen hatte Madeleine noch bestellt, überlegte Gisbert erregt. Dann zählte er die Klosterblumen auf: Rittersporn, Akelei, Tuffrosen und Geranien. „Ja, auch Chrysanthemem.“

„Gibt es Goldlaß?“ Über das Schlänglein ging eine rote Spitze hinweg.

„Wir wollen nachsehen. Es gibt sicher auch Goldlaß.“

„Gehen Sie voran. Ich bin in einer Viertelstunde am Gartentor.“

Gisbert ging voran.

Sie fanden in Madeleines Garten alle Blumen, und Gisbert steckte sie Rosalien ins Haar; jeden Abend, wenn der Dunst der Felder mit der Milch des Mondes genährt wurde, eine andere. Sie trugen die Blumen hinein ins Haus von La Fraccia, weil sie die totbringenden Stiche fürchteten der Mücken auf dem Felde und der Menschen im Dorf.

Als die langen Sonderzüge mit den singenden Blumen davonfahren sollten, bat Rosalie, ob sie nicht den Winter über in La Fraccia bleiben könne. Gisbert wies das ab. Das Schlänglein bog sich nach oben. „Ich will.“

„Ich will, daß Du gehst.“

Es wurde ein lauter Abend in La Fraccia. Endlich mußte Rosalie gehen, beladen mit vielen bunten Kopftüchern, Kleiderstoffen und einer silbernen Kette, die beim Tragen den Hals schwärzte. Ihre Augen glänzen unruhig, dachte Gisbert, aber er wußte nicht, ob der Glanz vom Abschied oder vom Fieber kam. Sie lief rasch noch einmal davon, kam zurück und fragte das letzte Mal: „Soll ich . . .“ „Ja!“ befahl der Mann. Da wandte sie sich um und lief weg. Nun begann Gisbert mit den Vorbereitungen für die Rückkehr von Madeleine und Carlo. Als die Reiskfelder für die Ernte trocken gelegt waren, erwartete Gisbert sie.

Er war in die Stadt zum Bahnhof gefahren. In der Hand hielt er einen Strauß Herbstblumen. Carlo winkte mit beiden Händen, als der Zug einfuhr; Madeleine mit einer. Remo stand in der Tiefe des Abteils. Die Ehegatten umarmten sich.

„Wie gut Du ausiehst, Madeleine!“

„Und Du, Gisbert. Ganz verjüngt!“

„Und Carlo, Du bist ja ein kleiner Mann geworden.“
Der Vater warf einen raschen prüfenden Blick auf den Sohn, wie er sonst nur tat, wenn er Knechte anheuerte. Der Knabe nahm auch sogleich den Ausdruck eines solchen Knechtes an, ein wenig ergeben, aber nicht unterwürfig.

Remo solle den Abend noch mit in La Fraccia verbringen, forderte Gisbert. Am nächsten Morgen könne er zusammen mit Carlo hinaufgehen. Es sei immer noch Zeit genug. Carlo unterstützte des Vaters Bitten lebhaft. Madeleine schwieg, gab aber doch den Entscheid, als sie Remo unauffällig zunickte.

Sie bewunderte alle Vorbereitungen, welche Gisbert getroffen hatte: die heimatische Reisbrühe mit Froschschenkeln, das Huhn auf Jägerart, die Blumen in den Vasen und das Bücherbord, das ihr Mann gezimmert und gestrichen hatte. Daß es noch nicht ganz trocken war, dämpfte ihre Freude nicht. Sie freute sich, etwas anders zwar, über Carlos Freude, der neben seinem Bett ein Luftgewehr vorgefunden hatte. Am stärksten aber, wenn auch am gespanntesten, war ihre Freude, als Gisbert und Remo sich nach dem Abendessen unterhielten, und Gisbert, der sonst auf das Gerede der Menschen wenig gab, von des Lehrers Gedankenwelt gefesselt, ja, ergriffen wurde.

Weit ausholend, nur von Zeit zu Zeit in einer Mischung von Humor und Ironie ruhend, sprach der Lehrer von den Zukunftshoffnungen des Landes. „Gute Luft haben wir in Tre Fontane gewiß, aber keinen guten Geist. Das da oben ist keine gesunde Welt. Man kann nicht, ohne selbst an der Seele krank zu werden, von der Pflege Seelentranker leben. Gewiß habt Ihr hier die Malaria; aber Ihr kämpft gegen sie, Ihr pflegt sie nicht, und Ihr lebt von der Kraft der Erde. Die Kraft dieser Erde gibt auch Euch Kraft, und sie ist die

Kraft des Staates und des Volkes. Die wahre, die einzige soziale Frage ist die landwirtschaftliche Frage, die Frage der Erde: alle anderen hängen von ihr ab.“

„Vergil“, nickte Gisbert, sog an seiner Holzpfeife und wies mit dem Rohr auf das gemalte Brett über seinem Schreibtisch.

Während Madeleine stillschweigend die leeren Flaschen auswechselte und beim Holen einen Blick durch den Moskitoschleier in das Bett des schlafenden Kindes warf, gestaltete der Lehrer ein Zukunftsbild Italiens. Er sprach von „unserem Meer“, von der natürlichen Apengrenze, von der Größe der italienischen Seele und von ihrer Zukunft, die geborgen sein würde in der Gerechtigkeit. „Bedenken Sie“, rief er, „diese Schande! Als das Gesetz zum Schutze gegen die Malaria erlassen werden sollte, protestierten Eigentümer und Pächter mit aller Kraft gegen solche Sicherheitsmaßnahmen. Sie wollten ihren Luxus nicht aufgeben und lieber Millionen ihrer Landsleute ein Opfer der Malaria werden lassen. O, diese Protestierenden von 1903 und 1904, die lieber auf Malarialeichen schlafen wollen als Drahtfenster anlegen lassen, haben wir uns gemerkt!“

„Ich weiß“, nickte Gisbert. „Madeleines Vater ist mit an den Widerständen gestorben, welche man seinem menschenfreundlichen Bestreben entgegensetzte. Ich weiß selbst, wie schwer man mir das Leben machte, als ich die von der Regierung empfohlenen Sicherheitsmaßnahmen einführte.“ Madeleine sah von ihrer Arbeit auf. „Deshalb hat man Dir das Leben schwer gemacht? Wann? Du hast es mir nie gesagt.“ Gisbert wischte mit der Hand durch die Luft. „Es war vor unserer Ehe. Nicht nur die Nachbarn, Eigentümer und Pächter machten mir die Aufgabe schwer: auch diejenigen, für deren Wohl ich kämpfte, bewiesen eine oft kindische Gleichgültigkeit, ja, Verachtung.“

Die Frau erinnerte sich plötzlich jenes Abends, an welchem Gisbert sie vor dem offenen Fenster gefunden hatte.

„Kann man da jetzt noch etwas tun?“

„Aufklären — gewiß. Auf eine die Leute fesselnde Art, durch Lichtbilder oder ähnliches“, flocht Remo ein und strich sich durch die Haare.

Madeleine hob das Köpfchen. „Könnte ich da nicht Papas Arbeit fortsetzen?“

Zunächst wollte Gisbert Widerspruch erheben. Aber er fühlte sich nach dieser Trennung nicht mehr so sicher wie vorher. So dämpfte er denn des Lehrers lauten Beifall und wies auf Primos, des Arztes Urteil hin, welches vorher eingeholt werden müsse. Madeleine wiederum fühlte sich durch Remos lebendiges Zureden unsicher. Ohne Zweifel, sagte sie sich, möchte Remo mit mir zusammen arbeiten. Sie konnte ein Gefühl der Beklemmung Gisbert gegenüber kaum noch unterdrücken. Der aber hatte mit sich selbst zu tun und freute sich zudem an der Lebendigkeit und Jugendkraft des Lehrers. Ich wollte, dachte er, ich hätte sie auch noch so stark, aber die Alte von La Voluta, dieser Seelenmoskito, der eine ganze Generation der Familie vergiftet hat, ist damals auch unter das Moskitoneß meiner Seele geschlüpft und hat mich mitgestochen.

Gegen Mitternacht überfiel Madeleine eine gesunde Müdigkeit, und sie wünschte Remo eine gute Nacht in La Fraccia. Im Schlafzimmer trat sie rasch unter den Moskitoschleier und deckte ihr Bett ab. Als sie unter das Kopfkissen griff, fand sie dort ein rotes süditalienisches Kopftuch, in welchem eine vertrocknete weiße Chrysantheme steckte.

Madeleines Herz ging stärker. Sie mußte sich setzen. Mit der Erregung überkam sie eine unbegrenzte, weitgespannte Freude. Ein geheimer Selbstvorwurf, eine Last, deren Gewicht sie erst jetzt zu schätzen vermochte, flog von ihr ab. Sie glaubte

einen Augenblick lang, soviel Freude nicht ertragen zu können. Sie wurde wieder Klostermädchen und dankte der Muttergottes für diese Gnade. Als sie Gisberts Schritte hörte, warf sie mit einer raschen Bewegung das rote Kopftuch unter das Bett und fiel Gisbert um den Hals. Nur Carlo zeigte am anderen Morgen, als er mit Remo und den Eltern das Frühstück genommen hatte, Spuren von Mißbehagen. Sie äußerten sich in einem Schweigen, welches freilich bald vorüberging, als er mit Remo und der Mutter nach Tre Fontane hinauffuhr. Die Fahrstraße führte über den Fluß, am Wohnhaus von La Perla vorüber.

Vom Hause aus winkte Paolo Veneziana, dem seine Toskanazigarre aus dem Munde hing. Er klatschte in die Hände und rief: „Brava, brava! Wie gesund sehen Sie aus!“ Donna Emma trat, durch diesen Zuruf aufmerksam gemacht, mit der kleinen Maria in die Thür und grüßte die Vorüberfahrenden durch ein gemessenes Neigen des Kopfes.

Als ob sie die Prügel von Gisbert bekommen hätte und nicht ihr Mann! Aber sie ist aus den Sabiner Bergen, und die vergessen nicht, dachte Madeleine.

Vergaß sie? Wer vergißt eigentlich Böses, das ihm widerfahren ist? Der Müde? O nein. Nichts hält Erinnerungen so fest wie die Müdigkeit es tut. Wirklich vergessen kann nur der Starke. Böses vergessen können ist der Königsreif des Starken; vergessen wollen seine Gloriole. Der Lehrer sah die Frau von der Seite an, während Carlo ihr ins Antlitz blickte. Sie fühlte sich beobachtet und lenkte die Aufmerksamkeit der beiden ab. Die Fahrstraße, die sich nach Tre Fontane hinaufwindet, lag in der Sonne. Madeleine ließ den Wagen halten, stieg aus und setzte sich mit Remo und Carlo an den Rand der Straße. „Es ist so schön hier“, sagte sie. So blickten sie hinunter auf das vom Nebel dünn gedeckte Flachland. Die Frage: „Wie werden wir die Aufklärung der Bevölkerung

über die Malaria beginnen?“ sah auf den Lippen Madeleines. Aber sie schluckte sie hinunter; sie wollte nicht damit beginnen, Gisberts wegen nicht.

Remo schnitt, zu Carlos Begeisterung, die Frage flüchtig an. Mit funkelnden Augen rief Carlo: „Da will ich mitfahren! Nicht wahr, Mama, da darf ich mitfahren?“

„Du?“ Der Lehrer lachte. „Du gehörst dann ins Bett.“

Der Knabe redete sich. „Aber meine Mama erlaubt es. Nicht wahr, Mama?“ Madeleine schwieg.

Carlo weinte plötzlich laut und zwingend. Die Mutter schwieg gequält.

Der Lehrer nahm von Carlo keine Notiz. „Wir müssen weiter“, sagte er nur. Remo und Carlo verließen bei den drei Brunnen, welche dem Dorf seinen Namen gegeben hatten, den Wagen und gingen in die Schule. Madeleine fuhr durch die bunte Dorfstraße und den Zypressenweg nach La Voluta, wo Primo sie an der Haustür empfing.

„Gut siehst Du aus, Schwester.“

„Es geht mir auch gut, Primo. Nur will ich Arbeit haben.“

„Komm erst einmal zur Untersuchung.“ Primos voller gewordenen Antlitz, das etwas Cäsarenhaftes bekommen hatte, kräuselte sich zu einem Lächeln über innerer Unbeweglichkeit.

„Also zufrieden warst Du?“ fragte er, während er das Hörrohr weitersetzte.

„Vollkommen.“

„Und der Lehrer gefällt Dir?“

„Ganz besonders, Primo.“

„Sm. Nun, ich bin ja auch mit Dir zufrieden. Aber was willst Du mit der Arbeit tun?“

„Was ich mit der Arbeit tun will? Wozu solche Umschreibungen? Ich will arbeiten, Primo.“ Sie begann zu erzählen. Sie sprach, während sie die Haare glatt strich, von ihrer Ab-

sicht, die Arbeiten des Vaters fortzusetzen. „Heute, Primo, ist das einfacher als damals. Ich könnte ein Auto haben — das würde mir die Regierung schon stellen — mit Lichtbildern oder einem aufklärenden Film. Ich könnte dazu sprechen. Man kann Modellfenster und Drahtvergitterungen zeigen. Medizinische Präparate interessieren immer. Und mit einem Grammophon könnte man das etwas tiefere Summen der Malaria-Mücken und das hellere der ungefährlichen Mücken auffangen, damit die Menschen auch die Gefahr hören lernen.“

Primo nahm das Hörrohr auseinander. „Und das willst Du mitmachen? Abends in überfüllten Lokalen reden? In kleinen Nestern übernachten? Nein, Liebe, das geht denn doch nicht.“

„Es muß gehen, Primo. Ich will mitarbeiten.“

„Woran?“ Der Blick des Bruders ging zum Fenster hinaus. Madeleine atmete tief. „An der Arbeit, die sie alle leisten . . . an der Arbeit der Erde.“

„Du hast Mann und Sohn.“ Er wollte anfangs sagen: „zwei Männer oder zwei Söhne“, aber er verbesserte sich noch rechtzeitig. Dann feilte er an seinen Nägeln herum. Madeleine schwieg. Sie schüttelte den Kopf. „Den Sohn werde ich abgeben müssen. Gisbert will, daß Carlo im nächsten Jahr auf die Schule in die Stadt kommt. Gisbert selbst stöhnt unter seiner Arbeit. Jetzt lebt er nur für das Dreschen. Wegen der Hypotheken hat er Sorgen. Ich begreife alles und bin froh, daß er wenigstens einen — einfach-heiteren Sommer hatte.“

Primo sah von seinen Nägeln auf und lächelte der Schwester zu. „Sei weiter vernünftig, Madeleine. Ich verstehe auch Dich ja so gut.“

Wärme, aus den Sonnen der Kindheit aufgespeichert, ging zu der Schwester hinüber. „Nur kann ich Dir gerade diese Arbeit nicht erlauben. Wir müssen alle entsagen, und immer

dort, wo es uns am schwersten fällt. Wir wollen froh sein, wenn es noch Hilfskonstruktionen gibt, die den Zusammenbruch hindern.“ Madeleine errötete tief. Primo ging um seinen Schreibtisch herum, nahm den Kopf der Schwester in seine großen Hände und küßte sie.

„Ich danke Dir, Primo.“ Damit war die Unterhaltung beendet. Zwischen Gisbert und Madeleine gestaltete sich ein Zustand freundschaftlicher Ruhe. Beider Sinnen war darauf gerichtet, nicht leidenschaftlich gegeneinander zu sein. Sie freuten sich gemeinsam; sie litten jeder für sich. Nur Carlo wurde immer reizbarer. Er quälte die Mutter, man solle ihn doch um Gotteswillen „mitfahren lassen“. Als er eines Tages bei Tisch die Bitte wieder äußerte, erklärte Gisbert kurz: „Unsinn.“ — „Aber die Mama hat es mir doch erlaubt.“

Madeleine brachte es nicht über sich, zu sagen, daß sie diese Erlaubnis nie erteilt hätte. Vielleicht fühlte sie sich auch schuldig, weil sie nie „Nein“ gesagt hatte. So versuchte sie zu vermitteln, und erklärte, dieser Plan könnte gar nicht ausgeführt werden, weil Onkel Primo es nicht wünsche.

„Auch wenn er ausgeführt würde“, bemerkte Gisbert scharf, „würdest Du nicht mitfahren. Jetzt schweig und isß Deinen Risotto.“

Der Knabe antwortete nicht mehr, aber Madeleine bemerkte den gehässigen Blick, mit welchem Carlo den Vater ansah. An einem der nächsten Tage sprach sie mit dem Lehrer über Carlo. „Ich kenne den Jungen,“ antwortete Remo und packte mit den Fäusten die Tischdecken. „Er wird elf Jahre alt. Es täte ihm gut, wenn er mehr mit Kindern zusammenkäme.“

„Also doch die Schule in der Stadt?“ Die Mutter senkte den Kopf. Das Herz tat ihr weh.

„Was bleibt übrig, Donna Maddalena? Ich bringe ihn zu meinem Freund. Da hat er es gut.“

Madeleine nickte trübe. „Sicherlich hat er es da gut.“

Im Jahre 1914, als der Krieg ausbrach, brachten die Eltern Carlo in die Stadt zu Remos Freund Pietro. Das war ein sehr großer, bleicher Mensch, der als Sprachlehrer im Kolleg angestellt war. Als die Eltern und Remo im Kolleg erschienen waren und sich bei ihm hatten melden lassen, schoß er auf den Hof. Er legte dem Vater die Hände auf die Schultern und rief: „Haben Sie gehört, daß die Österreicher geschlagen sind? Vierzigtausend Tote. Ein Gottesurteil!“

„Wir bringen unseren Sohn“, antwortete Madeleine leise.

„Denken Sie: vierzigtausend Tote! Wir müssen eingreifen in den Kampf. Denn endlich muß dieser letzte Rest dieser fremden Schande von uns abfallen.“ Der Lehrer wandte sich zu Carlo. „Du, Remos Schüler, Du wirst schon jetzt alles verstehen.“ Er nahm den Knaben auf den Arm, führte ihn in das einstige Refektorium des alten Klosters und zeigte ihm die gebündelten Fahnen des Landes.

„Sprich mir nach: ‚Trießt oder den Tod!‘“

„Trießt oder den Tod!“ rief Carlo. Ihm gefiel diese Begeisterung.

Pietro küßte den Knaben und stellte ihn wieder auf den Boden.

Als die Eltern das Kolleg verließen und Mutter und Sohn beim Abschied schluchzten, raffte sich Carlo plötzlich auf und rief: „Trießt oder den Tod!“ Pietro klopfte ihm auf die Schulter und führte ihn in das Kolleg.

Nun krochen die langen Monate durch die Zeit, die Monate, in welchen entfesselte Millionen der Kriegführenden spielten, in denen die alten Instinkte der Ehre und der Verschlagenheit, der Tatkraft und der Faulheit miteinander rangen, während die Fabriken rasten, damit das Land für alle Fälle gerüstet sei und nicht endenwollende deutsche Kohlenzüge durch den Alpenwall krochen, um den Maschinen der Fabriken das not-

wendige Futter zu bringen. Ein rasender Kampf tobte im Lande: eingreifen oder nicht eingreifen. Fremde Diplomaten erschienen und machten Angebote: hier ein Stückchen Erde, dort Geld, hier Handelsverträge, dort Kolonialrechte. Inzwischen fuhr eine befreundete Kriegsflotte langsam an der Küste des langgestreckten Landes vorüber und zeigte nur durch ihr Erscheinen, was sie im Falle der Feindschaft oder nur auch der Neutralität zu sagen hätte. Immer kochender stieg der Ruf aus dem Volke auf: „Triest oder den Tod!“

„Es dauert nicht mehr lange“, rief Remo eines Abends, als er mit großen Säcken die Treppe zum ersten Stock von La Fraccia hinauffsprang.

„Was?“ Madeleine sah ihn erschrocken an.

„Der Krieg.“

„Wir sind mit der Saat beschäftigt.“

„Unsere Saat geht auf.“ Der Lehrer hob den rechten Arm, als ob er sie segnen wollte.

„Und ich?“ entfuhr es Madeleine.

„Hier ist Platz genug für Verwundete.“ Remo verteilte die Plätze für die Betten.

„Glauben Sie, daß man Verwundete in die Sümpfe legen wird?“

„Wir werden viele Verwundete haben, Donna Maddalena.“

„Mein Gott.“

Als der Reis gesät war, als das Wasser über die handhohen Pflänzchen geleitet wurde, als die Sonnen sich zu verdoppeln begannen, wurde der Janustempel geöffnet. So stand es in den Zeitungen. Nun erschienen die nordischen Kohlenschlangen nicht mehr. Aber die Kleinbahn führte jubelnde, lachende und johlende junge Leute in die großen Städte, während die Musik an den Bahnhöfen spielte und der Wind das erste weiße Schillern auf die grünen Reisfelder legte.

Janus hat zwei Gesichter, dachte Madeleine, als der erste Schub davonging. Sie gewöhnte sich nie daran, daß diese jungen Leute heiter davonzogen. Sie sah immer das zweite Gesicht des Krieges, aber sie sprach nicht davon.

Nur einmal wandte sie sich an ihren Mann mit der Frage: „Freust Du Dich, daß Krieg ist?“

„Ich beuge mich vor der Notwendigkeit.“

„Also Du freust Dich nicht?“

„Ich freue mich, daß die Ernte aufgeht. Ich freue mich nicht über den Krieg.“ Sie küßte ihn rasch. Er lächelte.

„Und wenn Du mitmußt?“ fuhr sie fort.

„Ich glaube nicht, daß es so lange dauern wird. Aber wenn ich mit muß, dann weiß ich ja La Fraccia bei Dir gut bewahrt.“

„Traust Du mir das zu?“

„Ja.“

Sie gab ihm die Hand. Und von diesem Tage an stand neben der Furcht, daß ihr Mann in den Krieg müsse, doch eine ganz kleine Hoffnung, die Hoffnung, zeigen zu können, daß sie zu etwas fähig sei; der Wunsch, dem Rückkehrenden La Fraccia zu übergehen und sein Lob einzuernten, weil sie es gut gemacht hätte.

Indessen stürmten die Söhne des Landes gegen Felsen an. Der Reis wurde von den Töchtern des Landes gesäubert. Im nächsten Jahre wurde er von ihnen gesät, gesäubert und geerntet.

In diesem Sommer wurde Remo zu den Waffen gerufen. Er kam an einem Augustabend, glühend vor Erregung, um sich zu verabschieden. Gisbert gab ihm die Hand. „Ich komme bald nach, Remo. Leb wohl.“ Madeleine wandte sich zu Gisbert und sagte ganz einfach: „Ich geleite ihn hinunter.“

Madeleine ging mit Remo in den Garten. „Was soll ich ihm sagen“, schrie es in ihr, „mein Gott, was soll ich ihm sagen?“ Sie blieb unter einem Birnbaum stehen und faltete

die Hände. Sie bückte sich, brach ein paar Blumen ab und leuchtete: „Da! — Bewahre das Feuer!“

Dann fiel sie ihm um den Hals, küßte ihn und lief davon. Am nächsten Tage fuhr Remo mit vielen anderen, auch mit seinem Freunde Pietro, durch die singenden Blumen Italiens hindurch in den Krieg. Er würde gegen Felsen anstürmen wie alle anderen. Das wollte er.

Im Winter kam der Einberufungsbefehl für Gisbert Corner. Das Land war Brei, schmutzig beschneit und in Nebeln schwimmend, als der Bote den Befehl brachte. „Der Nachbar Veneziano geht auch mit“, bemerkte der Bote.

„Nun ist es so weit“, sagte Gisbert zu seiner Frau.

„Ja, nun ist es so weit.“

„Du weißt Bescheid, Madeleine.“

„Ich weiß Bescheid, Gisbert.“

Gisbert faßte sich an die Schläfen. „Und Carlo — Du weißt — er soll froh sein, wenn ich nicht wieder kommen sollte — er soll La Fraccia bebauen und sich das Holzbrett da ansehen. Von Zeit zu Zeit. Das ist alles. Morgen müssen wir früh aufstehen. Laß uns schlafen gehen.“

Engverschlungen gingen sie in das Schlafzimmer.

Madeleine schrie ganz kurz auf, als er am nächsten Morgen in die Kleinbahn stieg. Sie lächelte gleich wieder. Nur ihr Mund schien gebrochen zu sein. Gisbert gab ihr die Hand. Dann fuhr der Zug ab.

Gisbert Corner fuhr mit vielen anderen, auch mit Paolo Veneziano, durch harten Nebel und franken Schnee hindurch, in den Krieg. Er würde gegen Felsen anstürmen wie alle anderen. Das mußte er.

Sie ging still und ohne jeden Ausdruck äußerer Erregung an Emma und Maria Veneziano vorüber, durch die klagenden und überhitzt lachenden Weiber hindurch nach La Fraccia zurück und übernahm die Leitung des Gutes.

Achtes Kapitel

Madeleines Gedanken durchliefen Vergangenheit und Zukunft, als sie über den beschneiten Hof ging. Sie befahl einem Knecht, die Strohhaufen, welche im Schnee moderten, zu schichten. Der Knecht sah sie dumm an. „Vorwärts“, rief Madeleine. Arbeiterinnen, die gemeinsam mit ihr über das Schicksal zu klagen hofften, wies sie an ihre Tätigkeit. Sie ging mit klopfendem Herzen die Treppe zur Terrasse hinauf. Sie wollte Gisberts Zimmer ordnen. Auf der Terrasse stand ein Soldat. Als sie die oberste Stufe erreicht hatte, erkannte sie ihren Bruder.

Nun wurde ihr zweiter Schmerz wach. „Es ist lieb und gut von Dir, Primo, daß Du gekommen bist.“

„Ich habe mir Urlaub genommen für zwei Tage. Ich wollte nach Dir sehen.“

„Und Deine Kranken?“

Primo war Chefarzt eines Lazarettes, in welchem Geistesranke aus dem Kriege untergebracht wurden. — „Es fehlt nicht an Zugang, Schwester.“

Madeleine preßte plötzlich die Fäuste gegen die Stirn. „Aber das sind doch alles Leben, einmalige Leben.“

„Die feinsten Leben, Schwester. Die Ausgesuchten. Aber das feinste Leben hat keine Lebensberechtigung. Lebensberechtigung hat nur das Gemeine. Das Geistige ist das Parasitäre.“ —

„Kannst Du ihnen helfen, Primo? Sag, daß Du helfen kannst.“ Große, glitzernde Augen suchten aus dem Arzt ein „Ja“ herauszuholen. Die Oberlippe Madeleines hob sich, wie immer, wenn Madeleine in Erregung geriet. Primo

zuckte die Achseln und brach sich eine Zigarre durch. „Sie und da. Gewiß. Nur kehren, wenn man glaubt, etwas erreicht zu haben, bei ihnen zwangsläufig gewisse Gedanken wieder, etwa die Furcht, lebendig begraben zu werden oder der Schrei nach der Mutter. Das sitzt fest. Aber man lernt viel für die Zukunft. Wir haben uns ins Geschehen einzuordnen als Maschinen. Nichts weiter.“ Madeleine öffnete die Tür zu Gisberts Zimmer. Sie warf rasch ein paar Kleidungsstücke von den Stühlen und setzte sich mit Primo an den Tisch. Der Arzt zog langsam und selbstverständlich seine Instrumente aus der Manteltasche und erklärte: „Ich werde Dich untersuchen.“

„Wozu, Primo?“

„Um Deine Kräfte einzuteilen. Denn Du wirst sie brauchen.“

„Du willst dieses müde, franke Herz ins Geschehen einordnen, willst seine Dauer begrenzen, aber es während dieser Zeit voll auswirken lassen? Sag ‚ja‘, Primo.“

„Ja.“

Die Frau erhob sich und legte dem Bruder die Hand auf die Schulter. „Wir wissen nur nicht, wie lange dieses Herz noch halten muß. Ein Jahr?“

„Sagen wir drei Jahre.“ Primo schraubte das Hörrohr zusammen. „Dann ist für den schlimmsten Fall auch Dein Sohn bald so weit.“

„Carlo ist in drei Jahren fünfzehn Jahre alt, Primo. Und im schlimmsten Fall, wenn Gisbert nicht mehr da ist . . .“ „Muß das Gut nur drei Jahre lang von Fremden bewirtschaftet werden, nicht fünf oder sechs Jahre. Mit achtzehn Jahren könnte Carlo unter meiner Vormundschaft La Fraccia übernehmen. Aber das ist alles Unsinn. Gisbert wird gar nicht ins Feuer kommen. Er ist zu alt. Bahnschuß oder so

etwas — damit wird er seine Zeit totschlagen müssen. So, jetzt zieh Dich aus.“

Nach der Untersuchung, die in gewohnter Stille verlief, legte Primo die Hände flach auf den Tisch. „Wenn Du mir versprichst, Madeleine, genau meinen Anordnungen zu folgen, wirst Du drei Jahre lang Kräfte haben, um La Fraccia bewirtschaften zu können.“

„Ich verspreche es Dir.“

„Gut.“ Der Arzt schrieb Rezepte, er gab Verordnungen und erklärte endlich die Gegenwart einer Pflegerin für notwendig. Aber davon wollte Madeleine nichts wissen. „Ich muß wenigstens im Anfang allein sein können. Zudem ist meine Hausmagd nicht ungeschickt. Später, Primo, wenn es notwendig werden sollte.“

So begann die Arbeit Madeleines, die Arbeit, als deren Lohn ihr der Tod an einem sicheren Termin bestimmt war. Sie hatte längst gehört, daß auch ältere Leute im Kampf standen. Während dieser Zeit mußte sie also auf den Tod ihres Mannes rechnen, aber dieser Tod war nicht so sicher wie der ihre. In alle Nachbarhäuser fiel der Tod, launisch, ungeahnt, erschütternd — und sie wartete täglich und stündlich auf den Brief, der ihr in getragenen, vorgedruckten Worten den Heldentod Gisbert Corners anzeigen würde, wie er der dicken Donna Pancrazia, der mageren Donna Ernestina und der lahmen Donna Elena den Tod ihrer Gatten angezeigt hatte. Von diesem schrecklichen, vorgedruckten Formular, welches die Frauen sich hatten einrahmen lassen, um ihren Schmerz zur Schau zu stellen, träumte Madeleine nächtelang. Dieses Warten wurde ein breiiger, ekelhafter, zeitloser Zustand der Seele, aber immer wieder zuckte diese Seele auf, wenn die Post kam. Ein Brief von ihm oder von seinem Hauptmann — das war die Schicksalsfrage zweimal am Tag. Und kein Brief, das war Dämmern bis zur nächsten Post,

welcher Madeleine aber wieder mit Furcht entgegen sah, weil sie einen Brief des Hauptmanns bringen konnte. In dieser Zeit wagten ihre Gedanken nicht, sich mit Remo zu beschäftigen.

In ihre Sorgen hinein bohrten sich die Sorgen des Tages. Die Reismädchen, so hieß es im Frühling, würden in diesem Jahr ausbleiben, denn sie verdienten mehr in den Munitionsfabriken. Mit den anderen Frauen der Landschaft, an deren Spitze sich wie selbstverständlich Emma Veneziano befand, wurde sie in der Stadt bei dem stellvertretenden Präfekten vorstellig. Der Präfekt, ein alter Mann, den man aus einem wohlverdienten Ruhestand wieder herausgeholt hatte, rieb sich die Hände, als Emma Veneziano Reismädchen forderte. „Das Vaterland“, jubelte der Alte, „braucht die Kräfte unserer Jungfrauen für die Herstellung jener totbringenden Waffen, welche unsere Feinde vernichten werden.“ Er freute sich, daß ihm die Worte noch wie früher zur Verfügung standen.

„Essen brauchen die Jungfrauen bei solcher glorreichen Beschäftigung nicht?“ fragte die Sabinerin bescheiden. Ihr mageres Gesicht glich dem Antlitz wächserner Märtyrerinnen. Der Präfekt wiegte den Kopf. „Das Vaterland läßt niemanden verhungern.“

„Glauben Sie an ein Wunder, Herr Präfekt? Halten Sie es für sicher, daß Gottes Engel diese Jungfrauen speisen werden? Oder daß es Reiskörner schneien wird?“ Wieder fragte Donna Emma still und erwartungsvoll.

„Darüber kann ich nicht urteilen. Das ist nicht mein Ressort.“ — „Das geht den Herrn Erzbischof an. Sie haben recht. Wir werden mit Ihrer Erklärung zum Herrn Erzbischof gehen.“ Der liberale Präfekt wurde unruhig.

„Die Reismädchen sind alle in den Munitionsfabriken tätig. Ihr müßt Euch mit Kindern helfen.“ — „Kinder können

diese Arbeit nicht leisten. Die Mädchen aus Salerno, die im vergangenen Jahr hier waren, gehen nicht in Fabriken, Herr Präfekt.“

So gelang es, wieder die gleichen Reismädchen zu bestellen, welche im Vorjahr die Arbeit verrichtet hatten. Der Agent berichtete bald darauf, daß die Mehrzahl von ihnen zu haben sei. Nur müsse die Regierung dafür einstehen, daß diese Mädchen nicht vorher in die Munitionsfabriken gebracht würden.

Nach dem Empfang beim Präfekten zerstreuten sich die Frauen in die Gasthäuser der Stadt. Viele von ihnen waren das erste Mal allein in einem Gasthaus. Sie benahmen sich ungeschickt; manche feilschten um die Speisen, andere überzahlten sie. Donna Emma Veneziano schloß mit dem Wirt einen Vertrag über ständige Lieferungen von Hühnern und Korn ab. Indessen lief Madeleine in den Konvent, um für Carlo einen freien Nachmittag zu erbitten. Sie wartete auf einer Steinbank im Klosterhof, wie eine Liebende auf den Geliebten. Sie zählte Veilchen und Primeln, aber bei jedem Geräusch unterbrach sie das Zählen und sah nach ihrem Sohn aus. Als er in seiner Sonntagsuniform erschien, schlug ihr Herz so hart, daß sie sitzenbleiben mußte und dem Knaben nur die Arme entgegenstrecken konnte.

„Carlo“, rief sie. Ihre Seele hatte sich überwartet und war müde geworden. Aber das Herz ging laut und unregelmäßig.

Carlo umarmte die Mutter flüchtig. Er fürchtete, daß andere Knaben seine Zärtlichkeiten beobachten könnten. Er spielte am Zweig eines Lorbeerstrauches, und plötzlich berichtete er mit strahlenden Augen von dem letzten Angriff der Italiener auf den Pizzo di Tò. Er schilderte plastisch die Wirkung der Granaten, wie sie auf den Felsen zerstoben und das zerspringende heimatliche Gestein zum Bundesgenossen

des heimatlichen Eisens machten. Seine Worte überhasteten sich, sie wirbelten durcheinander, wie eine Menschenmenge, die aus einem brennenden Hause ins Freie drängt.

„Und das Gas, Mama, denke Dir, wie sie hinsanken, die da drüben!“

Unsere sinken auch, dachte die Mutter, wagte es aber nicht zu sagen. Sie wagte nicht einmal zu erwidern: „Wenn nur Dein Vater nicht von diesem Gas innerlich ausgebrannt wird.“ An Remo wagte sie nicht zu denken.

Aber sie sagte sich, schwer atmend: „Ich will nicht die Meinen mit der Malaria meiner Seele vergiften.“

Sie horchte halb auf Carlos Worte und strich mit den mager gewordenen Händen über seinen Kopf. Ihr Kinderkörper hing nach der Seite, das Haupt schob sich schräg nach vorn, so daß die große Nase mit den grauen Flächen weit hervortrat. Die Oberlippe hob sich zitternd.

„Wie Dante siehst Du aus, Mama“, rief Carlo plötzlich und stemmte die Arme in die Hüften. Dann bog er den Lorbeerzweig um das Haupt der Mutter, wiegte den Kopf hin und her und sagte: „Ja, wie Dante.“

Leise Schritte glitten über den Seitengang. Ein grauhaariger Priester näherte sich den beiden, und als Madeleine die Augen zur Seite gehen ließ, lächelte der Alte die junge Frau an. „Nun, Madeleine, das ist ja ein seltsames Wiedersehen. Ich habe erst heute vom Präfekten erfahren, daß die Mutter Carlo Corners meine liebe, alte Schülerin . . .“

„Pija!“ rief Madeleine und errötete. „Don Matteo!“ Sie stand rasch auf und küßte dem Priester die Hand.

Don Matteo nahm die ihre in beide Hände. Seine Augen leuchteten, wie nur die Augen ruhig gewordener Priester leuchten. „Gottes Segen mit Ihnen, Donna Maddalena. In dieser Zeit brauchen wir alle Gottes Segen.“

„Alle Menschen brauchen ihn“, erwiderte die Frau leise, als ob sie ein Verbrechen zu beichten habe.

„Er wird ihn ihnen nicht vorenthalten, indem er die guten belohnt und die bösen züchtigt.“ Don Matteos Hand glitt wie spielend über den Lorbeerzweig. „Und dieser Knabe hat seine Mutter mit dem Zeichen des Siegers gekrönt? Das ist eine tiefe Erkenntnis, Carlo.“

Der Knabe sah vor sich hin. „Ich dachte an Dante, Don Matteo. Aber ich kröne meine Mutter, nicht weil sie Dante gleicht, sondern . . .“

„Nun?“

„Weil sie meine Mutter ist. Und eine Mutter ist gut.“ Das klang beinahe trohig.

Aber der Priester überhörte den Troß. „Der Vater wird sich die Lorbeeren selbst pflücken. Behalte Deinen Glauben, Carlo, daß alles Gute von der Mutter stammt. Es ist ja auch der Glaube unserer Kirche.“

„Ach, Don Matteo“, rief der Knabe plötzlich mit ausbrechender Leidenschaft, „meine Mutter ist meine Mutter, ich werde nie eine Frau heiraten, die anders ist als meine Mutter. Und wenn der Vater den Heldentod für das Vaterland stirbt, dann bleibe ich bei Dir, Mama.“

„Begreifen Sie, er ist noch nicht dreizehn Jahre alt, Don Matteo.“

Der Priester rieb sich die Hände. „O, es ist gut, daß Carlo Sie so liebt, Donna Maddalena. Diese Liebe wird ihm gegen die Anfechtungen des Lebens immer ein Schutz sein.“

„Glauben Sie, Don Matteo, daß Gott alle Geisteskranken heilen wird, die aus dem Felde zurückgebracht werden?“ Das bleiche Antlitz der Frau stand dicht vor den erschrockenen Augen des Priesters.

Don Matteo war einen Schritt zurückgetreten. Sein Blick ging unbefangen suchend am Rand des Daches entlang.

Dann wiegte er das Haupt und sah seinem ehemaligen Beichtkind gütig in die Augen. „Wie sollte er? Manchen wird er durch gute Ärzte beistehen, andere wird er schon hier auf Erden durch eine kurze Hölle gehen lassen, um ihnen im Jenseits desto eher seine Gnade zu schenken. Denn Gott ist gnädig gegen die, welche für ihr Vaterland starben, und dreimal gnädig gegen die, die dem lebenden Tod des Wahnsinns verfielen. Aber“, so fuhr er fort, „lassen wir diese Gedanken. Haben wir Geduld und hoffen wir in Heiterkeit auf die göttliche Güte. Dort“, — Don Matteo wies auf Carlo — „steht Ihre Aufgabe. Wahrlich, eine schöne Aufgabe.“

Er grüßte lächelnd und schritt mit leicht geneigtem Haupt davon.

„Triefst oder den Tod!“ rief ihm Carlo als Gruß nach.

Wieder kam der Sommer in seinem Mantel von Dunst mit den Flecken des Fiebers, wieder kochte die Sonne den Nebel heiß, und wieder schwammen die Menschen in dieser feuchten Welt wie in einem erleuchteten Meeresgrund. Die Kriegsberichte waren zu einem täglichen Giftreiz geworden. Immer wieder läuteten die Glocken, immer wieder zitterte die Luft bunt in den Farben der Flaggen und Wimpel, und immer brachte der Postbote gedruckte Formulare. Man war nichts Besonderes mehr, mit einem solchen gedruckten Formular — o, nein, man wurde allmählich etwas Besonderes ohne ein solches Formular. Die Felsen im Osten kochten im Feuer der Kriegsmaschinen; die Ebenen brannten im Feuer der Sonne, und selbst, wenn der Regen auf sie niedergegangen war, verharrten sie in Glut.

Gisberts Nachrichten wurden immer kürzer. Zwar schrieb er jeden zweiten Tag, aber nur: „Ich lebe“, oder, „es geht mir gut“. Unter solchen Karten litt Madeleine. Sie fühlte sich mißhandelt; sie wollte wissen, wie es Gisbert ging, sie

mußte sich selbst trösten, daß er keine Zeit habe, weil sie nicht wissen konnte, welche menschliche Größe in Gisberts Schweigen lag.

Remo schrieb jeden Monat einen Brief. Diese Briefe bewahrte sie, als ob sie eigentlich ihr Gatte geschrieben hätte, wenn auch nichts weiter darin stand, als eine immer neu dargestellte Hoffnung auf die Zukunft des Landes.

Nur einmal schrieb auch Gisbert ihr einen langen, tief erschütterten Brief. Sie hatten beim Auswerfen eines Schützengrabens ein Grab aus der Vorzeit ans Licht gebracht. „Es muß Länder geben“, so schrieb er etwa, „in denen es keine Zeit und keine Nähe gibt. Das sind die Länder meiner Sehnsucht. Hier stößt sich mein Kopf immer am Schon-Da-Seienden, an den festen Spuren längst verwehter Mitmenschen und an denen, die neben mir da sind. Ich möchte einmal in Ländern sein, die ohne Zeit und Nähe sind, wo es keine Menschen gibt und keine je gegeben hat. Ich möchte wirklich leben, das heißt, ohne um die Zeit zu wissen und um Grenzen. Uranfänglich möchte ich leben, nur in einem geistigen Hauch, wie es in der Aneis heißt.“

Über diesen Brief vergaß Madeleine die Betrachtungen Remos. Gisberts Brief ließ sie vieles ahnen. Sie konnte stundenlang über den Zeilen grübeln und jedes Wort hin und her wälzen. Was meint er mit dieser Sehnsucht? Er wendet sich gar nicht gegen den Krieg; das tun die, die im Felde waren, ja am allerwenigsten. Nein, ohne die Lucht war Gisbert Corner nicht er selbst. Wandte er sich gegen die Geheimnisse der Erde? Und gegen das Geheimnis des Lebens? Madeleine grübelte darüber während des Rainganges der Planeten über den festgehämmerten Nachthimmel. Am Ende sehnt er sich nach Musik, dachte sie, als sie gegen Morgen ihr Mittel nehmen mußte. Ach, und ich kann nicht singen ... Laut krachten die Holzbaracken in der Nacht.

Am nächsten Morgen schüttete ein Sonderzug die singenden Blumen über das Land der Malaria. Aber sie sahen vergebens nach den Anechten aus, und ihre Lieder verstummten langsam. In ihrer Mitte schritt trotzig Rosalie aus Salerno mit einer Nelke zwischen den Zähnen. Das abgeblendete Sonnenlicht malte die Schatten des Antlitzes tiefblau, und das Schlänglein hatte die Farbe der Veilchen angenommen. Wenn Rosalie einmal kurz auflachte, bligte neben der Nelke ein goldener Zahn.

Sie schritt in der Mitte des Zuges, herrschend, mit dem Ausdruck einer brutalen Siegerin. Als die für La Fraccia bestimmten Mädchen im Hof zusammenstanden und unter Madeleines Aufsicht in Arbeitsgruppen eingeteilt wurden, trat Rosalie an Madeleine heran. Die Süditalienerin zog das rote Tuch fest über die Schultern und sagte, ohne die Nelke aus dem Munde zu nehmen: „Hä, Sie wissen?“

„Was soll ich wissen?“ antwortete die Frau und hob den Kopf erstaunt gegen das Reismädchen.

„Mein Bruder ist der Korporal Ihres Mannes.“ Sie hatte die Hände in die Hüften gepreßt und ließ die Nelke zwischen den Zähnen wippen. „Sie sind in der vordersten Linie. In den Gräben.“

„Dann hat Dein Bruder einen guten Soldaten in seiner Korporalschaft. Du kannst Dir ein Beispiel an ihm nehmen.“ Madeleine verwies das Mädchen an eine Arbeitsgruppe. Ruhig stieg sie durch den Dunst der Treppe, um ihre Medizin zu nehmen.

Die Erregungen des Krieges hatten längst alle Nerven überspannt. Die Angst um die Einzelnen wuchs mit jeder Stunde. Die Wirtin im Dorf hatte, als der Postbote ihr das Formular überreichte, unter Tränen aufgeatmet: „Jetzt kann er mir wenigstens nicht noch einmal sterben. Ich habe es hinter mir.“

Vorschriften der Regierung quälten die Landwirte, die ihre enteigneten Tiere und ihre abgenutzten Materialien nicht mehr ersetzen konnten. Frauen, welche den Betrieben vorstanden, brauchten die doppelten Kräfte, wie die Männer sie brauchten, um ihren Willen durchzusetzen. Unter all diesen Qualen litt Madeleine dreifach. Die halbe Drohung eines Reismädchens warf sie um.

So ließ sie am Abend des ersten Tages, als die singenden Blüten ins Dorf zurückkehrten, Rosalie zu sich kommen. Sie saß in einem großen Stuhl in der Loggia, atmete schwer und stützte den Kopf auf die breite Seitenlehne des Stuhles. „Sind Sie krank, Herrin? Soll ich Ihnen helfen?“ Die Salernerin beugte sich kindlich über die Kranke. Rosalies drahtiges, schwarzes Haar fiel vor ihre Augen mit den flachgeworfenen Brauen, die sich zusammensogen. „Ja, Rosalie, ich bin krank. Du weißt ja im Hause Bescheid. Du kannst bei mir bleiben und mir helfen.“ Madeleine ließ sich nach rückwärts sinken und schloß die Augen.

„Haben Sie einen Brief von Ihrem Manne bekommen, Herrin?“

„Ja.“

„Geht es ihm gut? Ich freue mich so, wenn ich bei Ihnen bleibe. Wir können dann immer gleich die Nachrichten austauschen. Nicht wahr, ob ich nun Nachrichten von meinem Bruder erhalte oder Sie von Ihrem Manne. Wir wissen dann immer, wie es dem anderen ergeht. Das ist doch schön?“

„Gewiß. Jetzt wollen wir an die Arbeit gehen, Rosalie.“

Während der Festtage kam Carlo ins Elternhaus. Er brachte in die Sommerferien die Nachricht mit, daß sein Lehrer Pietro gefallen sei. Pietros Truppenteil war noch am Tage der Ankunft an der Front zur Unterstützung eines Sturmes eingesetzt worden, und den Lehrer hatte es als einen der ersten

erwischt. „Seid fröhlich!“ hatte der Präsekt den Knaben zugerufen, als er ihnen diese Nachricht in der Mula übermittelte. Carlo versuchte auch fröhlich zu sein, aber ihm standen die Tränen in den Augen, während der Kindermund sich ein Grinsen abquälte. So, in sich uneins und zerrissen, flüchtete er zur Mutter.

„Es ist schrecklich, Carlo“, sagte Madeleine und faltete die Hände. „Er hat doch auch eine Mutter.“

„Ja, ihr Bild hängt noch in seiner Zelle. Aber dem Schreibtisch. Sie wohnt in Turin.“ Madeleine strich ihrem Sohn über den Kopf. „Carlo, der Krieg mag ja notwendig sein, das verstehe ich nicht. Ich weiß nur, daß einer Mutter der Tod ihres Sohnes mehr Schmerzen macht, als wenn Triest den Österreichern bliebe.“

Der Knabe preßte den Kopf an die Mutter, und nun konnte er über Pietros Tod weinen. Seit dieser Stunde sagte er nicht mehr: „Triest oder den Tod.“

Mutter und Sohn bildeten eine stille seelische Gemeinschaft in den Jahren des Kriegsparoxismus. Als der Name des Vaters im Armeebefehl wegen Tapferkeit genannt wurde — der Vater hatte eine feindliche Mine unter schwierigen Umständen abgequetscht —, lehnte Carlo beinahe schroff die Schuldigungen seiner Kameraden und das Wohlwollen seiner Lehrer ab.

„Ich habe es ja nicht getan“, erklärte er kurz.

Der Vater hatte von diesem Vorfall nichts an die Mutter berichtet. Am gleichen Tage, an welchem der Armeebefehl in den Zeitungen veröffentlicht wurde, ging eine Karte Gisberts ein, auf der stand: „Es geht Paolo Veneziano und mir gut. Auch dem Korporal geht es gut.“

Das war das erste Mal, daß Gisbert von der Anwesenheit Rosaliens in La Fraccia Notiz nahm.

Rosalie erfüllte das Haus mit Kriegsgeschwäh. Sie wußte von allen Grausamkeiten der Feinde; sie kannte alle verstümmelten Kinder mit Namen; sie wußte, daß das berühmte belgische Kind ohne Hände bei der Königin-Mutter lebe, aber niemandem gezeigt würde, denn es sei ja ein „heiliges Kind“ geworden. Sie kannte die Wirkung aller Giftgase, und zuweilen führte sie mit großen theatralischen Gesten, mit Reuhen, Geschrei und Irrereden ihrer Herrin vor, wie die Vergiftung sich bei den Verletzten äußerte. „Über unser Gas — da machen sie so!“ Dann warf sich Rosalie auf den Steinfußboden, gab nur kleine, helle Schreie von sich und schlug mit Armen und Beinen nach den Möbelstücken.

Madeleine hielt die Hand vor die Augen.

Einmal kam Carlo unerwartet zu einer solchen Szene. Er blieb in der Tür stehen und rief: „Rosalie, Du solltest Dich schämen! Wo die Mutter ihren Mann im Felde stehen hat! Siehst Du denn nicht, daß sie leidet? Steh auf und bring ihr ihre Medizin.“ Er glied, als er das sagte, völlig seinem Vater.

Rosalie sprang auf. „Ah!“ rief sie, „und ich habe wohl keinen Bruder im Feld . . . Warte!“

Von diesem Tage an haßte Rosalie den Knaben, weil er ihre Kriegsbegeisterung zu brechen versucht hatte.

Madeleine dachte daran, Rosalie im Hause zu behalten, wenn Gisbert zurückkäme. Denn sie war müde und alt geworden; müde durch die Arbeit, alt durch die Krankheit. Ihre Vorstellungen über das Opfer, welches der Krieg ihr auferlegte, gingen ins Widernatürliche über.

„Du darfst Carlo nicht hassen“, belehrte sie Rosalie, um den Übergang vorzubereiten.

„Warum? Er ist ein Teufel. Ich habe das Recht, den Teufel zu hassen.“

„Er ist Gisberts Sohn, Rosalie.“

Die Süditalienerin warf ihre Schultern hin und her. „Gisberts Sohn? Was ist Gisbert? Hä? Ein Soldat meines Bruders. Zu gehorchen hat er. Ich werde dafür sorgen, daß er gehorcht. Ich werde es meinem Bruder schreiben. O ja!“ Als sie diese Worte geizigt hatte, schob Carlo aus dem Wohnzimmer auf die Terrasse. „Mein Vater gehorcht Deinem Bruder, weil der König es befohlen hat — nicht weil er Dein Bruder ist. Mein Vater gehorcht dem König . . . der Majestät des Volkes!“

Rosalie neigte den Oberkörper nach vorn und schob Carlo die gefallten Fäuste entgegen. „Hä, Du! Zu gehorchen hat er . . . Apport! Ein Hund meines Bruders! Hä — so.“ Sie warf eine Rübe, die sie pußte, vom Tisch auf die Erde. „Apport!“

Mit zwei Säßen stand Carlo neben ihr. Seine Augen drehten sich. „Du wirst apportieren!“ Er preßte mit seiner Knabenfaust Rosalie am Nacken auf die Erde. „Wirst Du die Rübe bringen! Wirst Du!“

Das Mädchen schrie und keuchte. Ihre Halskette, ein Geschenk Gisberts, klirrte auf dem Steinfußboden; ihre gekrampften Finger glitten von den Steinen ab, in die sie sich krallen wollten. „Wirst Du!“ schrie der magere Knabe, und preßte den dunklen Kopf der Magd auf die Rübe, welche sich zwischen ihre halboffenen blauroten Lippen preßte.

Madeleine hielt die Seitenlehnen des Sessels umklammert. „Carlo“, stöhnte sie leise. Der Knabe hob den Kopf. „Ich lasse sie los und helfe Dir, Mama, aber sie rührt Dich nicht mehr an.“

Am Abend verließ Rosalie, zum zweitenmal reich beschenkt, La Fraccia. Sie hatte alle Geschenke Madeleines mit hartem Schweigen entgegengenommen. Sie hatte sogar noch mehr

gefordert und war ohne Dank davongegangen. In dieser Nacht telephonierte ein alter Knecht auf Carlos Bitten unauffällig mit Primo. Der Arzt kam gegen Morgen im Kraftwagen.

Als er in das Zimmer der Schwester trat, in das er ein Stück des grünen Morgens mit hineinbrachte, fand er Carlo, bekleidet auf dem Bett des Vaters liegend, in tiefen Schlaf versunken. Madeleine, das hölzerne Antlitz vorgeschoben, hockte in ihrem Bett und hatte die Augen starr auf Spielkarten gerichtet, über welche eine alte Frau mit hakigen Fingern hinwegfuhr. Eine qualmende Kerze stand neben den Karten.

„Was ist das hier?“ fragte der Arzt kurz, ohne die Schwester zu begrüßen.

Madeleine sank nach rückwärts. Die Alte hob den Vogelkopf.

„Stören Sie das Geheimnis nicht.“

„Packen Sie sofort die Karten ein.“

Ruhig fuhr die Wahrsagerin mit den Fingern über die Karten. „Hier, der frohe Blonde — der atmet schwer . . . den hat es . . .“

Mit beiden Händen schob Primo die Karten zusammen, packte die Alte am Arm und drängte sie aus der Tür. Dann löschte er die Kerze, riß das Fenster auf und sagte hart: „Madeleine, ich begreife Dich nicht. Du hattest mir Gehorsam versprochen.“

„Primo — Du weißt nicht — ich war am Sterben in dieser Nacht. Da habe ich mir die Alte kommen lassen, um zu wissen.“

„Was?“

Madeleine schwieg. Primo hatte inzwischen die Lederhandschuhe ausgezogen und seine Instrumente bereitgestellt.

„Du wolltest Bescheid wissen über das Schicksal des Lehrers, Madeleine.“

„Ja, Primo.“

„Er ist gut aufgehoben.“

„Wo?“

„Bei mir. Durchaus heilbar. Im Grunde nur Überanstrengung.“

„In Deinem Lazarett, Primo! In diesem grauenvollen Lazarett. Unter Deinen brüllenden Wahnsinnigen. Primo, ich flehe Dich an.“ Madeleine hub plötzlich laut zu lachen an, aber das Lachen brach jäh ab. Der Arzt griff nach ihrem Puls und gab ihr eine Spritze. „So, nun lieg ruhig, Schwester. Ich sage Dir klar und deutlich: Der Lehrer ist nur völlig überanstrengt. Er sieht apathisch vor sich hin. Zuweilen murmelt er: ‚Triefst oder den Tod!‘ Aber er wird wieder gesund werden.“

„Warum behältst Du ihn dort?“

In die Stille hinein drangen die Atemzüge des schlafenden Knaben.

„Wohin soll ich ihn tun?“

„Gib ihn hierher. Zu mir. Sieh, ich habe Gisbert Corner geheiratet, weil ich vom Heiraten nichts wußte, und weil Du mir gesagt hattest, daß wir ihm eine Frau schuldig seien. Wir Cavadinis bleiben nichts schuldig. Daß ich während der Ehe einen anderen lieben lernte, dafür kann ich nichts. Ich habe mich gehalten. Jetzt bin ich ungefährlich, Primo. Du weißt es am besten. Die drei Jahre, die Du mir zubilligst, würdest Du selbst abkürzen, wenn Du ihn mir nicht gibst.“ Steil schoß sie im Bett empor. „Und wenn er tobt und schreit, gib ihn mir. Er ist ein Rest seiner Natur, und ich bin ein Rest meiner Natur. Ich will ihn pflegen und will nichts weiter. Gib ihn mir.“

Primo war an das Fenster getreten. Madeleine sah, daß er die Schultern in die Höhe zog, und daß er die gespreizten Finger mit den Spitzen gegeneinanderpreßte.

„Gib mir Remo, Primo!“ Sie hatte sich auf den Arm gestützt und den Körper dem Bruder zugekehrt.

„Madaleine . . .“

„Willst Du mich noch um das Letzte bringen?“ Das klang trocken, losgelöst von allem Sein, wie ein Ruf aus der Erde. Der Arzt wandte sich rasch um. „Gut denn, in etwa vier Wochen kann ich ihn Dir bringen.“

„Danke Dir, Primo.“

Nach vier Wochen meldete Primo das Kommen des Lehrers an. Remo sei still und ungefährlich, erklärte der Arzt am Telephon. Man möge für ihn ein ruhiges Zimmer bereit halten. „Ich komme selbst mit, Madeleine. Du wirst sehen, daß es nicht schwer ist, mit ihm umzugehen.“ Irgend jemand flüsterte dem Arzt am Telephon etwas zu. „Ja, das wollte ich noch sagen. Er ist sehr sauber, Madeleine. Du brauchst also deshalb keine Sorge zu haben.“

„Ja, Primo. Ich verstehe. Er ist sehr sauber. Das ist gut so.“

Sie richtete das Zimmer für den Kranken. Am folgenden Tag traf der Arzt mit Remo in La Fraccia ein.

Madeline stand auf der Terrasse, als der geschlossene Wagen im Hof einfuhr. Primos Stimme klang hell hinauf. „Na, Lehrer“, sagte er heiter, „da sind wir also! Schöne Bleibe, was? Habe ich gut ausgesucht, hä? Nun mal rauf. Madeleine freut sich schon. Nein, nein — keine Angst! Hier ist Ruhe.“

Die Hand der Frau griff nach der heißen Steinbrüstung. Dann hob sich aus dem Treppenschacht zunächst Primos Haupt, mager, mit unruhigen Augen, langgezogenen Falten und leicht ergrauten Haaren. Er winkte der Schwester zu.

Und ihm folgte etwas in sich versunkenes Graues — eine graue Uniform, graue Haare, ein grauer Bart, graue Gesichtszüge und graue, glanzlose Augen. An diesem Leblos-Lebenden leuchteten hart und eindringlich eine Reihe bunter Ordensbänder. Die Hände der Geschwister lagen kurz ineinander. Dann ging Madeleine, mit starrem Lächeln auf Remo zu. „Ich bin glücklich, daß Sie wieder da sind, Remo.“

Der hängende Kopf des Kranken hob sich schwach. Durch die starke Neigung des Körpers hingen die Arme wie bleibeschwerte Lote nach unten. Ein ‚Ja‘ quälte sich aus blutlosen Lippen.

„Na, Lehrer — ist das nicht schön hier?“

„Ja.“

„So, nun wollen wir einmal Ihr Zimmer besuchen. Das hat Madeleine großartig gemacht.“ Er stieß die Tür zum Zimmer auf. „Hier — das hat Madeleine alles für Sie vorbereitet.“

„Madeleine?“

„Natürlich, Madeleine! Da steht sie doch!“

„Ja.“

Primo ließ den Kranken in das Zimmer treten und führte ihn zu einem großen Sessel. Aber während dieser Zeit beobachtete er die Schwester aufmerksam. Er ließ den Kranken sich ausruhen und ging mit Madeleine in das benachbarte Arbeitszimmer Gisberts. Die Tafel mit den römischen Tugenden hing noch immer an der Wand.

„Ja, Tucht“, nickte der Arzt, „die muß ich nun einmal wieder von Dir verlangen. Laß ihn ruhig gehen. Gib ihm zu essen; er spricht kaum, aber wenn er sprechen will, antworte ihm heiter. Du mußt das Letzte noch lernen: Dein Herz so in die Gewalt zu bekommen, daß es sich nicht mehr zusammenkrampft. Hörst Du?“

„Darf er allein ausgehen?“

„Gewiß, er kommt schon wieder.“

Der Lehrer ging allein aus. Er ging stundenlang über die Felder, mit seinem gesenkten, grauen Haupt und den herabhängenden Armen. Er guckte in die Häuser, und wenn die Leute ihn ansprachen, nickte er und ging weiter. Er verbreitete einen stummen Schrecken, aber er wußte es nicht.

Als Carlo erfuhr, daß sein geliebter Freund aus dem Kriege zurückgekehrt und in La Fraccia sei, kam er eines Sonntags unerwartet nach Hause. „Mama“, rief er vom Hofe, „wo ist Remo? Sag, wo ist Remo?“

„Ach, wenn man dieses Herz doch in die Gewalt bekommen könnte, durchschloß es die Mutter. „Liebling, komm erst einmal zu mir. Ich muß mit Dir sprechen, bevor Du Remo siehst. Er ist sehr krank. Er redet nicht. Er ist auf dem Feld.“

„Wo ist er, Mama? Zu mir wird er schon reden! Laß nur, ich suche ihn. Er soll mir erzählen von allem, was er erlebt hat.“

„Carlo! — Carlo!“

Aber Carlo war bereits davongelaufen. Er lief über Äcker, die sich langsam herbstlich zu klären begannen. Der Nebel nißtete nur noch an einzelnen Stellen.

„Remo!“ rief Carlo, „Remo!“ Aber es kam keine Antwort. Der Knabe lief in einen Nebelschwaden hinein. Plötzlich sah er vor sich, auf einem winzigen Erdhügel, den Lehrer stehen.

Der stand dort unbeweglich, mit geschlossenen Beinen, die Arme über die Brust gekreuzt, den Kopf zurückgeworfen, mit erdigen, ausgewischten Augen. Die Wesenheit des Mannes schien im Nebel und Schmutz zerfließen zu wollen.

„Remo!“ schrie der Knabe. „Ich bin doch hier — Carlo!“

„Ja.“

Carlo wandte sich plötzlich um und lief mit entsetztem Gesicht über die Felder nach Hause zurück. Er lief auf die

Terrasse, stürzte auf die Mutter zu, steckte den Kopf in ihren Schoß und sagte schluchzend: „Mutter, sie haben uns einen andern geschickt. Es ist gar nicht Remo.“

Madeleine streichelte dem Knaben die Haare.

„Beruhige Dich, mein Liebling, es ist doch Remo.“

„Mein Remo ist es nicht.“

Ist es meiner? dachte die Mutter. Dann richtete sie den Sohn auf. „Er ist krank geworden durch den Krieg, Carlo. Wir wollen ihn wieder gesund pflegen. Wir essen nachher alle zusammen, und dann wollen wir heiter sein.“

Carlo schüttelte den Kopf. „Der Mensch im Nebel ist nicht Remo.“

Und nach einiger Zeit fügte er noch hinzu: „Ich habe den Tod gesehen.“

Neuntes Kapitel

Der Sommer hatte das Land geschüttelt und gedrückt. Nun strich der Herbst mit milden Händen darüber. Der Herbst kam in den uralten Farben des Blutes, in den gleichen Farben, in welchen der Frühling nordischer und südlicher Jugend an den Schroffen der Felsen verging. Dieser Herbst lag in goldiger Schönheit über der von den Männern verlassenen Erde. Er ließ in den Frauen Gedanken lebendig werden; er ließ sie darüber nachsinnen, daß das, was ihre Schaufel umwarf, vor Jahrtausenden, Jahrhunderten, Jahrzehnten auch Menschen waren; daß sich der Mensch in dieser Erde auswechselte, aus ihr sich neu formte, in ihr verging und aus ihr wieder kam. Denn diese weite Ebene, was war sie anders als Menschenreste, Menschenkriege, Menschensein, Menschenzukunft? Was die Schaufel umwarf, war und wurde Mensch. Jetzt ruhte es nur aus vom Mensch=Sein.

Mit solchen Gedanken beschäftigte sich auch Madeleine, wenn sie Remo mit ein paar gütigen Worten, vielleicht in der Vergangenheit gesprochen, auf seinem täglichen Weg in die verlassenen Felder begleitete. Noch stand verlorener Nebel in einzelnen Lachen des Bodens, und wenn Madeleine vom Eckzimmer des Hauses hinüber nach La Perla sah, dann konnte sie auch dort jene Nebelballungen erblicken, in welche sich der Kranke gern verfracht. Die Reismädchen sangen noch in den Ställen ihre südländischen Gesänge, in deren Verhaltlichkeit die Meere Afrikas rauschten.

In solches Singen hinein trat eines Morgens Donna Emma Veneziano, die Herrin von La Perla. Sie stand plötzlich allein auf der Terrasse, mager, mit weißen Kieferlinien und

blauen Schläfen, in denen Lichter irrten. Die vertrockneten Hände hielt sie über dem Leib auf einer reinen weißen Schürze gekreuzt. Ihre Augen, die sonst beobachtend hin und her gingen, blickten starr. Donna Emma begann zu fichern.

„Ich habe auch den Brief bekommen, Donna Madeleine. Portofrei. Ja, warum schreiben Sie nicht gleich an alle Frauen des Königreiches den gleichen Brief? . . . Sie könnten es ja auch anschlagen. Es wäre viel billiger.“ Steil aufgerichtet wie ein gestülpter Messe-Pokal wandte sich Donna Emma um und stieg wieder Stufe für Stufe die Steintreppe hinunter.

„Sie wird immer um das gleiche Stückchen kleiner.“ Bei diesem Gedanken überraschte sich Madeleine, die ihr aus dem Armstuhl nachsah. „Ich hatte heute keinen Brief von Gisbert.“

Sie erhob sich und sah vom Eckzimmer aus auf die Felder. Dort ging Remo Schritt vor Schritt durch eine Furche. „Ich danke Dir, Mutter Gottes, Du Schmerzreiche, daß Remo hier ist.“

Am folgenden Tag kam kein Brief Gisberts.

Am nächstfolgenden Tag kam kein Brief Gisberts.

Am dritten Tag kam kein Brief Gisberts.

Zwischen dem Erscheinen der Postfrau und ihrem Wiedererscheinen lagen immer vierundzwanzig Stunden.

Am vierten Tag brachte die wackelnde Alte eine Karte, unterzeichnet vom Chefarzt eines Feldlazarets. Die Karte berichtete, daß der Schütze Gisbert Corner, welcher auf Befehl seines Korporals über den Grabenrand gekrochen war, um einen zerstörten Stacheldraht auszubessern, durch eine feindliche Handgranate den linken Arm verloren hätte. „Ich wäre zerrissen worden, wenn Paolo Veneziano, der mit mir kroch, nicht versucht hätte, die Handgranate aufzufangen und sich dabei vor mich geworfen hätte. So hat es ihn erwischt.“ Das hatte Gisbert selbst unter den Bericht den Arztes geschrieben.

Madeleine rang nach Luft.

Nun wird auch er kommen, dachte sie. Etwas wie franke Freude überkam sie. Kein Fremder wird La Fraccia verwalten, wenn ich nicht mehr bin. Er wird sehen, was ich geleistet habe.

Noch einmal schien sich der Sommer zurückgewendet zu haben. Wieder sanken heiße Dampfkissen über das Land, in denen nur die Mücken schlafen konnten. Das Singen der letzten Reismädchen klang gequält. Selbst Carlo, der wieder in die Ferien gekommen war, verkroch sich mit den Klassikern in die Dunkelheit der Zimmer. Nur Remo ging Tag für Tag mit hängenden Armen in die Felder und stand stundenlang allein im Dampf des Nebels. Zuweilen schlich sich Carlo vorsichtig zur Mutter und fragte nach dem Ergehen des Vaters. Über Carlos Reise liegt nur noch eine dünne Decke, dachte Madeleine. Auch die Nachricht von der Verstümmelung des Vaters hat diese Decke nicht gehoben. Ach, möchte doch diese Decke seiner Seele noch lange erhalten bleiben, sonst könnte die Seele wuchern.

„Bekommt der Vater einen künstlichen Arm, Mama? Wie gut, daß es der linke ist.“

„Wir wollen froh sein, daß es der linke ist. Wir wollen auch froh sein, daß der Vater lebt.“

„Ja.“

Carlo schnitzte an einem Stück Holz. „Warst Du bei Donna Emma, Mama?“

„Ich wage es nicht, meines Herzens wegen, Carlo.“

„Dann werde ich gehen.“

So ging Carlo über die Felder, dem Bogen des Reichtums zu, um durch den trockenen Fluß nach La Perla zu gelangen. Er zog seine mageren langen Beine durch die feuchte Erde. Einige Meter vom Wege entfernt sah er den Lehrer im Nebel stehen, während ein Mädchen auf dem Gutshof das Lied vom

Löwen sang. Durch Röhricht und Weiden stieg Carlo zum Fluß hinunter, suchte mit den Füßen den Weg durch das Gerinsel des Wassers und stieg durch das Erlengebüsch zur Halbinsel empor. Als er sich vom Anstieg kurz erholen wollte, sah er vor sich aufs neue einen Baummenschen im Dunst stehen. Der stand mit gekreuzten Armen auf der Halbinsel, aufgehend in dem dicken, grauen Brodem.

„Nein, es ist nichts. Du siehst Gespenster“, rief sich der Knabe zu. „Remo steht ja dort hinten.“ Er biß die klappernden Kiefer zusammen und ging vorwärts.

Als er dicht an dieses Gebilde herantrat, erkannte er Donna Emma Veneziano.

Den Knaben überfroch das Grauen. Dann steckte er die Hände in den Gürtel und trat an Donna Emma heran. Er blieb einige Schritte von ihr stehen und sprach hell und deutlich, wie er es im Kolleg gelernt hatte. Zuweilen fiel der Schlag seiner Kiefer wortverdoppelnd in die Rede. „Donna Emma, Ihr Mann hat meinen Vater gerettet. Er selbst ist dabei gefallen. Ich kann nicht viel dazu sagen. Aber er war ein Held.“

Donna Emma hatte den Kopf gesenkt. Stirn und Nasenansatz leuchteten ungewiß aus dem Grau. Die Haare, die sonst schwarz glänzten, schimmerten grünlich wie welkes Laub.

„Hören Sie mich, Donna Emma?“

„Nein.“

„Don Paolo war ein Held, Donna Emma.“

„Nein.“

Der Knabe schwieg wehrlos. Er machte ein paar Schritte gegen dieses furchtbare Ungewisse. Er wollte diese gekreuzten Hände berühren, als plötzlich ein kleines Graues, Bewegliches, entformt durch den Nebel, die Frau rückwärts am Arm ergriff und flüsterte: „Komm, Mama.“ Und Donna Emma ließ sich widerstandslos in die farblose Unendlichkeit wegführen.

Der Knabe lief nach Hause.

Still nahm die Mutter den Heimkehrenden in die Arme.

„Daß nur“, tröstete sie, „wenn ihr Schmerz fest wird, kommt sie wieder in die Sonne.“

„Auch Remo?“

„Auch Remo.“

„Wird sich der Vater auch in den Nebel verkriechen, wenn er wiederkommt?“ Der Knabe lehnte sich ängstlich an die Mutter. Madeleine atmete tief. „Das wissen wir nicht. Man weiß nie, was die tun werden, die aus dem Kriege heimkehrten.“

Was werden sie tun, dachte Carlo. Wenn er nachdachte, zogen sich von seinen Nasenflügeln zu den Mundwinkeln geschwungene Falten, und dann erinnerte er die Mutter an Primo. Wie Primo hatte er den Skeptizismus als Erbe mitbekommen, aber neben diesem Skeptizismus lebte in dem Knaben noch etwas anderes, Unsichtbares, etwas, das erst werden sollte. Er muß einmal eine feste, tüchtige Frau bekommen, zu welcher er Vertrauen hat, und die ihm nur durch ihre Art zu leben immer die richtigen Wege weist, dachte die Mutter. Aber dann bin ich längst Erde, und wer kann wissen, ob Gott im Himmel und seine Heiligen es zulassen, daß ich ihm vom Himmel aus bei der Wahl seiner Frau helfe.

Allmählich wurden die Tage wieder klar und durchsichtig und die Nächte groß. Es war ein später Herbstabend, als Remo das erstemal zu sprechen begann. Er kam aus dem Dorf zurück, aus der werdenden Nacht und fand Madeleine in ihrem Zimmer, in welchem sie Rechnungen ordnete. Bescheiden trat der Lehrer in den Raum, und Madeleine sah, daß er sich den Bart hatte abnehmen lassen.

„Das ist verständig, Remo“, sagte sie, „daß Sie sich wieder verjüngt haben. Und wie frisch sehen Sie aus! Ich wußte gar nicht, daß Sie so jung waren unter dem alten Bart.“

Der Lehrer strich sich über die ergrauten Haare und sagte zunächst nur „Ja“. Dann aber fuhr er fort: „So jung wie damals in La Monda werde ich wohl nie wieder werden. Aber ich freue mich der zweiten, stilleren Jugend, die mir in La Fraccia gereift ist.“

Erstaunt legte Madeleine den Federhalter hin. „Sieh da, unser großer Stummer redet.“ Sie wies auf einen Stuhl. „Nein, nicht zu viel sprechen.“ Der Kranke blieb aufrecht vor Madeleines Schreibtisch stehen. „Noch nicht. Der vom Blitz getroffene Baum muß langsam wieder ausschlagen. Noch muß ich immer wieder in den Nebel hinein, um neu zu werden.“

„Aber wir haben ja gar keinen Nebel mehr, Remo.“

„Wenn ich stehe, strahlt er aus mir. Dann aber kommt der Wind von unseren geliebten Bergen und bläst ihn weg.“

„Jetzt ist es aber besser, Remo, Sie gehen schlafen.“ Madeleine reichte dem Freunde die magere Hand. Die Hand zitterte fein. Remo drückte sie fest, sah stumm vor sich hin und verließ mit geneigtem Haupt das Zimmer.

Langsam gewann er die Sprache wieder. Als eines Tages ein Telegramm die bevorstehende Ankunft Gisberts mitteilte, nickte er der erregten Madeleine freundlich zu. „Wir wollen Carlo aus der Stadt rufen“, schlug er vor, „und die Mägde sollen Kränze um die Säulen winden. Ich will ein Plakat malen. Darauf soll stehen: ‚Alles für die Erde!‘“

Madeleine willigte ein. Sie legte, während Remo malte und die Mägde die Kränze wanden, ihre besten Kleider an, sie pflegte ihre verarbeiteten Hände und beruhigte das irre Herz mit den Mitteln, welche ihr Primo gegeben hatte.

Sie ließ den Wagen anspannen, der sie zum Bahnhof bringen sollte. Eine junge Magd, bekleidet mit einer rosa Bluse und einem roten Rock, mit einem hellen, großen, feingeflochtenen Strohhut auf dem mageren Kopf, führte das

Gespann. Die Magd hatte die Pferde, wie es sonst nur im Hochsommer üblich war, mit frischen Blättern behängt. Sie fuhren im Trab durch den Rhythmus der Pappelreihen und kamen viel zu früh auf dem Bahnhof an. Dorthin war Carlo bestellt. Madeleine sah ihn schon von weitem in seiner goldbesetzten Sonntagsuniform und winkte ihm zu.

„Mama“, rief Carlo. Und während er sie umarmte, fragte er leise: „Was wird Papa tun?“

„Er wird sich freuen“, antwortete die Mutter gequält. Angstlich setzte sie hinzu: „Wir werden uns auch freuen, Carlo. Nicht wahr. Du wirst Dich auch freuen.“ Zwei Falten stiegen senkrecht über der Nase des Knaben auf. Dann nickte er. „Ich werde mich auch freuen, Mama.“ Aber langsam setzte er hinzu: „Jetzt, wo ich weiß, daß Papa wiederkommt, weiß ich erst, wie schön die Zeit war — mit Dir zusammen.“ Madeleine antwortete nicht. Der Stationsvorsteher, ein Mann mit roter Nase und einer roten Rose, die er beim Sprechen zwischen den Zähnen hielt und hin und her wippen ließ, brachte ihr einen Stuhl auf den Bahnsteig.

Von diesem Stuhl aus sah sie den Schienenstrang entlang, bis sich ein kleiner, dampfender Punkt aus dem Horizont herausarbeitete, zur Maschine vergrößerte, sich immer mehr weitete und endlich mit den klappernden Wagen vor dem Stationsgebäude hielt. Der Zug fiel in sein Stillstehen hinein wie ein Betrunkener.

Rasch erhob sich Madeleine und sah ihren Mann, der sich aus einem zerfallenen Fenster beugte.

„Madeleine! Carlo!“ rief er.

„Da ist der Vater!“ Madeleine zitterte. „Hilf ihm seine Sachen tragen.“

„Er hat bis zum letzten Augenblick zur anderen Seite hinausgesehen, ob die Felder von La Fraccia gut bestellt sind“, murmelte Carlo und sprang in den Wagen.

Bald erschien er mit dem Vater. Gisbert war nur wenig gealtert. Er trug einen weiten Umhang über der Uniform. Er hielt sich gerade, als er auf Madeleine zuschritt und sie mit dem rechten Arm umfaßte.

„Madeleine“, sagte er nur.

„Gisbert.“ Nach einiger Zeit flüsterte die Frau: „Es ist alles in Ordnung. Ich habe es so gut gemacht, wie ich es konnte.“

„Ich habe es schon gesehen. Ich danke Dir. Es ist gut.“ Der Stationsvorsteher hielt Gisbert die Linke hin und gab mit der Rechten das Zeichen zur Abfahrt. Die rote Rose tanzte zwischen seinen Zähnen. Als der Zug sich in Bewegung geschwankt hatte, umarmte der Stationsvorsteher den Heimgekehrten unter glühenden Ausrufen der Freude, und die rote Rose hing über Gisberts Schulter.

Vom Gasthaus am Bahnhof winkte man Gisbert zu. Nun fuhren sie, alle noch im Gefühl der Fernnähe lebend, durch das Land. Sie bemühten sich, die Nahnähe zu finden, aber sie wurden des neuen Zustandes noch nicht Herr. Auch die Eheleute fanden sich noch nicht. Dem Mann war es noch nicht selbstverständlich, nicht mehr auf eine Lebensgefahr zu achten; zudem litt er darunter, daß er sich noch nicht an den Verlust seines Armes gewöhnt hatte, und daß die unbewußten Versuche, ihn zu gebrauchen, ins Leere gingen. Die Frau konnte die Angst vor einem gedruckten Brief noch nicht überwinden, und beide mußten sich in jedem Augenblick doch wieder von der Sinnlosigkeit ihrer Ängste und Gefühle überzeugen. Ihre Seelen irrten zerrissen an Kreuzwegen. So sprach denn der Vater auf Carlo ein.

„Seine Zeugnisse sind gut, Gisbert“, bemerkte die Mutter und sah dabei in die Ferne.

„Das freut mich.“ Nach einiger Zeit fuhr er fort, während er im Vorüberfahren die Stämme der Pappeln musterte: „Und Remo?“

„Ihm geht es besser. Er spricht wieder.“

„Das freut mich.“

Carlo musterte indessen den Vater. Der Vater hatte ein anderes Gesicht bekommen. Es war vieles in diesem Gesicht noch stiller und fester geworden. Nein, nicht einmal das. Es war starrer geworden. Er hatte den Tod gesehen.

„Carlo hat ein anderes Gesicht bekommen“, nickte Gisbert und zog mit der Rechten den Umhang am Hals zusammen. „Wir haben uns wohl alle etwas verändert.“ Madeleine senkte den Kopf, als Gisbert nach ihrer Hand griff. Der Wagen fuhr durch das Steintor in den Gutshof ein. Gisbert warf einen kurzen Blick auf die Misthaufen; dann reichte er den jubelnden Mägden und den Knechten mit unbeweglichem Gesicht die Hand und stieg zusammen mit der Frau und dem Sohn die Steintreppe zur Loggia hinauf. Oben, unter der bekränzten Schrift stand Remo.

Das bist Du? dachten die beiden Männer gleichzeitig, und die Frau las es auf beiden Gesichtern.

Sie gaben sich die Hände.

Dann kam der Augenblick, den Mutter und Sohn ängstlich erwarteten, in welchem der Vater den Umhang abnehmen mußte. Gisbert löste die Halskette des Umhanges und warf ihn mit einer kurzen Bewegung auf die Brüstung der Loggia. Gleichzeitig gingen die Augen Madeleines und Carlos auf den leeren linken Armel, welcher in der Rocktasche steckte. Gisbert sah über die Blicke hinweg.

Aber er sagte kurz: „Die Brothefe ist noch nicht fertig.“ Sie gingen zu Tisch. Die Mahlzeit war wieder im großen Mittelzimmer mit dem eingemalten Sternhimmel gerichtet, in dem gleichen, in welchem Carlo geboren war, und in dem seine Tauffeier stattgefunden hatte. Gisbert nahm seinen bekränzten Platz fast zögernd ein, weil er solche Ruhe nicht

mehr gewöhnt war. Wieder brachten die Mägde die Speisen des Landes, aber Madeleine zitterte vor innerer Unruhe. Sie wußte nicht, ob sie dem Manne bei der Zubereitung helfen sollte — ob er darauf wartete, oder ob ihn ihr Angebot der Hilfe verlegen könnte.

Gisbert mochte diese Sorge fühlen. So sagte er denn ganz flüchtig: „Du schneidest mir wohl das Fleisch.“

Die Gespräche bewegten sich um das Gut. Madeleine berichtete, und Gisbert nickte. Der Lehrer und Carlo aßen schweigend.

„Du hast die Rosalie entlassen?“ fragte Gisbert während der Mahlzeit.

„Ich hätte sie gern gehalten, aber es war unmöglich“, antwortete die Frau. Carlo hob den Kopf und sah den Vater erwartend an.

Der Mann nickte. „Du hast recht getan. Wenn der Bruder mich auch dafür in den Tod schicken wollte. Aber erwischt hat es den armen Paolo. Ich werde zu Donna Emma hinübergehen. Seine Wertfachen werde ich ihr bringen.“

„Donna Emma steht im Nebel“, bemerkte der Lehrer, ohne aufzusehen. Gisbert zuckte die Achseln. „Dort stehen wir alle.“

Nach dem Essen schritt Gisbert allein über den Hof. Er sprach kein Wort. Er prüfte das Gebälk der Lagerhäuser; er musterte das Vieh. Dann ging er, gegen seine frühere Gewohnheit, mit einem Stock in der Hand, über die Felder. Er ging zum Fluß und durchquerte ihn. Er ging über die Felder nach La Perla.

Als er in das Haus trat, stand Donna Emma im Flur. Sie hatte die Arme über dem Leib gekreuzt. Ihr Gesicht, zusammengesetzt aus blauen, flachen Höhlungen, blieb starr. Nur die Augen stachen heraus aus dieser bläulichen Unbeweg-

lichkeit. Durch eine geöffnete Zimmertür tönte die psalmodierende Stimme des spielenden Mädchens, das seine Puppe wiegte.

„Ich bringe Ihnen den letzten Gruß von Paolo“, begann Gisbert kurz. Er verschluckte jeden Ausdruck von innerer Bewegung.

„Was? Und seine Sachen?“

Der Mann antwortete leicht verbittert. „Nun, seine Sachen — ja — auch seine Sachen . . .“

„Legen Sie sie dorthin.“

Gisbert holte mit einigen Schwierigkeiten alle Gebrauchsgegenstände des Toten aus seinen Taschen. Die Frau sah seiner Mühe unbeweglich zu.

„Ist das alles, Corner?“

„Ich stehle den Toten nichts!“ fuhr Gisbert auf. Seine Augen begannen zu funkeln.

„Dann legen Sie auch noch die Halbinsel dazu, die Sie ihm gestohlen haben.“

Mit der Rechten riß Gisbert den Umhang über die linke Schulter, wandte sich um und ging. Als er die Tür schloß, sah er Donna Emma noch unbeweglich in der Düsternis stehen, starr, wie ein heidnisches Götzenbild.

Auf Madeleines Fragen, was Donna Emma gesagt habe, schüttelte Gisbert nur den Kopf.

„Sie ist furchtbar?“ fragte Madeleine.

Gisbert zuckte die Achseln.

Dann ließ sich der Vater vom Sohn über dessen Schultätigkeit berichten. „Kennst Du die vier römischen Tugenden?“ fragte er.

Carlo schnurrte sie herunter. Ach, dachte der Knabe, ich werde diese Tugenden noch oft hersagen müssen. Jetzt, wo er den Arm verloren hat, wird unsere Welt nur noch aus römischen Tugenden bestehen.

„Gerechtigkeit!“ sagte der Vater hart, als ob er etwas überschreien wollte. „Merke Dir: Gerechtigkeit.“ Der Knabe lächelte nach innen. An Eurer Gerechtigkeit laßt Ihr die Welt vergehen, dachte er.

Die Nacht kam, die gefürchtete Nacht, und der Sternenhimmel drehte sich leise über dem Nebel, in welchem die Menschen leben.

Am nächsten Morgen um fünf Uhr war Gisbert Corner auf dem Hofe. Bevor er an die Arbeit ging, betete er einen Augenblick lang in der Kapelle vor den Heiligen. Aber da er die Hände nicht mehr falten konnte, machte er beim Beten eine Faust. Nachdem er die Arbeit angefaßt hatte, ging er ins Dorf, um sich bei der militärischen Behörde zu melden. Um acht Uhr kam Madeleine aus dem ehelichen Schlafzimmer in den ersten Herbstglanz. Carlo hatte vor ihrer Tür gewartet und sprang auf, als die Mutter auf die Loggia trat.

„Um Gotteswillen, Mama, wie siehst Du aus! Du bist ganz weiß. Hat er Dir etwas getan?“

„Nein, Carlo.“

„Doch Mama, geliebte Mama, er hat Dir etwas getan. Ich bringe ihn um.“

Madeleine griff nach einem Stuhl. „Hol mir die Medizin, Liebling, und ein Glas Wasser.“ Während Carlo in das Schlafzimmer lief, warf Madeleine ruckweise den Kopf zurück und keuchte gleichmäßig. Ich fühle meine Seele im Halse, dachte sie. Bald wird sie mir aus dem Mund entfliehen. Als Carlo der Mutter die Medizin gebracht hatte, lief er davon. „Ich hole Remo, damit er bei Dir bleibt. Remo tut Dir gut. Und ich rufe Onkel Primo.“

Ja, er soll Remo rufen, durchschob es die Leidende. Er soll Remo rufen, und Remo soll mir den Glanz des Sommetages von La Monda wieder bringen, noch einmal diesen Glanz, bevor alles zu Ende ist.

Kemo muß mich hören, er soll kommen, rief es in ihr, ehe ich sterbe.

Dann erschien Kemos Haupt, dieses zeitlose jung=alte Haupt am Ende der Terrasse. Es stieg auf aus flimmernder Luft, als ob es in Wogen schwämme. Und ruckweise wurde dieser Kemo immer größer, bis er vor ihr stand und sich über sie beugte.

„Kemo“, keuchte die Frau.

Die Augen des Halbwirren leuchteten ohne Konzentration. „Kemo. Bring mir ein wenig zurück von dem Sommerglanz — von La Monda.“ Der Kranke neigte sich über die Stöhnende und küßte sie auf die weißen Lippen.

Madeleine legte die Arme um den Hals des Mannes.

So verharrten sie eine kurze Ewigkeit.

Der Griff einer Hand riß sie auseinander. Gisbert stand neben ihnen. Er sah in sie hinein, wie er in den Tod gesehen haben mochte.

Jetzt gab es kein Weiter, keinen Sinn mehr.

Erst der Aufschrei der Frau, die nach ihrem Herzen griff, ließ das Geschehen wieder erwachen. Sie stöhnte und schüttelte den Schaum von ihren Lippen. Dann fiel die Weiße ihres Gesichtes auseinander wie schmelzender Schnee. Gisbert hob mit der Rechten das eine Augenlid und faßte nach dem Puls.

Kemo stand mit dem Rücken an eine Säule gelehnt. Dann begann er laut und fürchterlich zu lachen.

Madeleine Corner war tot.

Nun wollte Gisbert den toten Körper fassen und in das Zimmer tragen. Als er den rechten Arm unter den Rücken der Toten geschoben hatte, sah er plötzlich auf seinen Linken. Der Schlauch des Arms steckte in der Rocktasche. „Ach, so!“ murmelte er. Und dann befahl er dem Lehrer kurz. „Geh in Dein Zimmer.“

Remo ging.

Gisbert Corner hielt die Totenwache neben dem Körper seiner Frau, bis sein Sohn mit Primo erschien.

„Madeleine ist soeben gestorben“, meldete er, stehend, unbeweglich.

Der Arzt eilte auf die Schwester zu. „Hm“, murmelte er nur, ehe er den Puls geprüft hatte. Wie kommt das? dachte er. Er hatte es auf den Tag ausgerechnet, aber der Tag war noch nicht da. An der Mauer lehnte Carlo, den Mund halb geöffnet, ohne Wesen. Er hat sie umgebracht, umgebracht, der Mensch da. Mit seinem einen Arm hat er sie umgebracht. Der mit der Tucht und der Gerechtigkeit.

Inzwischen hatte Primo die Tote in das Schlafzimmer getragen.

Als er wieder auf die Terrasse trat, fand er Vater und Sohn, die sich starr in die Augen sahen. Dann wandte Gisbert dem Schwager das Gesicht zu.

„War das vorauszusehen?“

„Auf die Stunde. Ich hatte ihr versprochen, sie über ihre vorgezeichnete Lebensfrist hinaus am Leben zu erhalten. Ich habe sie dem Tode abgestohlen.“

Der Mann zuckte die Achseln. „Du mußt ja wissen, ob man als Arzt Gott so ins Handwerk pfuschen darf.“ Nach einiger Zeit fuhr er fort: „Nimm den Narren, den Remo, gleich mit Dir hinauf in Euer Dorf. Er mag da verpflegt werden.“

Der Arzt zog die Augen zusammen und sagte: „Hm.“

An einem der nächsten Tage, als die Herbstsonne noch einmal aufbegehrte, wurde die Leiche Madeleines in der Kapelle von La Traccia eingeseget und am Mittag des gleichen Tages in die Erde des Landes versenkt. Zu Häupten des Grabes stand unbeweglich Gisbert Corner, zu Füßen Carlo Corner, dessen Seele mit hineinsank in das Grab seiner Mutter.

Zehntes Kapitel

Nun saßen Gisbert und Carlo Corner bei den Mahlzeiten im großen Saal mit der gemalten Sternendecke einander gegenüber. Carlo schnitt dem Vater die Speisen. Gisbert dankte mit einem Kopfnicken. Zuweilen ließ er die Augen auf dem Bilde seiner verstorbenen Frau ruhen, welches der Sitte gemäß zu den Bildern der anderen Verstorbenen gehängt war. Aber sein Blick war kühl und ruhig, als ob das Schicksal mit ihrem Tod eine Rechnung beglichen hätte. Gisbert empfand vor diesem Bild weniger ein Gefühl des Schmerzes als ein Gefühl der Ordnung. In Carlo lebte dagegen eine urgründige Empörung gegen den Vater. Diese Empörung war nicht untrissen; der Bierzehnjährige wußte nicht, wessenthalben er sich empörte. Vielleicht empörte es ihn, daß der Vater überhaupt lebend aus dem Kriege zurückgekommen war. Steingemeißelt stand ein Gedanke in Carlos Seele: Er hat sie umgebracht, der eine Arm, mit der Keule Tucht und Gerechtigkeit. Und immer sah er im Geiste die Mutter, wie sie, schneeweiß, am Morgen nach des Vaters Rückkehr, auf die Loggia gewankt war. Dies dauernde Erinnern an jenes Erlebnis steigerte die Empörung langsam zum Haß. Aber der Knabe hielt den Haß kalt und versteckt. Nicht, daß er dem Vater geschmeichelt hätte. Aber er tat ihm willig die kleinen Dienste, welche die Unbehilflichkeit des Verstümmelten verlangte. Er berichtete über Vorgänge auf dem Hof, über Nachrichten vom Kriegsschauplatz, die er im Dorf erfahren hatte, oder die ihm die junge Magd mit dem mageren Kopf, welche damals den Vater mit von der Bahn abgeholt hatte, allabendlich zutrug.

Mit dieser Magd — Franziska hieß sie — hatte sich Carlo verbunden. Er traf sich mit ihr auf dem Maisboden, wo die Kolben wie gelbe Eiszapfen hingen, und ließ sich von ihr wirre Geschichten erzählen, die sie aus ihrer Heimat mitgebracht hatte. Keines von den beiden, weder die Erzählerin noch der Zuhörer, mochten wissen, was an diesen Geschichten Sage, Wahrheit oder Erfindung der Erzählerin war. Es waren seltsame Personen mit in die Geschichten gewoben: Remo, die tote Mutter und Donna Emma Veneziano, am Ende alles, was den Vater umstellte und ihn verfolgen sollte als ein Heer von Sternen-Dämonen. In dieser gelben Naturgrotte schien das Schicksal des einsamen Mannes gebräut zu werden, durch die geheimnisvollen Gespräche eines brünstigen Mädchens und eines hassenden Knaben.

Gisbert hielt darauf, daß Carlo nicht nur seine Ferien, sondern auch die Feiertage in La Fraccia verbrachte. Er wollte den Knaben nach Möglichkeit mit der Heimat in Verbindung halten. Gisbert war inzwischen als Anerkennung für seine Tapferkeit Korporal geworden. Eines Sonntags im Spätherbst des folgenden Jahres kam Carlo später nach La Fraccia, als der Vater ihn erwartet hatte. Gisbert stand in seiner Felduniform, mit dem Radmantel um die Schultern, auf der Loggia, als Carlo eintraf.

„Du kommst viel zu spät. Du hast keine Tucht im Leibe“, sagte er hart aus offenen Lippen, die er dann rasch zusammenkniff.

„Ich habe mit Don Matteo gesprochen und mich verspätet.“

„Was hast Du mit Don Matteo zu sprechen, wenn Dein Vater Dich erwartet?“

Der hochaufgeschossene Knabe sah den Vater kühl an. „Heute durfte ich wohl mit unserem Priester sprechen.“

„Warum heute?“ Gisbert stand unbeweglich.

„Weil heute der Todestag meiner Mutter ist, Korporal.“

Gisbert wandte sich um und ging, ohne ein Wort zu erwidern, ins Haus. Den Knaben übersichtlich das Gefühl seines ersten Sieges über den Vater. Dieses Gefühl blieb ihm auch bei der Mahlzeit, während derer Franziska bediente. Sie winkte Carlo mit flatternden, fiebrigen Augen, wenn sie hinter dem Vater stand, und der Knabe antwortete zustimmend durch Senken der Lider.

Gisbert, der im Kriege gelernt hatte, jede Bewegung von Menschen zu sehen und zu werten, erkannte auch dieses geheime Einverständnis, aber er schwieg dazu.

„Ich möchte morgen zu Onkel Primo hinaufgehen“, sagte der Knabe am Schluß der Mahlzeit.

Die Stirne des Vaters zog sich zusammen. „Was willst Du bei Onkel Primo?“

„Ich möchte ihn besuchen.“

„Du willst Remo aufsuchen.“

Auch daran hatte Carlo gedacht, aber zunächst war es ihm um den Besuch seines Oheims zu tun gewesen. Er suchte nach Möglichkeiten jeder Art, welche ihn in die Welt seiner verstorbenen Mutter führten. So wußte er auch die klare Frage seines Vaters nicht recht zu beantworten, und daher schwieg er.

„Ich verbiete Dir, zu Remo zu gehen“, befahl Gisbert mit zusammengekniffenen Lippen. Der Knabe, der inzwischen Obst für den Verstümmelten bereitet hatte, setzte dem Vater stillschweigend den Obstteller hin. Franziska trat rasch hinter Gisbert und zog dort, Carlo anblickend, die Augenbrauen wie verzweifelt in die Höhe.

„Morgen“, fuhr Gisbert fort, „kommt eine Militärkommission zu uns. Man wird Linien festlegen für den Fall eines Rückzuges. Eine Aufnahmestelle.“

„Hier bei uns?“

„Ja.“

„Geht es denn schlecht draußen? Wir haben gestern einen Sieg in der Schule gefeiert.“

„Vielleicht siegen sie an einem anderen Punkt und sind an der Piave zurückgeschlagen. Was weiß man?“

Carlo schwieg wieder. Aber ihn überkroch der unheimliche Gedanke des Nichtwissens, wie er ihn damals nach dem Tode der Mutter überkrochen hatte, als er sich fragte: „Was ist nun mit ihr?“ Was war draußen? Siegten sie oder flohen sie so, wie man es immer nur von den Feinden erzählt hatte?

Spät abends, als der Vater schlafen gegangen war, hoßte Carlo wie gewöhnlich bei Franziska in der gelben Grotte.

„Schön und groß bist Du geworden, Carlo. Fast wie ein Mann.“

„Hast Du Blumen auf das Grab der Mutter gebracht?“ fragte der Knabe. „Ich habe Dich darum gebeten, Franziska. Ich kann es nicht. Ich weiß ja nicht, was der Korporal dazu sagen würde, wenn er mich mit einem Kranz träfe.“

Das magere Mädchen faltete die Hände. „O, ich habe die Blumen gebracht. Einen Kranz von Astern und Dahlien. Du wirst ihn morgen dort finden. Sie wird ihn vom Himmel aus sehen.“ Carlo nickte. Er fragte nach den Freunden, insbesondere nach Remo.

„Dem Lehrer geht es besser. Er ist aus dem Lazarett von Tre Fontane heraus. Dein Onkel pflegt ihn in La Voluta, zusammen mit der da.“

„Wer ist ‚die da‘?“ erkundigte sich Carlo mit großen Augen.

„Nun, die, die ihm das Haus führt.“ Franziska lachte in sich hinein.

„Was tut Remo?“

Franziska ließ ihre langen, mageren Finger knäden. Sie fieberte ein wenig. „Was so ein Lehrer tut. Er liest. Alle Bücher, die er bekommen kann. Was früher in der Welt

passiert ist, zu Zeiten Julius Cäsars und des Kaisers Augustus. Von dem auch in der Bibel steht, daß er regierte, als die Jungfrau den Heiland gebar. Und dann liest er alle alten römischen Dichter. Und alles, was jetzt gedruckt wird.“

„Warum liest er das alles?“ fragte Carlo, während er das Maisstroh strich.

Franziska wiegte den Kopf. „Er soll gesagt haben, daß er sich vorbereiten wolle auf die neue Zeit, die kommt. So erzählte Emma Veneziano wenigstens, und die hat es in Tre Fontane gehört.“

„Glaubst Du auch, daß eine neue Zeit kommt, Franziska?“ Die Magd zuckte die mageren Achseln. „Für mich wird sie nicht viel anders werden als die jetzige. Aber sie sprechen da oben auch viel von der alten Zeit.“

„So? Wovon denn?“

„Von Deiner armen Mutter.“

Da sprang Carlo auf und lief in die Nacht davon, nach La Voluta.

Auf Umwegen gelangte er nach La Voluta. An dem dunklen Gutshaus von La Perla hatte er sich vorbeigeschlichen; er war die einsame Straße hinaufgelaufen nach Tre Fontane, auf welcher er einst mit der Mutter und Remo Zukunftspläne geschmiedet hatte, und hatte in Tre Fontane das Brüllen der Marcella Tosti gehört.

Es war kurz vor Mitternacht, a's er eintraf. Durch die Zypressen hindurch glitt noch Licht aus Primos Zimmer und fiel in Streifen auf den Garten. Carlo rief über die Gartenhecke: „Onkel Primo, Onkel Primo!“

Der Arzt öffnete das Fenster. „Was ist? Wer ist da?“

„Ich bin es, Carlo!“

„Junge Du! Seit einem Jahr habe ich Dich nicht mehr ordentlich gesehen. Was treibt Dich denn mitten in der Nacht hierher? Komm herein!“

„Ach, Onkel Primo“, begann der Knabe zu schluchzen, „ich durfte doch nicht mehr kommen. Aber heute ist ja Mamas Todestag. Ich darf ja auch nicht kommen, auch zu Remo nicht — aber ich bin weggelaufen, zu Dir, zu Remo.“ Inzwischen hatte der Arzt die große Glastür geöffnet und steckte dem Knaben die Arme entgegen. „So, nun komm erst einmal herein und setze Dich zu uns.“ Er führte den Neffen an den Ramin, an welchem Remo und Martha saßen. Das ist die, die ihm das Haus führt, dachte Carlo. Warum hat Franziska nur über sie gelacht? Martha sieht doch so gut aus. Dabei schluchzte er leise in sich hinein.

Der Lehrer, still und gehalten, nahm den Knaben in den Arm. „Guten Abend, mein lieber Junge. Jetzt beruhige Dich erst einmal. So ein großer Junge muß sich ein bißchen in der Hand haben. Also weggelaufen bist Du?“ Remo senkte den Kopf. „Ja, es ist ein Jahr her — gerade heute, seit dem Tag.“

„Ja, heute vor einem Jahr ist meine Mutter gestorben“, zitterte der Knabe, „und der Vater hat es vergessen.“

Der Lehrer sah den Arzt rasch an. Primo zuckte die Achseln. Dann wandte er sich gütig an den Knaben, der vor dem Ramin hockte und in sich hineinschluchzte. „Sieh mal, kleiner Carlo“, begann er, „Du darfst nicht so böse über Deinen Vater sprechen. Er leidet doch immer an dem Tod der Mutter. Für ihn ist so ein Tag nichts Besonderes.“

„Doch“, erwiderte der Knabe und griff sich in die Haare, „auch Remo weiß es, daß heute der Tag ist.“

„Ein Lehrer, Carlo, weiß mit Daten besser Bescheid als andere“, warf Martha bescheiden ein. „Er ist gewohnt, sich Daten und Tage zu merken.“

„Nein, nein!“ Carlos Antlitz bekam etwas Bronzehartes. „Der Vater weiß jeden Tag, an dem er Zinsen zahlen muß

oder an dem die Vereinigung der Reisproduzenten in der Stadt tagt. Alles weiß er, nur den Todestag meiner Mutter nicht.“ Dann stützte der Knabe den Kopf in die Hände und verharrte in einem stillzufriedenen Troß.

Diese Stillzufriedenheit erkannten der Arzt und der Lehrer gleichzeitig. „Er fährt sich fest“, flüsterte Remo, und Primo nickte. Er faltete die großen Hände über der Lehne eines Stuhles und schob den Cäsarenkopf weit vor. „Mein Junge“, begann er langsam und jedes Wort wie einen Grenzstein setzend, „Du tust Deinem Vater Unrecht. Es war immer das Vorrecht der Jugend, das Alter abzuurteilen. Aber auch durch dauernde Ausübung dieses Vorrechtes ist das Urteil der Jugend nie gerechter und nie richtiger geworden. Das wirst Du erst später begreifen.“

„Aber Du, Onkel Primo, hast Deine Mutter auch abgeurteilt.“ Carlo brachte die Worte zögernd hervor. Seine Erregung steigerte sich zum Zittern.

Der schöne, feine Mund des Arztes zog sich leidenschaftlich breit. „O nein, Carlo. Ich habe sie ertragen. Ich habe ihr alles geopfert. Ob das richtig war, weiß ich nicht. Und jetzt habe ich es ja auch gut.“ Er warf einen freudigen Blick zu Martha hinüber, die rasch den Kopf über die Flammen beugte und mit der Feuerzange das Holz zurechtschob. „Aber bei Dir liegt die Sache denn doch anders“, fuhr Primo fort, und sein Antlitz bekam wieder den Ausdruck ärztlicher Ruhe. „Meine Mutter war krank. Ich habe sie als Arzt gepflegt, wie das meine Pflicht war. Dein Vater, Carlo, ist gesund. Er hat etwas im Leben geleistet, als Landmann, als Bürger, als Soldat. Und das verlangt zunächst einmal Hochachtung. Weiter: Jeder Mensch hat mehr am Leben zu tragen, als er seiner Natur nach zu tragen imstande ist. Deshalb ist Voraussetzung für ein richtiges Urteil über Menschen immer die Milde. Du bist alt genug, um das zu verstehen.“

„Ich kenne die römischen Tugenden, Onkel Primo. Auch die Milde gehört dazu.“

Primo sah den Neffen forschend an. Er wußte nicht, ob Carlo ihn heimlich verhöhnte oder ob der Knabe erregt sprach. Der Arzt erinnerte sich an seine eigene Jugend. So, wie Carlo jetzt sprach, hatte er selbst gerne gesprochen, und es war ihm oft eine Freude gewesen, die Erwachsenen mit irgendeiner *naiv* vorgebrachten Ungeheuerlichkeit in Unruhe zu versetzen. Ja, er sprach heute noch so, wenn er gegen Verstocktheit und Dummheit der Menschen angehen wollte. So sah er denn sich selbst in diesem Knaben noch einmal lebendig werden, und das bewegte ihn.

„Weiß der Vater, daß Du weggelaufen bist, Carlo?“

„Nein, Onkel Primo.“

„Gut. Dann legt Du Dich hier gleich schlafen. Morgen früh bringe ich Dich im Auto hinunter und werde mit Deinem Vater sprechen.“

Der Knabe nickte und folgte Martha, die ihn hinaufführte in das große Spiegelzimmer, in welchem einst Donna Clelia gelebt hatte und gestorben war. Von der alten Pracht aus der Welt Offenbachs war nichts mehr übriggeblieben. Die Spiegel waren entfernt und das große Altarbett war verkauft worden. An getünchten Wänden hingen gleichgültige Bilder. Ein schmales, einsames Bett und ein kleiner eiserner Waschtisch verloren sich in dem fahlen Raum. Neben dem großen Fenster stand verlassen und fast unwirklich wie eine verblaßte Erinnerung der goldene Stuhl.

Martha brachte den Knaben ins Bett und strich ihm über den Kopf. Carlo war bereits halb eingeschlafen. „Gute Nacht, Mama“, murmelte er noch, und dann atmete er tief und ruhig. Leise schlich Martha aus dem Zimmer und fuhr sich über die Augen.

Am folgenden Morgen um sieben Uhr brachte Primo, der bereits seinen ärztlichen Besuch in den Krankenbaracken gemacht hatte, den Neffen im Auto nach La Fraccia zurück. Die großen Hände des Arztes lagen leicht und sicher auf dem Lenkrad. Auf den rot-samtenen Aufschlägen der Uniform spielten die ersten Morgenlichter.

„Ich setze Dich hinter dem Hause ab“, bemerkte der Arzt nebenbei. „Ich habe noch allerlei mit Deinem Vater zu besprechen.“

So gelang es, Gisbert die nächtliche Abwesenheit seines Sohnes zu verheimlichen. Denn das war notwendig, damit Primo mit dem Schwager zum Wesentlichen kommen konnte, ohne daß dieser sich gleich wieder der Zuchtlosigkeit seines Sohnes erinnerte und damit eine gedeihliche Aussprache unmöglich machte.

Gisbert zeigte sich den vorsichtigen Hinweisen Primos gegenüber nicht unzugänglich. „Ich weiß auch, daß er mich haßt, als ob ich am Tod seiner Mutter schuldig sei. Aber dagegen kann ich nur wenig tun. Du weißt selbst, Primo, wie die Dinge damals lagen. Daß ich nicht jubelnd Kenntnis nahm von Zärtlichkeiten, die Madeleine einem anderen erwies, ist Dir als Mann begreiflich. Daß sie am Schrecken starb, ist nicht mein Verschulden.“

Der Arzt faltete die Hände über den Knien. Wieder schob er den Kopf weit vor und noch weiter das Kinn, wie er es tat, wenn er Wichtiges sagen wollte. „Gisbert“, begann er ruhig, „wir haben nie über dieses furchtbare Zusammentreffen gesprochen. Aber ich weiß als Arzt wie als Bruder über die Seele meiner verstorbenen Schwester genau Bescheid. Sie hat Dich nie hintergangen.“

Gisbert strich sich mit der gespreizten Hand durch das ergrauende Haupthaar. Seine Augen gingen rasch hin und

her. „Sie hat mich nicht hintergangen“, sagte er und nickte, „aber sie hat den da geliebt.“

„Wenn sie es getan hat: konnte sie dafür?“

Gisbert schlug mit der Rechten auf den künstlichen Arm. Dann fuhr er auf: „O, wenn ich damals noch beide Arme gehabt hätte! Aber ich war ja schon ein Krüppel! Und er, er hatte beide Arme und konnte sie noch um ihren Hals legen. Die Nacht, die erste Nacht nach der Trennung, die erste Nacht nur mit einem Arm — die hatte mich schon seelisch zer schlagen. Dann kam das. Ich war nicht mehr stark genug, um alles sofort zu begreifen. Und dann war sie tot.“

„Damals war Nemo ein Geisteskranker, Gisbert!“ Primo faßte sich mit beiden Händen an die Stirn.

„Er hatte beide Arme.“

Primo legte dem Schwager die Hände auf die Schultern. „Mein armer Gisbert! Wisch es aus, dies Bild in Deiner Seele. Sie hat Dir die Treue gehalten.“

„Ach, Primo! Sie hat die Schuld der Cavadinis richtig bezahlt mit sich selbst.“

„Sie sei an einem übertriebenen Gefühl für Gerechtigkeit zugrunde gegangen, willst Du sagen, Gisbert?“

Gisbert sah den Sprecher von unten an. Er fühlte wieder in Primo jene undurchdringliche Ruhe, die den Arzt schon in seiner Knabenzeit so merkwürdig gemacht hatte. Spricht er ernst oder will er mich verhöhnen mit meinem überspizten Gefühl für Gerechtigkeit? fragte sich Gisbert. O, ich bin diesen klugen, müde-klugen Künsten der Cavadinis nicht gewachsen. Sie belächeln mich wegen meiner Ideale, und tun so, als ob sie mich bewunderten. So schwieg er denn und geleitete den Schwager in das große Speisezimmer mit dem eingemalten Sternenhimmel und den Bildern der Verstorbenen. Dort hatte Gisbert das Frühstück richten lassen. Carlo wartete bereits hinter seinem Stuhl und begrüßte den Oheim mit

einer solchen Ruhe und gespielten Gleichgültigkeit, daß Primo über die vollendete Verstellungskunst seines Neffen erschraf. Wie soll man das hier alles ordnen? fragte er sich. Aber auch er wußte keinen Rat.

„Willst Du uns nachher begleiten, Primo?“ wandte sich Gisbert an den Schwager, während Franziska die Speisen reichte und mit Carlo Blicke tauschte. „Es kommt eine Militärkommission, welche die Aufnahmestellung für den Fall eines Rückzuges unserer Truppen festlegen soll.“

Primo legte die Gabel hin. „Hierher? Was heißt das?“

„Eine Vorsichtsmaßregel.“

„Ich komme mit Euch.“

Ein jugendlicher Knecht meldete Gisbert, daß die Herren der Kommission mit den Begleitsoldaten in zwei Autos angelangt seien. Sie hätten sich sogleich an den Fluß begeben. Nun brachen auch Gisbert, Primo und Carlo auf und gingen dem Ufer zu.

Dort stand im ersten Wagen ein kleiner dicker Generalstabsoffizier, vor sich einen Kartentisch, und zeichnete Stellungen ein, während Soldaten mit Meßlaten und Spaten am Flusse aufgestellt waren. Ein Hilfsoffizier arbeitete mit Meßapparaten und winkte die Soldaten hin und her.

Gisbert trat an den Generalstabsoffizier heran und meldete sich. Der Offizier legte den Farbstift hin, streckte Gisbert die Hand entgegen und rief: „Ah, einer unserer Braven vom Punto di Lè! Es ehrt mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Korporal.“

Inzwischen hatte der zweite Offizier die Soldaten durch den Fluß geschickt und die Linie der Aufnahmestellung quer durch die Halbinsel ziehen lassen. „Die geplante Aufnahmestellung folgt hier genau der Grenze von La Fraccia“, rief der zweite Offizier, ein älterer, fatter Herr, mit prachtvollen

gelben Ledergamaschen und gelben Schuhen, dem Generalstähler in weichem süditalienischen Tonfall zu. Gisbert sah dem Südtaliener an, daß er kein Berufsoffizier war.

Der Arzt, welcher den Generalstabsoffizier kurz begrüßt hatte, verfolgte die Tätigkeit des Hilfsoffiziers mit sichtbarem Interesse. Er beobachtete, wie die schwarzweißen Mehlatten im Uferdickicht aufgestellt wurden, wie die Soldaten rasch einige Weiden und Erlen abschlugen und wie der Hilfsoffizier drei Schipper ansetzte, um die geplante Grabenlinie quer durch die Halbinsel flüchtig ausheben zu lassen.

„Sind Ihre Stiefel dicht, Hauptmann?“ rief der Arzt plötzlich dem auf der Halbinsel befehlenden Hilfsoffizier über das Wasser zu.

Der Südtaliener sah auf. „Ja, gewiß . . .“

„O, ich hätte nur gerne gewußt, ob sie aus Ihrer eigenen Fabrik in Neapel stammen. Ich suche seit langem ein Paar so schöner, gelber Stiefel.“

Der Neapolitaner, mit seinem Gesicht, hinter dem noch immer nichts steckte, als das Bewußtsein Geld zu haben, sah den Arzt verloren an. Nach einiger Zeit antwortete er nur: „Ja, ja, Doktor . . .“ und befahl den Arbeitern mit übertriebener Lebhaftigkeit. Der Generalstähler lachte zufrieden vor sich hin und fragte halblaut: „Kennen Sie ihn, Doktor?“

„O ja, ein staatlich geschützter Haifisch.“

„Seine Fabrik liefert Stiefel für die halbe Armee“, nickte der Generalstähler achselzuckend. „Er hat gute Beziehungen nach oben. Er rühmt sich, längst vor dem Kriege in weiser Voraussicht diese ganze Gegend erkundet zu haben. Deshalb hat man ihn mir mitgegeben.“

Primo zupfte an einem Weidenzweig. „Möge er dem Vaterland erhalten bleiben.“

„Seien Sie unbesorgt, Doktor. Er wird.“

Dieses Gespräch hörte Carlo mit halbem Ohr an. Seine Augen hatten schon seit einiger Zeit Donna Emma Veneziano entdeckt, die zusammen mit Maria in den Weiden des anderen Ufers stand.

Er wandte sich rasch an den Vater, welcher sich, seiner tieferen militärischen Stellung entsprechend, ein wenig im Hintergrund hielt. „Vater, dort drüben steht Donna Emma.“ — „Ich habe sie schon gesehen.“

Wieder stand Donna Emma mit gekreuzten Armen, unbeweglich, an der Halbinsel. Ihre Augen musterten die Arbeit. Als die Grabenlinien gezogen wurden, begann sie plötzlich zu sprechen. „Wollen Sie den Fluß umleiten?“ fragte sie den Hilfsoffizier.

„Nein, gute Frau“, entgegnete der Neapolitaner, „wir machen nur kleine Erdproben.“

„Ich würde mich auch gegen eine Umleitung des Flusses verwehren. Denn diese Halbinsel gehört mir, und sie muß mit meinem übrigen Grund verbunden bleiben. Sehen Sie mich nicht so funkelnd an, Gisbert Corner. Dadurch, daß Sie und die Richter uns die Halbinsel gestohlen haben, wird sie noch nicht Ihr Eigentum. Eines Tages wird sie doch wieder zu La Perla gehören. Gott wird richten.“ Dann wandte sie sich um, nahm die kleine Maria bei der Hand und ging langsam mit ihr davon.

„Da werden Sie lange warten können, Donna Emma“, rief ihr Gisbert nach und riß seinen Radmantel fest um die Schultern. Ihn froh.

Zwei Arbeiter kamen durch das Gerinnsel des Flusses zurück, um aus dem Begleitauto Spitzhaden zu holen.

„Wozu wollt Ihr denn Spitzhaden gebrauchen?“ fragte sie Gisbert.

„Wir sind auf Mauerwerk gestoßen, Korporal.“

„Auf Mauerwerk? Das muß ich sehen. Es muß sehr alt sein. Ich wüßte sonst davon.“

Carlo fühlte plötzlich ein Brennen in seiner Brust. Mauerwerk, sehr altes Mauerwerk in der Erde! Was konnte das sein? Sie waren hier sicherlich auf eine römische Mauer gestoßen. Er lief rasch durch den Fluß den Steinbrocken zu, welche die Soldaten bloßgelegt hatten. Eine Welt stieg vor ihm auf aus diesen alten Steinen. War das ein Denkmal, ein wenn auch noch so kleines Denkmal aus der großen Zeit Roms?

Neben Carlo stand sein Vater und fragte sich, ob hier früher wohl eine Hütte gestanden hätte, und ob es sich lohnen würde, diese Steine zu holen, um damit einen Geräteschuppen an den großen Stall anzubauen. Denn ein eigener Geräteschuppen mußte gebaut werden.

„Onkel Primo“, flüsterte Carlo atemlos, als er an das andere Ufer des Flusses zurückgekehrt war, „eine Mauer! Sicher ist es eine römische Mauer. Ob wir römische Münzen finden, wenn wir weitergraben?“

„Vielleicht, mein Junge. Aber vorläufig laß sie nur ruhig liegen. Jetzt ist nicht die Zeit für Grabungen nach römischen Münzen.“ Der Arzt nickte dem Knaben zu und stellte für sich eine heftige, kaum noch beherrschte Erregung in den Zügen seines Neffen fest.

Der Herbsttag, durch den Primo und Gisbert nach Hause schritten, formte sich aus bunten Wogen und Glas. Die beiden Männer sprachen leicht hin, und selbst die wirtschaftlichen Sorgen Gisberts verloren in dieser duftarten, singenden und klingenden Welt ihre Schwere. Carlo war bei den Grabungen geblieben; der Generalstäbler hatte ihn zum Mittagessen eingeladen, das am Arbeitsplatz stattfinden sollte. Der Stolz über solche Bevorzugung und eine gleichzeitige tiefe Erregung über den Fortgang der Arbeiten hatten dem

Knaben aus den Augen geleuchtet. Einer der Arbeiter, ein gütiger junger Mensch aus Lazien, freute sich an Carlos Begeisterung, mit welcher er jeden Stein prüfte und den dicken Hilfsoffizier, der unter einer Weide saß und ungezählte Zigaretten rauchte, durch immer neue Fragen beunruhigte. Als nun gar Franziska erschien und im Auftrage des Vaters Wein brachte, erreichte seine Freude ihren Höhepunkt. Er fühlte sich als Herr dieser Erde, stieß mit den Offizieren und den Soldaten an und lebte einige Stunden lang in einem bis zur letzten Spannung gesteigerten Daseinsgefühl.

Der junge Lazier hatte sich inzwischen an seinen Kameraden gewandt und leise mit ihm geflüstert. „Gib das verrückte Ding her“, drängte er, „wir werfen es in die Erde und sagen dem Jungen, wir hätten es ausgegraben. Der freut sich über so etwas.“

Der Ältere machte eine abwehrende Handbewegung. „Es sind mindestens für fünf Lire Silber daran, Freundchen. Und der eine Fisch könnte von Gold sein.“

Aber der Jüngere drängte. „Wir lassen uns doch nichts schenken. Sieh doch, wieviel Wein man uns gebracht hat.“

„Ja, der Wein ist gut, das muß man denen hier lassen.“ — „Ich gebe Dir meinen Fiasco dazu. Du wirst ihn heute noch brauchen können. Und bei Euch in Aquileja gibt es doch viel von solchem Zeug in der Erde.“ Der Jüngere freute sich auf die Überraschung des Knaben und hatte sie sich schon so lebhaft ausgemalt, daß er sie durchaus verwirklicht sehen wollte. Anurrend gab der Ältere nach. Er wühlte aus seiner Tasche eine kleine Figur, eine Frau, die an ihren Brüsten zwei Fische säugte.

Rasch ergriff der Jüngere das Figürchen, beschmierte es mit Erde und warf es in den Graben. Dann nahm er seinen Spaten, warf die Figur mit der Erde empor und rief mit

allen Anzeichen des Erstaunens: „Junger Herr, junger Herr, hier ist so etwas, wie Sie es suchen.“ Er hielt Carlo, welcher mit dem Hilfsoffizier sprach, das Figürchen entgegen. Der Knabe stand einen Augenblick lang wie leblos. Dann sprang er mit großen Sätzen auf den Arbeiter zu, der ihm lächelnd die Figur überreichte.

Carlo hielt sie fest. Er konnte vor Erregung die Darstellung nicht begreifen. Er hatte nur eine Figur in Händen, eine Figur aus alten Zeiten, welche in die Erde versunken war, von der Erde wiedergegeben und ihm geschenkt wurde.

„Sie können sie behalten“, lachte der Lazier.

Dem Knaben wurde jetzt erst bewußt, daß die Statuette ja gar nicht ihm gehörte. Wem gehört sie? fragte er sich. Dem Lazier oder dem Vater? Sicherlich wird Donna Emma sie auch verlangen. Dann schoß es ihm durch den Kopf: „Sie gehört ja der Mutter — und damit gehört sie mir.“ Er gab dem Lazier sein ganzes Taschengeld und kümmerte sich nicht darum, daß der ältere Soldat dieses Geld von dem Lazier forderte. Er bedankte sich bei den Offizieren und lief dann klopfenden Herzens davon, die Figur in der Faust, die er tief in die Tasche steckte, wie ein Dieb.

Unter einem Maulbeerbaum setzte er sich hin. Er war erschöpft. Die Beine wollten ihn nicht mehr recht tragen. In Streifen umzog ihn die Müdigkeit. Angstlich zog er das Figürchen aus der Tasche. Man konnte es aufstellen. Es war eine silberne Frau, die an jeder ihrer Brüste einen Fisch säugte.

Derartiges hatte Carlo nie gesehen. Gab es bei den Römern eine Göttin, welche Fische säugte? In der Schule hatte man ihm nichts davon erzählt. Zudem sah die Frau ganz anders aus als die römischen Göttinnen. Sie war härter und roher gearbeitet. Aber sie sprach ihn an.

Langsam ging der Knabe nach Hause. Astern und Dahlien leuchteten ihm aus dem kleinen, längst wieder verwilderten Garten von La Fraccia entgegen, und der Mais senkte sich in seine Reife. Die Trauben kämpften um Raum und drängten sich blau aneinander. Die ganze Erde war bunt und wesentlich. Himmel, Luft und Ferne vergingen in wässrigem, farbigem Glanz.

Am Eingangstor des Hofes wartete Franziska auf den langbeinigen, hochaufgeschossenen Jungen. Heute versuchte sie sich bei ihm durch kleine Zuträgereien beliebt zu machen. „Der Vater und der Oheim sitzen oben auf der Terrasse, sie trinken Barbera und sprechen von Dir.“

„Hm“, nickte der Knabe gemessen, „was denn?“

„Studieren sollst Du. Und wenn der Vater alt wird, La Fraccia haben.“

Carlo schüttelte den Kopf. „La Fraccia kommt von meiner Mutter und gehört mir.“

Die Stimme der Magd wurde milde. „Bis dahin hat es noch gute Weile. Lerne doch etwas und sieh Dir die Welt an.“

Carlo zerbiß sich die vorgeschobene Unterlippe. Die Linien von der Nase zu den Lippen wurden scharf: „Ich werde ja selbst hören, was sie mit mir anfangen wollen.“ Er atmete tief, holte aus der Tasche die silberne Figur, hielt sie der Magd hin und fragte: „Kennst Du diese Göttin? Ich habe sie selbst gefunden.“

Mit blöder Andächtigkeit musterte Franziska die Statuette. „Ich weiß nicht, was das ist. Es ist sicherlich noch von den Heiden gemacht worden.“

„Das weiß ich allein.“

Franziska sah stumpf vor sich hin, wie es Malariafranke zeitweilig zu tun pflegen. Dann wurde ihr mageres, flattern-

des Gesicht langsam fest. Sie sumnte ein paar Töne, nickte und sagte: „Jetzt hab ich es. Richtig, so ist es.“

„Was?“

„Das Lied. Aber ich singe es Dir nur, wenn Du mir einen Kuß gibst.“

Erschrocken sah der Knabe das Mädchen an. Sie stand vor ihm in beweglicher Magerkeit, mit erregten Blicken, der spizen Nase und dem breiten Mund, dessen Enden zu den scharfen Backenknochen hinaufspielten. Ihr Atem ging unruhig. „Nun?“ fragte sie mit gierigen Fieberblicken.

„Sing erst das Lied, Franziska.“

„Dann läufst Du weg, Du Held!“ Die Antwort sollte Spott sein, klang aber beinahe klagend.

„Ich laufe nicht weg. Singe!“

Da sang Franziska, mit flatternder Stimme und zuckendem Körper, während sie den Knaben unterwürfig ansah:

„Ziegen werden laufen, Jungfrau, und die Brüste tun
vor Milch Dir weh.

„Fische werden hungern, Jungfrau, greife in die tiefe
See.

„Leg den goldenen an die rechte Brust Dir, Jungfrau,

„Und den silberblanken an die Linke,

„Nähre sie zur eignen Lust Dir, Jungfrau,

„Daß die Brust Dir müde wieder niederfinke.“

Als sie das Liedchen beendet hatte, blieb sie einen Augenblick lang mit seitwärts geneigtem Haupt und halb geöffneten Lippen stehen. Carlo sah diesen Mund, und er erregte ihn, während er das Liedchen wiederholte. Er war von dem Liede und von der Erregung leicht gelähmt. So hielt er still als Franziska sich an ihn herandrängte, die Arme um ihn schlang, ihre breiten Lippen in die seinen wühlte, während ihr Körper wie ein gefangener Fisch an dem seinen flackerte.

Dem Knaben überkam ein Gefühl von übler Hitze. Aber er hielt still, wie er es versprochen hatte. Dann eilte er stark atmend davon, und erst im Davoneilen wucherte in ihm die Sinnenglut auf.

Primo und der Vater saßen im Bogengang. Der Arzt nickte dem Knaben zu. „Nun, mein Junge, Du atmest ja so heftig?“

„Ich bin rasch gelaufen, Onkel Primo.“

„Setz Dich zu uns. Der Vater und ich haben einmal über Deine Zukunft gesprochen. Du sollst erst die Schule erledigen und dann studieren. Was Du willst, Carlo.“ Gisbert sah den Sohn an. Etwas wie Sehnsucht ging durch seine Züge. Der Junge konnte studieren, er konnte die Alten studieren und ihre Werke begreifen. Er konnte wenigstens einmal aufatmen in dieser Qual Leben. Er, der Vater, aber, er würde wieder allein sein, wie es damals war, bevor er Madeleine geheiratet hatte, allein in dem mächtigen Steinbau, mit dem Ritzen des Wurmes im Holz, mit den ausgetretenen Loggia-gängen, der feuchten Kapelle, in denen jetzt ein junger Priester von Tre Fontane die Messe für die Heisarbeiterinnen las; allein mit den Scheunen, dem wieder verwilderten kleinen Garten, den vernachlässigten Hühnern und der öden Wohnung. Wieder würde er allein hineingehen in die vielen Winter, ohne rechte Kälte, ohne rechten Schnee, in die Winter der Nässe. Er würde wieder hie und da einen Viter Wein trinken, den Vergil lesen — und es würde sich alles wiederholen, wie das Jahr sich wiederholt und wie vielleicht die Leben der Menschen sich wiederholen, denn die Erde speit alles wieder zum Leben aus, und alles muß wieder aufs neue leiden, weil es keine Ruhe geben darf, damit alles ist und bleibt — ewig im Sein und ewig in der Bewegung.

Denn ewiges Sein und ewige Bewegung vereint, das ist Gott. Und auch Gott muß sein. Er kann sich nicht selbst vernichten.

So muß auch Gott leiden, und deshalb kann er uns lieben und wir ihn, seines Leides wegen.

Das etwa dachte Gisbert Corner und griff nach dem Glas. Die kleinen Hilfen, die das Leben erträglich machen, gewannen seit dem Tod seiner Frau für ihn mehr und mehr an Bedeutung. Die würden ihm bleiben: ein gutes Buch, ein guter Wein, gelegentlich noch einmal eine Rosalie, ein Gang über die Felder und die Freude am Gedeihen des Landes. Viel war es nicht, aber wer hat viel? Man kann das Leben ertragen, wenn man es sich erträglich machen kann.

Er schickte Carlo nach einer neuen Flasche Barbera und zog den grauen Umhang fester um die Schultern.

Er hüllt sich in sich selbst ein, dachte Primo. Das ist vielleicht das Beste.

Elftes Kapitel

Auf besonderen Wunsch Gisberts hatte es der Arzt übernommen, mit Carlo über dessen zukünftiges Studium zu sprechen. „Ich habe davon keine rechte Vorstellung, Primo“, hatte Gisbert nachdenklich zu seinem Schwager gesagt. „Der Junge mag studieren, was er will. Aber Du mußt herauszufinden suchen, was er eigentlich will. Ich sehe da noch nicht ganz klar. Nur muß es etwas Vernünftiges sein. Ich würde die Alten studieren; das ist sicherlich das Vernünftigste. Sein Leben wird er sich ja verdienen können. Und in späteren Jahren wird er doch einmal La Fraccia übernehmen.“

Aus dieser Bemerkung war dem Arzt klar geworden, daß Gisbert noch nicht daran dachte, sich auf das Altenteil zurückzuziehen. Er fühlt sich bei aller Einsamkeit stark, dachte der Arzt; die Kräfte der Resignation sind in ihm lebendig geworden. Primo war damit zufrieden. Gisbert, so sagte er sich, hat La Fraccia auf die Höhe gebracht; es wäre unrecht, ihm in wenigen Jahren das Gut abzunehmen nur deshalb, weil Carlo dann nach den Bestimmungen des Gesetzes mündig wird. Gisbert hat auch ein Recht auf die Arbeit von La Fraccia, solange er noch arbeiten kann und mag. Carlo soll ruhig studieren; das Spätere wird sich später finden. Wenn er erst einmal studiert, wird er auch sobald nicht nach La Fraccia zurückwollen.

Am folgenden Tage wanderte Carlo, das silberne Figürchen in der Faust, über die Felder hinauf zu seinem Oheim nach La Voluta. Mit ihm sollte er also den Verlauf seines Studiums besprechen. Ein mächtiges, fernes Gewitter stand am Himmel;

eines jener lombardischen Herbstgewitter, dessen sich aufbäumende Wolkenrosse lange weiße Blitze aus den schwarzen Felsen der Alpen schlagen. Der Donner pfiß scharf und kurz über das Herbstland, ging über in das Grollen von Kesselpauken und verlor sich als fast kindliches Trommeln in der Weite des Südens. Die Ereignisse der letzten Tage hatten bereits alle jene geheimen unterirdischen Kräfte, welche nach dem Tode der Mutter in Carlos Seele aufgestaut waren, in Bewegung gebracht; sie begannen, nach oben zu treiben. Die Zeit war voll von Zeichen und Wundern, voll davon, wie es alle Zeiten sind, wenn man sie sehen und deuten kann und will. Der Jüngling wurde durch dieses große Naturerleben, welches uralte Blutzerinnerungen in ihm lebendig machen mochte, an die geheime Fragestellung dieser Zeichen herangeführt. Einen Tag nach dem Todestage der Mutter, den der Vater vergessen hatte, warf ihm die heimatliche Erde dieses Figürchen zu — als ob die Mutter ihm einen Gruß senden wollte. Wie oft hatte er die Mutter gesucht, hatte daran gedacht, daß Bäume und Sträucher hinabreichten bis in ihre Tiefe; nur mit Schaudern näherte er sich den Rosenstöcken, die auf ihrem Grabe wuchsen. Und nun warf ihm die Erde das Bild einer seltsamen Mutter entgegen, einer Erdmutter, die mit ihrer All-Liebe auch fremdartige Geschöpfe umfoßt. Er blieb stehen und sah das Figürchen lange an. Mit einiger Mühe rief er sich die Verse ins Gedächtnis zurück, welche er durch Franziska kannte. Ein langer, bläulicher, fast gutartiger Bliß ließ das kleine Figürchen in seiner Hand geheimnisvoll aufflammen. Das steigerte den Schlag seines Herzens, und im Weitergehen sprach er jene Verse mechanisch vor sich hin, so, daß sich nur ihr Rhythmus in ihm versing. Der Inhalt der Verse sagte ihm nicht viel. Das war alles fremd. Wer weiß, woher Franziska dieses Gedicht haben mochte!

Das Gewitter verlief sich langsam. Die Wolkentosse wurden zu kleinen Windhunden; was eben noch Krieg am Himmel gewesen war, ging jetzt dort vorüber als heitere Jagd. Ein paar Sonnenpfeile fielen auf seinen Weg. Die Luft wurde klar und erfrischend wie Quellwasser. Als Carlo den Blick zum Himmel hob, stand dort, vor bewegter Wolkenwirrnis, ein herrlicher, klarer Regenbogen, unter dem die frischen Winde der Alpen hindurchfegten.

Dieses unerwartete Bild schöner Vollendung und Ruhe ließ auch die Empfindungen des Jünglings ruhiger werden. Beim Weiterschreiten wurde das Bild des Regenbogens in seiner Seele Form. Er sprach rhythmische Sätze vor sich hin, immer wieder neue, und allmählich begann er sie zu ordnen. Am Hang von La Voluta setzte er sich auf einen Erdhügel zwischen bunte feuchte Herbstblumen, und schrieb das, was soeben aus ihm heraus zur Form gewachsen war, in sein kleines Notizbuch.

Warum kann ich nicht den bunten Bogen beschreiten,
Den Erde wirft zu Erde,
Durch Gott hindurch?
Warum sie nicht fassen
Und mit ihr hinaufsteigen die Blumentreppe
Zu Gott? — O, meine allzufesten Füße!
Erde war sie. Erde ist sie.
Bunter Bogen, Du berührst
Ihr Kommen und Gehen
Und ihre Gottesnähe.
Mir aber bist Du noch keine Brücke, Bogen.
Noch muß ich Gott fern sein,
Und dort nur kann ich den großen Gott,
Die große Mutter ahnen,
Wo der Bogen die Erde berührt.

Bevor Carlo den steilen Fußweg am Weinhang von La Boluta hinaufstieg, las er sich die Verse noch einmal durch. Er schüttelte den Kopf, denn seine eigenen Worte rührten ihn. Sie ergriffen ihn nicht als Dichtung, aber sie sagten ihm etwas über ihn selbst, was er bis dahin noch nicht gekannt hatte. Wiederum war es kein Wissen; eher war es eine Klärung seiner Gefühle, welche sich in diesen Versen ausdrückte. Er hatte jetzt etwas Festes, klare Gefühle, und die sollten ihn weiter leiten.

Eine starke innere Kraft hatte sich seiner bemächtigt, die ihn belebte. Beinahe heiter trat er dem Oheim entgegen, der wie gewöhnlich mit seiner langen Zigarre hinter Krankenberichten saß. „Setz Dich, Carlo“, nickte der Arzt und klappete ein Aktenstück zu. „Jetzt wollen wir uns von etwas Besserem unterhalten, als diese Berichte es vermögen. Für heute ist mein Bedarf an Lebensunfähigem wieder einmal gedeckt. Wir sollen uns auf Wunsch Deines Vaters darüber einig werden, wie man Deinen gesunden Geist ordnen und bilden kann. Dein Vater läßt Dir die Wahl. Was möchtest Du studieren, mein Junge?“

Carlo sah vor sich hin. „Es ist das nicht so leicht zu sagen, Onkel Primo. Weißt Du, wenn Du mich ganz ernst fragst, was ich studieren möchte, so ist es eigentlich etwas, was — was es . . .“

„Was es gar nicht gibt“, unterbrach der Arzt ruhig und nahm ein neues Streichholz für seine Zigarre. Carlo fühlte sich verlezt und schwieg. Am Ende sagte er bissig: „Dann kann ich ja Arzt werden.“

Primo beschäftigte sich eindringlich mit seiner Zigarre. Nach einer Weile hob er den großen Kopf und sah den Neffen freundlich an. „Du glaubst, mein Junge, daß ich Dich verspotten will? O, nein. Lieber Carlo, auch ich hätte am liebsten

das studiert, was es gar nicht gibt. Und noch heute möchte ich es studieren. Glaub es mir.“

Betroffen sah Carlo dem Oheim in die Augen. „Wie meinst Du das, Onkel Primo?“

Primos Rechte faßte die Zigarre wie einen Trommelstock. „Man hat es satt, mein Lieber, diesen Unfug, diese ewige Mechanik des Denkens, dieses öde Zusammengießen von zwei Chemikalien, woraus dann etwas Drittes wird; diese Beruhigung der Geister mit Brom, wenn die große Klemptnerie des Geistes wieder einmal völlig versagt hat. Warum wird aus zwei Chemikalien etwas Drittes? Weil sie sich ‚verbinden‘. Verbinden — großartig — tiefinnig! Worte sind es, gemeine Worte. Worauf beruht die Wirkung von Brom? Warum brennt die Zigarre, wenn ich daran ziehe? Das weiß kein Mensch. Was die da erzählen, ist doch keine Wissenschaft. Eine wirkliche Wissenschaft gibt es gar nicht, kann es auch gar nicht geben.“

„Die wirkliche Wissenschaft ist vielleicht die Kunst, Onkel Primo.“

Primo hob den Cäsarenkopf und lachte. „Hübsch gesagt, mein Junge. Aber gerade das an ihr, was wir meinen, läßt sich nicht studieren. Möglicherweise hast Du aber in dieser Richtung einen Wunsch?“

„Onkel Primo, ich möchte etwas studieren, was mit der Erde verbunden ist und wobei es noch Wunder gibt.“

„Hm. Dein Vater dachte an das Studium der Alten. Aber ich verstehe jetzt, was Du meinst.“ Die großen Hände des Arztes bogen ein Papiermesser hin und her. „Da wäre das beste doch vielleicht die Archäologie. Archäologie, zusammen mit alter Geschichte. Damit kannst Du immer noch etwas erreichen; denn auch in archäologischer Hinsicht ist unser Land ja unerforschlich. Zudem muß das schön sein,

den gerade in dieser Wissenschaft ist etwas von dem darin, was es gar nicht gibt — vielleicht nur in ihr. Gut. Archäologie und alte Geschichte.“

So fuhr Carlo in das Kolleg zurück, ganz erfüllt von Gedanken an seine Zukunftsarbeit. Er wurde stiller, und die Aussicht auf jene geheimnisvolle Wissenschaft beschäftigte ihn ständig. Erde und Mutter, über die sich Gottes Bogen zog, spielten in dieser Wissenschaft ineinander über; als eine Welt außerhalb der Tageswelt, eine gegnerische Welt jener Welt der Tucht und Gerechtigkeit von La Fraccia.

Wie Primo es vorausgesehen hatte, hüllte Gisbert sich indessen in sich selbst ein. Er lebte nach außen so, wie er es sich an jenem Herbsttage vorgezeichnet hatte. Er war rücksichtsvoller gegen seine Sinne geworden; er gönnte ihnen hie und da etwas Gutes und ging an den kleinen Freuden des Lebens nicht mehr vorüber. Seinen Geist ließ er nicht herumirren; er hielt ihn fest am Zügel und beherrschte ihn. Aber der Geist war einsam und bis in die Tiefen traurig, und allmählich wurde er still.

Die Jahreszeiten in ihrem vielfarbigen Wechsel rückten diesem Geist nicht mehr nahe, wie sie es früher getan hatten. Gisbert Corner litt nicht mehr so stark unter dem Frühling wie ehemals; er jubelte nicht mehr so laut wie einstmals mit dem Herbst. Langsam überkam ihn ein bitteres Gefühl von Einverständnis mit dem Geschehen, und der Gedanke an den Tod begann seine Schrecken zu verlieren.

Seine Landwirtschaft verbesserte Gisbert fast täglich. Sein Arbeitstisch war bedeckt mit Katalogen von Firmen, welche ihm neue Maschinen oder neues Saatgut anboten. Er prüfte die Erfahrungen anderer, wie sie die Fachzeitungen mitteilten. Er gelangte gegen Ende des Krieges und in der Zeit des Überganges ohne sein Zutun in leitende Stellungen landwirtschaftlicher Vereinigungen, in Stellungen, welche

er später gern aufgab, als die neue Regierung das ganze wirtschaftliche Leben des Volkes neu organisierte.

Seine mannigfaltigen Tätigkeiten hatten ihn des öfteren mit Donna Emma Veneziano zusammengebracht, die zäh und hart die Bewirtschaftung von La Perla betrieb. Donna Emma erinnerte ihn von Zeit zu Zeit an die gestohlene Halbinsel, aber Gisbert pflegte solche Bemerkungen mit reifer Gleichgültigkeit zu überhören. Als in einem der Jahre Hochwasser von den Bergen auf das Land niederbrach, alles zerstörend, wie einst die Horden der Barbaren, kam Donna Emma spät in der Nacht nach La Fraccia, wo Gisbert mit seinen Leuten das Wasser bekämpfte.

Die elektrischen Masten lagen ausgerissen mit dicken Betonfüßen im Wasser, die Arbeiter kämpften bei Fackellicht mit den grüngrauen Wogenmassen. Gisbert stand unbeweglich auf einem Erdhügel und gab kurze Befehle.

Plötzlich legte Donna Emma ihre schmale Hand auf seine Schulter. Gisbert wandte sich um. Er sah in Donna Emmas klare Augen, die seltsam in der grauen Schattenwelt ihres Antlitzes standen.

„Corner“, sagte sie ruhig, während ein rotes Fackelleuchten ihren Ausdruck erwärmte, „der Kampf gegen das Wasser muß in einer Hand liegen. Die Leitung muß rasch in diese eine Hand gelegt werden. Wir haben keine Zeit, nach Rom zu schreiben und uns einen neuen Deichgrafen zu erbitten, weil der unsere nicht da ist. Ich habe mit allen Anliegern gesprochen. Wir übertragen Ihnen die Leitung des Kampfes gegen das Wasser.“

Gisbert nahm das ihm angebotene Amt an. Noch in der Nacht ritt er, von Fackelträgern begleitet, die Kanäle und Flüsse ab; gegen Morgen bezog er ein Zimmer in La Perla, wo das Telephon nicht zerstört war, und wo er in der Mitte des bedrohten Gebietes saß. Er hatte zwei Helfer bei sich,

seinen eigenen Großnecht und einen jungen ehemaligen Pionieroffizier, einen Invaliden aus dem Kriege, der jetzt in einer Reismühle die Maschinen betreute, nagelneue, schöne Kleider trug und immer sauber blieb, auch wenn er durch den größten Schmutz hindurchgegangen war. Zwanzig Jünglinge dienten dem Stab als Boten. Gisbert ließ die zerstörten Schleusenanlagen ganz aufreißen und durch Stauvorrichtungen die Wasser in das Flußbett führen. Drei Tage und drei Nächte kamen sie alle nicht aus den Kleidern. Während dieser Zeit kochten Donna Emma und Maria in einem großen Kupfertessel Kaffee und in einem anderen Risotto für die Arbeitenden. Gisbert stand, über Karten gebeugt, an einem breiten Holztisch, trug die Meldungen der Boten mit Farbstiften, die noch von Paolo Veneziano stammten, in die Karten ein und sandte die Boten mit neuen Befehlen davon. Nur wenn an einer Stelle des Wassernetzes das Land schwer bedroht war, ritt er selbst hin und übernahm die Leitung. Bei seiner Rückkehr nahm ihm Maria die nassen Kleider ab, trocknete sie am Herd und half ihm beim Umkleiden.

„Du bist sehr geschickt und freundlich, Maria“, sagte er dann wohl, wenn er sich eine lange Zigarre in den Mund steckte, die das Mädchen ihm angebrannt hatte. „Wie alt bist Du jetzt?“

„Ich bin fünfzehn Jahre, Corner.“

„So, so. Carlo wird achtzehn. Er kommt dieses Jahr nach Padua auf die Universität. Er soll studieren.“

„Was denn?“ Maria richtete ihre blauen Augen fragend auf Gisbert.

„Archäologie und alte Geschichte.“

„Was ist das? Ist es schwer?“

Gisbert wiegte den Kopf. „Schwer ist es wohl — und was es ist, muß er Dir selbst einmal erzählen.“

Donna Emma hatte nicht die Absicht gehabt, durch die Übertragung des Wasserschutzes an Gisbert auch die Beziehungen zwischen La Perla und La Fraccia zu verbessern. Sie hatte Gisbert die Leitung angeboten, weil sie sich gesagt hatte, daß bei einer gemeinsamen Gefahr am besten einer führt, der mit Gefahren vertraut ist; weiterhin aber, weil Gisberts zähes Festhalten an dem umstrittenen Stück Erde ihr eine heimliche, wenn auch nie eingestandene Hochachtung abzwang.

Die Regierung, bürokratisch wie altgewordene Regierungen es nun einmal sind, eröffnete, nachdem die Gefahr überwunden war, ein Verfahren gegen Gisbert Corner wegen Annahmung eines öffentlichen Amtes. Man warf ihm vor, daß er sich habe zum Deichgrafen machen wollen; daß er, anstatt durch ein Gesuch an die Behörde die Absendung einer Amtsperson zu erbitten, in seiner angemessenen Stellung Einrichtungen, welche dem öffentlichen Nutzen dienen sollten, vernichtet habe. Die Anklage richtet sich insbesondere auf die Zerstörung von mehreren Schleusenwerken.

Diese Anklage war eine der letzten großen Dummheiten der alten Regierung; einen größeren Gefallen als den Prozeß Corner konnte sie den jung aufstrebenden Kräften des Volkes nicht tun. Eine einzige Flamme der Empörung ging durch alle Reisgebiete des Westens. Die politischen Redakteure der Opposition konnten sich auf Kosten der Regierung in den Leitartikeln ihrer Blätter tummeln, und die Regierungsblätter wanden sich hin und her, aus Furcht, sich unwiderruflich lächerlich zu machen und dazu die Fensterscheiben ihrer Presspaläste einzubüßen.

Der Prozeß selbst wurde zu einer großen Volksbelustigung. Fünf Anwälte hatten Gisbert umsonst ihre Dienste angeboten. Er nahm einen jungen Advokaten, der im Kriege verwundet war, und der durch diesen Prozeß zu einer Berühmtheit wurde.

Die Verhandlung ging im großen Schwurgerichtssaal der Provinzhauptstadt vor sich. Der Saal, in edelsten Maßen der Antike erbaut und mit dorischen Marmorsäulen gestützt, glich bei Beginn der Verhandlung einer Börse. Zeugen, Anwälte und Publikum unterhielten sich mit wilden Armbewegungen; Journalisten liefen von Gruppe zu Gruppe und notierten die Stimmung. Als die Richter auf der Tribüne erschienen, konnte nur mit großer Mühe Ruhe geschaffen werden; aber die Würde der Verhandlung war bereits bei ihrem Beginn zerstört. Die erste Anklage ging gegen Donna Emma Veneziano, wegen Anstiftung. Gisbert Corner wurde als Zeuge aufgerufen.

„Legen Sie Ihre linke Hand auf die Bibel und sprechen Sie mir den Eid nach“, sagte der weißhaarige Präsident mit dem schönen Schnurrbart und dem rosigen Gesicht. Er neigte sich höflich gegen Gisbert.

„Seine linke Hand müssen Sie am Punto di Lè vorladen! Da hat er sie für das Vaterland liegen lassen!“ schrie jemand aus dem Publikum.

Als ob ein großer Sänger seine Arie beendet hätte, rauschte der Applaus durch den Saal. „Hoch Gisbert Corner!“ — „Hoch Italien!“ Nur mit Mühe konnte Gisbert sich verständlich machen. Als dann aber Donna Emma Veneziano aufgerufen war und als sie in eigener Sache zu sprechen begann, war es mit der Ruhe endgültig vorbei.

Die starke, unbewegliche Frau hielt die feinen Hände über der weißen Schürze gekreuzt, ließ ihre Augen musternd über das Gericht gehen, sah den Staatsanwalt etwa eine halbe Minute an und begann ihre Rede. Der berühmteste Propagandaredner hätte nicht wirksamer sprechen können als Donna Emma es tat. Jeder ihrer Sätze war ein Keulenschlag gegen die Regierung, jede ihrer Fragen ein giftiger Pfeil

gegen das herrschende System. Ihr eigener Anwalt beschwor sie, sich nicht um Hals und Krage zu reden; der Präsident drohte mit Ordnungsstrafen, die er aber nicht zu verhängen wagte. Donna Emma nickte nur mit dem Kopf und schwieg eine kurze Zeit, um dann mit frisch gesammelter Kraft gegen die einzelnen Mitglieder der Regierung eine neue unerhörte Anklage zu schleudern, welche vom Publikum mit wildem Beifall begleitet wurde.

„Wo war der Präsident des Wasserschutzes an jenem Tage“, fragte sie, „als die Wassergefahr schon grauschwarz in den Bergen hing? Wo waren Sie, Herr Präsident?“ Sie wandte sich gegen den anwesenden Präsidenten des Wasserschutzes, der mit der langen gelben Rechten den gelockten Vollbart strich. „Ich hatte dienstlich zu tun.“ — Donna Emma sprach ganz ruhig weiter. „Dienstlich. Ich will Ihnen die Antwort geben. Sie haben zwar Ihr Dienstauto benutzt, aber Sie sind mit Ihrer Geliebten, der Schneiderin Anna Petit, corso Umberto 214 im vierten Stock, nach Mailand gefahren, haben dort mit ihr im Restaurant Diana gegessen und im Hotel Savoia übernachtet.“

„Das ist gelogen“, schrie der Präsident des Wasserschutzes. Er war aufgesprungen und ging mit geballten Fäusten auf Donna Emma los.

„Eine gewaltige Sensation im Prozeß Corner“, notierten die Journalisten und schickten ihre Begleiter ans Telephon, um diese Notiz noch in den Abendblättern bringen zu können. Donna Emma schüttelte den Kopf. „Das ist nicht gelogen. Sie haben sich als Ingenieur Chiodi und Frau aus Turin eingetragen und haben bis um zehn Uhr morgens geschlafen, während hier die Wasser das Land würgten.“

Der Angegriffene stöhnte, schlug sich mit den Fäusten vor den Kopf und schrie „Infamie! Das ist alles gelogen!“

„Hier ist die Hotelrechnung“, erwiderte Donna Emma ruhig und gemessen und überreichte dem Präsidenten des Gerichtes einen zerknitterten Zettel.

Dann aber wechselte plötzlich die Seelenlage der Frau. Sie begann sich zu bewegen und wies mit dem Arm auf Gisbert. „Wir beide, er und ich, leben seit Jahren in Feindschaft. Er hat uns ein Stück Erde gestohlen. Aber er ist ein Soldat. Er lag nicht mit einer Schneiderin im Schwanenbett in Mailand, als die Wasser niederbrausten. Er war zur Stelle. Er kämpfte für seine Erde. Ja, ich habe nach allen Seiten telephoniert: ‚Nehmt ihn! Er ist ein Mann!‘ Ich bin im Regen und Sturm umhergelaufen und habe sie alle geeinigt auf Gisbert Corner. Und der da, der mir ein Stück Erde gestohlen hat, er hat uns allen die Felder und die Häuser gerettet. Er tat das, was einzig zu tun war. Er ließ zur rechten Zeit die Schleusen wegreißen und alle Wildwasser von unseren Feldern in den Fluß ableiten.“

Das Publikum, ein Orkan, drängte sich an Gisbert heran, um ihm die Hand zu schütteln.

Der Präsident des Gerichtes hob die Sitzung für eine Viertelstunde auf und sprach erregt und eindringlich mit dem Staatsanwalt.

„Wir müssen zu Ende kommen“, sagte er und zog an seinem weißen Schnurrbart. „Wenn wir die Anklage durchverhandeln, ist die Autorität des Staates unterwühlt. Ich werde die Sache Veneziano und Corner verbinden, werde noch ein paar Zeugen hören und stelle Ihnen anheim, dann weitere Anträge zu stellen.“

Der Staatsanwalt zuckte die Achseln. „Dieses Weib hat den Teufel im Leibe. Der arme Wasserpräsident. Man ist ja seines Lebens nicht mehr sicher bei dieser aufrührerischen Gesellschaft.“

Der Vorsitzende lachte. „Wer weiß, was die noch alles vorrätig hat! Machen wir Schluß, Herr Kollege, ich rate Ihnen gut.“

„Ärgerlich“, nickte der Staatsanwalt, „aber es ist wohl besser so.“

Die Anträge des Staatsanwaltes blieben so ungewiß und milde, daß das Publikum sie mit Beifallsrufen begrüßte. Nach einer Stunde waren Emma Veneziano und Gisbert Corner freigesprochen.

Die beiden Freigesprochenen wurden im Triumph nach Hause gebracht. Nach acht Tagen war der Präsident des Wasserschutzes ins Ministerium versetzt worden; Donna Emma erhielt das Kreuz der Königin für Verdienste um die Öffentlichkeit, und Gisbert wurde unter Ubergang des Cavaliertitels gleich zum Commendatore ernannt.

Die Presse feierte dieses Ereignis als Beginn einer neuen Zeit, und „C. C. C.“, Commendatore Carporale Corner, als einen ihrer ersten Vertreter.

Aber Gisbert hielt sich von den großen Bewegungen der Politik fern. Er wirkte dadurch, daß er seine Pflicht tat und ruhig seinen Weg weiter ging.

„Ein Mann lebt das Leben eines Mannes nur als Bauer oder Soldat“, pflegte er zu sagen. „Politik ist nichts für mich.“

„Da Dir jede Eitelkeit fernliegt und Du für ihre Befriedigung keine Sorge zu tragen hast, kannst Du nicht klüger leben als Du lebst“, erwiderte Primo auf solche Bemerkungen hin, „aber bleibe milde gegen Dich selbst, Schwager.“

Der Prozeß hatte die Beziehungen zwischen La Perla und La Fraccia trotz aller gegenteiligen Absichten ihrer Eigentümer dennoch verändert. Zwar dachte weder Donna Emma daran, auf die strittige Halbinsel zu verzichten, noch Gisbert sie herauszugeben. Aber die Vorbereitungen zum Prozeß hatten ständige Rücksprachen zwischen den beiden notwendig

gemacht; Gisbert war des öfteren nach La Perla hinübergegangen, und Donna Emma hatte ihn in La Fraccia besucht. Häufig war auch die kleine Maria als Vertreterin ihrer Mutter erschienen und hatte bei dieser Gelegenheit dem hilflosen Mann die Mahlzeiten geschnitten, die Magd zurechtgewiesen und die Kleider Gisberts geflickt. Sogar den Blumengarten hatte sie in Pflege genommen, und nun blühten wieder wie zu Lebzeiten Madeleines Rosen, Nelken und Rittersporn auf hübsch geordneten Beeten.

Diese Fürsorge tat Gisbert wohl. Er ging gern mit Maria durch den Blumengarten und gab sogar Geld für die Anschaffung neuer Rosenarten, welche Maria in den Katalogen der Blumenhandlungen ausfindig gemacht hatte.

So wurde Marias Besuch bei dem alternden Manne eine regelmäßige Einrichtung. Maria kam zweimal in der Woche, setzte sich mit ihrer Handarbeit zu ihm und erzählte ihm von den kleinen Dingen, die sie bewegten. Gisbert hörte ihr gern zu. Sie verstand lustig und heiter zu plaudern, und oft erinnerte er sich dabei ihres Vaters, der durch seine Scherze die langgezogenen Stunden im Schützengraben verkürzt hatte.

Gisbert wußte nicht viel zu erzählen. Den besten Gesprächsstoff lieferten ihm Carlos Briefe. Carlo hatte inzwischen die Universität Padua bezogen und schrieb, wie er es auf der Schule gelernt hatte, wöchentlich einen Brief an den Vater. Diese Briefe mußten alles Wichtige enthalten. Das war dem Schüler beigebracht worden, und der Student führte es gewohnheitsmäßig fort. Er wußte nicht, welche Bedeutung diese Briefe für den Vater und für Maria Veneziano bekamen, denn das, was er schrieb, war nur ein winziger Teil seines bewegten Lebens in der ehrwürdigen Universitätsstadt, welche der Glanz Venedigs von Ferne überstrahlte.

Nie hätte er geglaubt, daß er Bedeutsames schrieb. Was sollte er dem Vater, dem gegenüber er in einem Zustand von

kaltgestellter Feindseligkeit lebte, auch von sich schreiben können? Sobald er sich vergäße und Lebendiges schriebe, würde die Keule Tucht und Frömmigkeit auf ihn niedersausen. Und was sollte er für Maria Veneziano schreiben, die er kaum kannte und die ein Kind war? Er wußte nichts von dem plötzlichen Schuß, den das Bäumchen Mädchen macht, wenn seine Zeit gekommen ist; dann sieht man ein Kind an und wenn man sich umgewendet hat und sie nachher wieder ansieht, steht eine Frau dort.

Für Gisbert und Maria wurden diese Briefe eine Welt. „Wir nehmen jetzt im Praktikum den Homer durch“, schrieb Carlo.

Dann hob Maria das schmal gewordene Köpfchen, und die blauen Augen sahen Gisbert fragend an. „Was ist Praktikum, Corner? — Was hat Homer geschrieben? — Wann lebte er? — War er ein größerer Dichter als Vergil?“

Gisbert gab nach Kräften Antwort, aber oft genug mußte er Maria auf den Spätsommer vertrösten, in welchem Carlo zu den Ferien nach Hause kommen würde.

So hätte Madeleine sein müssen, wie Maria ist, dachte Gisbert, wenn sie, heiter lachend, etwa ihre Häfelarbeit wieder aufzog und sagte: „Jetzt bin ich Penelope ohne Odysseus“. Dann sagte der Mann sich wohl: „Sie könnte Carlo einmal eine gute Frau werden.“

Maria wartete mit Spannung auf das Kommen Carlos. Sie kam vor seinem Eintreffen zwei Tage hintereinander nach La Fraccia und putzte das Haus, obgleich sie sich dabei sagte, daß ein Student von all dem Puß nichts merken würde. So widmete sie ihre Aufmerksamkeit auch noch der Küche, wo Franziska, verschlossen und schweigsam, der alten Magd helfen mußte.

„Der junge Herr wird sicher gern junge Hühner essen“, bemerkte sie am Tage vor Carlos Ankunft, als sie in die

Küche kam. Es war jene alte Küche unter der Loggia, in welcher Gisbert einst für Primo und Madeleine Froschsuppen gekocht hatte. Gisbert hatte sie wieder in Gebrauch nehmen lassen, weil die kleine elektrische Küche, am Ende der Loggia gelegen, in der Bewirtschaftung teurer war als die alte Küche. Zudem zog er Speisen vor, die auf Holzfeuer bereitet waren.

Franziska sah vom Scheuern eines Kupferkessels auf. „Junge Hühner? Achten Sie nur darauf, daß er keine jungen Gänse frißt.“

Maria sah der Magd erschrocken ins Gesicht. Franziska lachte boshaft. Maria drehte sich kurz um und ging. Aber nachdem sie sich wieder gefaßt hatte, antwortete sie von der Tür her: „Die Gänse sind noch zu klein. Der junge Herr liebt sicher auch Hühner.“ Dann ging sie davon.

„Das soll ein Wort sein“, murmelte Franziska in ihren Kupferkessel hinein.

So kam denn Carlo wieder in eine Welt, deren Spannungen er nicht kannte. Da Donna Emma Venezianos kluger Bauernverstand gegen eine Annäherung zwischen den Kindern von La Perla und La Fraccia nichts einzuwenden hatte, so konnte Maria frei über ihre Zeit verfügen.

Am festgesetzten Tage lenkte Franziska den kleinen Wagen durch die Pappelallee zum Bahnhof. Franziska hatte mit Befriedigung festgestellt, daß Gisbert im letzten Augenblick durch eine Besprechung im Hause zurückgehalten wurde. Sie summtte vor sich hin und entdeckte schon von Ferne den rotnasigen Stationsvorsteher, der, wie immer mit einer roten Rose zwischen den Zähnen, den Bahnsteig auf und ab schritt. Franziska hatte sich schön gemacht; ihre Haare waren gewaschen und gebrannt und ihre Bluse war gebügelt. Sie band das Pferd an einen Pflod und ging rasch auf den Bahnsteig. Dem Stationsvorsteher nickte sie wie eine Herrenfrau zu

und sah dann mit zwinkernden Augen in die Ferne, in welcher sich eine Rauchfahne entfaltete. Unruhig wandte sie sich um und wollte dem Stationsvorsteher ein paar Worte zuzurufen. Da entdeckte sie im Schatten der Halle Maria Veneziano.

Franziska konnte sich nicht mehr beherrschen. So ging sie denn mit zusammengezogenem Mund, leicht vorgeneigt, auf Maria zu und sagte mit gequetschter Stimme: „Sieh da, Maria Veneziano! Erwarten Sie auch jemanden?“

Maria hob das schmale Köpfchen, zog an den Handschuhen und antwortete gemessen: „Ja, Herrn Carlo.“

„Ei, sieh da. Herrn Carlo. Hat Ihre Mutter Sie hergeschickt?“

Maria schwieg. Sie sah aufmerksam auf das Bahngleise, auf dem der braune Zug herankam. Die Maschine fiel müde, wie ein Betrunkener, in sich zusammen. Dann winkten die beiden Mädchen gleichzeitig, als Carlo den Kopf aus dem Fenster steckte.

„Ich trage seinen Koffer!“ zischte Franziska dem jungen Mädchen zu. Sie stand kampfbereit vor der Gegnerin und musterte sie von oben.

Da richtete sich Maria auf. „Ich hatte es gar nicht anders erwartet“, antwortete sie kühl. Franziska blieb einen Augenblick lang wehrlos. Diesen Augenblick benutzte Maria, trat an den Zug heran und begrüßte Carlo.

Carlo war männlicher geworden. Er war groß, und seine Schultern waren breit. In seinen Zügen lebte eine heimliche Unruhe, die Maria nicht entging. Aber ebensowenig entging ihr eine wohlthuende Gewandtheit seiner Bewegungen. Man merkte es ihm an, daß er gewohnt war, über glatten Boden zu schreiten und nicht mehr über feuchte Reisfelder.

„Du bist groß und stark geworden, Carlo“, lachte Maria, „und Du hast ja schon Haar unter der Nase.“

Carlo sah erstaunt auf. „Du bist Maria Veneziano? Sieh an. Was aus dem Menschen alles wird.“

„Sie ist jetzt meist in La Fraccia“, rief Franziska dazwischen, „Guten Tag, Herr Carlo.“

Der Ankömmling reichte Franziska die Hand und lächelte. Er lächelte eifrig, sehr bewußt, und er zog seine Augen forschend zusammen. Franziska war über ihre eigene Bemerkung zufrieden und trug Carlos Koffer in den Wagen. Sie ließ die beiden hinter ihr sich unterhalten, während sie das Gefährt durch die Pappelallee nach La Fraccia lenkte. Mochte Maria den Studenten nach Homer und Vergil fragen. Sie atmete tief, preßte den Busen nach vorn und summte ein Lied, während der Wagen in den Hof einbog.

Gisbert empfing seinen Sohn mit gehaltener Freundlichkeit. Es war fast selbstverständlich, daß er Maria bat, Carlo in sein Zimmer zu führen, den kleinen, gefalkten Raum mit dem groben Bücherbord, dem wackeligen Schrank, dem einsamen Bett und dem mageren Waschtisch.

„Die Wände sind frisch gefalkt“, stellte Carlo fest.

„Corner hat es selbst getan, Carlo. Damit Du es schön hast.“

„Das ist wirklich sehr freundlich von ihm; und dieser Schreibtisch?“ fragte Carlo. Er stützte die gespreizten Hände auf die Tischplatte und sah Maria prüfend an.

Das Mädchen wich den Blicken aus. „Dein Onkel Primo hat ihn von La Voluta geschickt. Der Schreibtisch hat einmal Deinem Urgroßvater, dem Richter Pietro Cavadini, und dann Deinem Großvater, dem Advokaten Antonio Cavadini gehört. Jetzt sollst Du ihn haben.“

Alles, was von den Verwandten der Mutter kam, berührte Carlos Empfinden. So wurde ihm denn der Schreibtisch seines Urgroßvaters und seines Großvaters Cavadini gleich vertraut. Er öffnete die Schubladen, welche Maria

mit weißem Papier ausgelegt hatte und entnahm seinem Koffer ein paar Bücher, die er aufstellte. Endlich ergriff er, nicht ohne bedeutungsvolle Umständlichkeiten, das Bild eines jungen Mädchens in einem breiten Lederrahmen und baute es in der Mitte des Schreibtisches auf.

Maria sah diesem Vorgang mit einem feinen Gefühl von Unbehagen zu. Sie trat an das Bild heran und musterte die Züge des Mädchens. Solche Bilder, wie dieses, hatte sie zuweilen in illustrierten Zeitungen gesehen und hatte diese Frauen immer sehr schön gefunden. Das Mädchen mochte etwa zwanzig Jahre alt sein; der Kopf, im Profil, war nach Art antiker Niseföpfe ein wenig zurückgeworfen; fast schien, es, als ob das volle, schwarze Haar, im Nacken weich geknotet, ihn zurückriffe. Die Stirn, schmal und ebenmäßig, war dem Haar eng und natürlich verbunden, und auch die dunklen Augen mit den schönen Bogen der Brauen, der in der Kinnlinie wiederkehrte, standen im Wechselspiel mit den ausdrucksvollen Linien der edlen Stirn. Seltsam und fremd lebte in diesem schönen Antlitz der Mund. Die reife Oberlippe schob sich ein wenig über die sehr dünne Unterlippe hinaus. Der Mund war ängstlich und begehrend zugleich; aber in seinen verästelten Winkeln nistete eine feine Müdigkeit.

„Ein schöner Mensch“, sagte Maria mit offener Bewunderung.

Der Student nickte. „Es ist eine Studienfreundin von mir, Olga Meroni, Archäologin. Die Familie stammt vom Meer. Ihr Vater besitzt in Venedig einen Palast, den er sich vor einigen Jahren gekauft hat, als Olga in Padua studieren sollte.“

„Dann sind Deine Freunde wohl sehr reich?“

Carlo lachte. „Meroni, Maria, Meroni! Du weißt wohl nicht, was das heißt? Hauptaktionär unserer großen Schifffahrtslinien, im Kriege fast alleiniger Lieferant der Armierung

unserer Kriegsflotte. Er kann sich zehn Paläste in Venedig kaufen und schläft deshalb immer noch ohne Geldsorgen.“

Ein Gefühl von Ehrfurcht überkam Maria. „So viel Geld“, murmelte sie. Dann fuhr sie fort: „Und das Mädchen? Ich meine, Deine Freundin?“

Der Student wiegte den Kopf. „Wie Du siehst, sehr schön. Sie ist die einzige Tochter; ein Bruder ist Kaufmann in Indien. Sie ist sehr klug. Ihre Arbeiten erregen Aufsehen. Sie hat ein wichtiges Buch über die norditalienischen Siedelungen der Etrusker geschrieben. Und dazu konnte ich ihr bedeutsame Fingerzeige geben.“

„Du?“

Ein wiederholtes Nicken, von kaum verhülltem Stolz begleitet, war die Antwort. „Ja, kleine Maria, ich. Sieh mal her.“ Er griff nach einem rotledernen Schächtelchen, dem er die silberne Figur entnahm, welche er von dem Arbeiter aus Lazien erhalten hatte. „Diese Figur, siehst Du, eine Frau, die zwei Fische säugt, ist hier auf La Fraccia gefunden. Ich war selbst dabei.“

„Hier? Wo denn? Wann denn?“

„Als die Soldaten den Richtungsgraben für die geplante Rückzugslinie auswarfen, die aber glücklicherweise nicht ausgebaut werden mußte.“

Marias Züge preßten sich zusammen. „Auf der Halbinsel also?“

„Ja, auf der Halbinsel.“ Es entstand eine kurze Pause. Dann aber fuhr Carlo lebhaft fort: „Diese Figur ist etruskischen Ursprungs. Und ihr Fund hier beweist, daß auf unserem Boden ein etruskisches Heiligtum gestanden hat. In La Fraccia und vielleicht auch in La Perla. Dieser Fund ist wissenschaftlich von größter Bedeutung. Er bestätigt Olga Meronis Hypothese von der Anlage etruskischer Heiligtümer

auf Halbinseln in Flüssen.“ Der Student stützte sich wieder mit gespreizten Fingern auf die Tischplatte.

Ein unsicherer Blick aus blauen Augen suchte die Augen des jungen Menschen. „Ich verstehe nichts davon. Ist das — sehr wichtig?“ fragte Maria nach einiger Zeit.

„Ja, sehr“, nickte Carlo. „Ein etruskisches Heiligtum ist immerhin eine Angelegenheit von Bedeutung.“

„Dann freut es mich für Euch. Aber jetzt müssen wir zum Essen gehen. Corner wartet bereits. Und das tut er nicht gern.“ Sie warf noch einen raschen Blick auf das Bild im Lederrahmen und ging voraus in den Saal mit der gemalten Balkendecke, in welchem Gisbert bereits hinter seinem Stuhle stand und das Bild seiner verstorbenen Frau ruhig und ohne Anzeichen innerer Bewegung musterte.

Die Mahlzeit verlief angeregt. Die Drei unterhielten sich über Homer und Vergil. Carlo war stolz darauf, seine frisch erworbenen Kenntnisse anbringen zu können, und Maria bewunderte ihn heimlich.

Aber auch Gisbert konnte nicht immer eine Hochachtung vor diesem jungen Wissen verbergen. Unversehens gab er ein wenig von seiner starken Autorität ab und überließ sie dem Sohn, welcher die wissenschaftlichen Fragen des Vaters beantwortete, wie es gerade kam: freundlich, leicht überlegen oder höflich zurechtweisend. Zuweilen entglitt dem Vater wohl noch ein unwirschiges „Das habe ich nicht gelernt“, aber bald horchte er wieder auf die Darlegungen des Sohnes.

Später erzählte der Student von den Hilfsdiensten, welche die Studentenschaft in den Wochen und Monaten der Unruhen und der Streiks geleistet hatten. „Ich war zwei Monate lang Schaffner auf der Straßenbahn“, lachte Carlo.

Maria sah ihn zweifelnd an: „Vergil und Tramschaffner?“

„O, das ging sehr gut zusammen.“

Gisbert nickte. „Ich kann es mir wohl vorstellen.“ —

Nach einigen Tagen erklärte Carlo dem Vater, daß er Remo besuchen wolle. Gisbert nahm davon Kenntniss, ohne ein Wort zu sagen.

Am einem seidengrauen Herbsttag stieg Carlo den Felsweg nach La Voluta hinauf. Während des Steigens beschäftigte der Student sich mit seinen Erlebnissen. Gewiß, der Widerstand des Vaters gegen ihn war schwächer geworden. Und doch, sagte er sich, während er an einem Brombeerstrauch stehen blieb und mit der Linken die bunten Blätter berührte, was weiß der Vater von mir? Er hat nur in der Erde gelebt, und sein einziger Ausflug in die Welt ging wieder in die Erde, in die Schützengräben am Punto di Tò. In diese Schützengräben mündete kein Regenbogen Gottes. Die Mutter würde mich verstehen; die kannte schon im Leben den Weg zu Gott über den Regenbogen. Sie wußte um das Geheime, das Feine; sie selbst war geheim und fein. Ihr Geheimnis hat der Vater nie gefühlt; das Feine in ihr hat er gehaßt. Er haßt alles Feine, und wenn er kann, mordet er es. Nie wäre er imstande, die Erschütterungen auch nur zu ahnen, welche mich auf diesem Wege anpacten, als der Regenbogen mir den Weg zu mir selbst zeigte.

Aus den Blättern des Brombeerstrauches grüßten ihn noch einmal die Farben des Himmelswunders. Aber herrschend in dem brennenden Busch lebte die Farbe des Blutes, das glühend und stark alle anderen Farben überwunden hatte. So war auch sein Blut aufgeblüht im Sonnenfeuer seiner Liebe zu Olga Meroni, zu seiner Nise.

Dieser durchwärmte, herbstsüße Duft des Strauches machte ihr Bild lebendig und erregte in ihm wieder die heilige Begierde, die sich aber immer zurückzog in die Welt des Geistigen. Ja, als er Nise zum erstenmal gesehen hatte in der Vorlesung über Homer, war da nicht seine Bewunderung sogleich umgeschlagen in einen unsicheren Haß, nur, weil er

nicht den Mut fand, sie anzusprechen? Bis der Zufall ihm zur Hilfe kam und er den Zufall zu nutzen wußte.

„Ach, Nife“, lächelte er vor sich hin, „wenn Du wüßtest, wie wenig ich damals von Deinem gelehrten Seminarvortrag über ‚etruskische Heiligtümer auf Halbinseln unserer Flüsse‘ begriffen habe! Ich war besiegt, ich war unterworfen von Deiner Stimme und verbrannte innerlich wie Stroh unter ihrem blauen Feuer. Ich wagte nicht, Dich anzusehen; ich hätte es nicht ertragen, ich hätte weglaufen müssen. Am Ende belobte Dich der Professor, erklärte aber, daß Deine Theorie doch nicht zur Genüge durch Funde gesichert sei. Welcher gütige Geist mir alle Liebesangst nahm — ich kann es nur vermuten. Es ist ja auch gleich, aber ich glaube doch, daß es der Geist meiner Mutter gewesen ist. Ich erzählte dem Professor von meiner kleinen Figur, die wir in La Traccia gefunden haben. Eiskalt wurde mir, als Du dankbar lächeltest und mich batest, Dir das Figürchen einmal zu zeigen. Dann verließen wir zusammen die Vorlesung und sprachen uns tiefer hinein, immer tiefer, in die Geheimnisse des Lebens. Wir suchten, als unser Gespräch die profane Welt um uns nicht mehr ertrug, einen heiligen Raum. Vor Giotto's Fresken erzählte ich Dir von meiner Mutter.“

Nachdem er so die Erinnerung noch einmal zusammengefaßt und neu belebt hatte, schritt Carlo den Berg hinan. Er fühlte die Gotteshände des Abendhimmels sich segnend wölben über der neuen, großen, schöpferischen Dreiheit seines Lebens: Erde, Mutter, Geliebte. „O, Nife“, rief der Jüngling plötzlich: „Bleib mir — nur das Eine — bleib mir!“

Innerlich bewegt und beglänzt — beglückt, den Freund wieder zu sehen, betrat er das stille Haus von La Voluta.

Remo hatte allmählich seine volle Gesundheit wiedererlangt. Dem Arzt war es gelungen, den Kranken zu sich

selbst zurückzubringen. Martha, die ihre Arbeiten mit stets gleicher, schöner Ruhe leistete, hatte den Freund in einem der großen Zimmer des ersten Stockwerkes untergebracht, weil seine Lehrerwohnung noch immer von einem jungen Hilfslehrer benutzt wurde. Diesen Lehrer ließ die Regierung auf Primos Vorschlag hin noch in Tre Fontane. Man solle Remo weiter beurlauben, hatte der Arzt geraten; ein Kriegsverletzter verdiene Schonung. Damit war die Regierung um so mehr einverstanden, als sie Remos Einfluß auf Eltern und Kinder fürchtete. Jetzt hatte der Lehrer Zeit, sich ganz der neuen Bewegung im Lande zu widmen, deren Anwachsen die Regierung in ihren Grundfesten erschütterte. Aber in gleicher Stärke wie von nationaler Seite wurde die Autorität der Regierung von Umstürzern untergraben. Diese Umstürzler hatten Unruhen, Streiks und Fabrikbrände veranlaßt; sie hatten das gesamte Wirtschaftsleben so stark zerrüttet, daß der Ausbruch einer Revolution nur noch eine Frage von Tagen sein konnte.

„Du siehst frisch aus, Carlo“, lachte der Lehrer und legte den Arm um die Schulter seines jungen Freundes, „Du gefällst mir.“

„Ich gefalle mir nicht, Remo“, antwortete der Jüngling, „ich bin mit mir unzufrieden. Es fliegt zu viel in mir herum.“

„Vielleicht bist Du zu glücklich“, entgegnete Remo sinnend, „da spürt man wohl ein Flügelkrauschen.“

„Vielleicht.“

„Ist sie schön?“

„Ach, Remo!“ Carlo fiel dem Freunde um den Hals. „Sie ist alles. Ein Wunder, höchste Wahrheit — etwas, was es eigentlich nicht geben kann.“

Der Lehrer spielte mit einer Broschüre, welche die Aufschrift trug ‚Tod allen Haifischen!‘ „Und sie liebt Dich wieder?“

Carlo faßte sich an die Stirn. „Wenn ich das nur wüßte! Sie ist so keusch. Sie sagt nichts. Und ich leide darunter. Ich zerquäle mich.“

Die magere Rechte des Lehrers legte sich auf den Arm des Freundes. „Das wäre gut so, Carlo. Denn die Würde der Frau zeigt sich seltener im Sichgeben als im Sichversagen. Willst Du mir sagen, wie sie heißt?“

„Olga Meroni aus Benedig.“

Der Lehrer riß die Hand zurück und richtete sich steil auf. „Meroni — Meroni? Doch nicht Giovanni Meroni, der Industrielle?“

„Ja, Remo.“

Langsam sank Remo in seinen Stuhl. Seine Hand umfaßte die Broschüre und würgte sie. „O, Carlo, das ist der Todfeind Italiens und seiner Freiheit, der größte Haifisch des Landes.“

Carlo schüttelte den Kopf. „Ich kenne ihn nicht. Aber ich kenne seine Tochter, und ich liebe sie.“

Zwölftes Kapitel

Kurz vor der Mittagsmahlzeit drang der Ruf von Primos Autohupe in das Arbeitszimmer Remos. Der Ruf weckte die Freunde aus den Gedanken, in welche sie, jeder für sich, versunken waren. Der Lehrer sprang auf. „So Carlo, jetzt wollen wir nicht mehr grübeln. Dadurch machen wir Don Giovanni Meroni nicht zu einem besseren Menschen, und an Deiner Liebe zu seiner Tochter wird sich auch nicht viel ändern.“ Remo sah aus dem Fenster. „O, da hat Primo uns ein junges Mädchen mitgebracht.“ Er wies auf den Arzt, der dem Mädchen die braungoldene Ebene zeigte, jenen süßen, quälend-süßen Herbstzauber, dessen Wunder Cimarosa in seine Melodien einzufangen wußte.

Carlo, halb auf der Fensterbank sitzend, sah auf das Mädchen hinunter. „Das ist Maria Veneziano, die nach des Vaters Prozeß jetzt des öfteren nach La Fraccia kommt. Guten Tag, Maria“, rief er, „hat Onkel Primo Dich aufgegriffen?“

Der Arzt und das Mädchen sahen hinauf. „Guten Tag, Carlo! Ja, er hat mich in La Fraccia angetroffen und mich mitgenommen.“

Die Bier trafen sich am Tisch, den Martha im großen Gartenzimmer gedeckt hatte. „Weil es noch so schön und warm ist“, sagte sie, während sie den Risotto reichte, „damit Ihr Euch für den Winter mit Sonnenwärme vollsaugen könnt.“ Sie setzte sich, nachdem sie alles versorgt hatte, mit an den Tisch und sprach freundlich mit Maria.

„Es hat Ihnen Freude gemacht, daß Carlo in die Ferien gekommen ist?“

Maria rückte auf ihrem hochlehnigen Stuhl hin und her. Sie fuhr sich mit der Serviette über den Mund, bevor sie antwortete. Dann atmete sie tief und sagte: „O ja, sehr. Er hat uns viel erzählt und ich kann mir manches von dem, was ich aus seinen Briefen nicht verstand, jetzt gut vorstellen.“

„Was zum Beispiel“, fragte der Arzt und zog die mächtigen Nasenflügel hoch, während er Wein ausschänkte.

Maria wiegte den Kopf. „Ich weiß, was etruskisch ist und weiß auch, daß eine Frau eine große Arbeit über die Etrusker geschrieben hat.“

„Was ist denn etruskisch?“ erkundigte sich Remo und zog die Augenbrauen zusammen.

„Das, was in der Erde ist und nichts Bestimmtes ist“, behauptete Maria und löste ein Gelächter aus.

Der Lehrer bestätigte aber die Richtigkeit dieser Erklärung, während er seinen Freund Carlo stillschweigend beobachtete. Er entflieht uns, dachte er. Ein Mann ist nicht so einfach, und je jünger er ist, desto weniger einfach ist er.

Gegen Ende der Mahlzeit brachte die alte Magd ein Telegramm für den Lehrer. Der riß es auf, las es und sah ernst vor sich hin. „Schicksal“, sagte er. „Heute beginnt Italiens Schicksal. Ich muß nach Mailand, und zwar sofort.“

„Was gibts?“ Primo streckte den Medaillenkopf weit vor.

„Wir marschieren.“

„Auf Rom?“

„Auf Rom!“

Der Arzt hob das Glas. „Es lebe Italien!“ Die Bier sprachen ihm nach: „Es lebe Italien!“ Dann schwiegen sie.

Während Remo seine Uniform anzog und sein Gepäck bereitete, half Maria beim Abtragen des Tisches. So konnte Primo sich mit seinem Neffen für ein paar Minuten in das verqualmte Arbeitszimmer begeben.

Primo stand am Fenster und sah hinunter in die Ebene. Nach seiner Gewohnheit sprach er mit abgewandtem Blick. Er horchte auf die Antworten, aber er liebte es nicht, sich durch Bewegungen des anderen in der Zusammenfassung stören zu lassen.

„Ich habe den Eindruck, Carlo“, begann er, während er die Asche seiner Zigarre auf den Boden fallen ließ, „daß die Beziehungen zwischen Deinem Vater und Dir besser geworden sind.“

Ein leichtes Aufstöhnen Carlos ließ den Arzt sich umwenden. „Nun?“ fragte er und sah dem Neffen scharf in die Augen. Der Jüngling spielte mit den Gerätschaften des Schreibtisches. Dann hob er den Kopf und sagte bestimmt: „Sie haben sich auf alle Fälle nicht verschlechtert, Onkel Primo. Ich wünschte, sie wären gut. Aber sage selbst: wie sollen sie jemals gut werden?“

Wieder wandte sich der Arzt der Landschaft zu. „Ich sehe nicht ein, Carlo, warum sie nicht gut werden sollten. Du wirst langsam begreifen, daß Dein Vater das Gut Deiner Mutter in die Höhe gebracht hat, daß er für zwei Dinge gelebt hat: Erde und Arbeit.“

„Und für zwei Menschen nicht gelebt hat: für seine Frau und seinen Sohn.“ Die Augen des Jünglings waren gläserig geworden; er atmete stark.

Ein Kopfschütteln war die Antwort. „Durch die Arbeit lebte er für Euch. Was wärest Du, was wären Deine Studien ohne ihn?“

„Du hast meine Mutter nicht gesehen, Onkel Primo, wie sie am Morgen ihres Todestages aus dem Schlafzimmer trat. Weiß wie der Schnee, mit schwer zurückgesunkenem Haupt, als ob Erddämonen sie an ihren Haaren nach rückwärts in das Grab zögen. Sie rang nach Luft — nach Leben.“

Der Arzt spielte mit seinem Hörrohr. „Ich weiß am besten, wie krank sie war.

„Das wußte auch der Vater. Aber seine Frau schonen, das kam ihm nie in den Sinn.“ Carlo war aufgestanden und vor einen Kupferstich getreten, welcher den König von Rom in der Wiege darstellte. Carlo hatte die Hände auf dem Rücken ineinandergelegt und sah unbeweglich auf das Bild.

Leise legte ihm Primo die Hand auf die Schulter. „Du bist krank an der Liebe zu Deiner Mutter, mein Junge. Wachte auf Dich, daß Du nicht noch kränker wirst.“

„Warum hat er sich damals nicht wieder eine Rosalie gegriffen? Da wäre es an der Zeit gewesen.“

Der Arzt zuckte die Achseln.

Vor dem Gartentor verabschiedete Carlo sich vom Lehrer. Remo stand aufrecht vor dem Jüngling. „Wieder einmal“, nickte er. „Jetzt, das zweitemal, gehe ich ganz still und ruhig hinaus. Wir wissen ja nicht, wie es wird. Rom oder den Tod! Aber gib mir eine Sicherheit mit auf den Weg. Versprich mir eines, Carlo: Laß es Deinen Vater nicht entgelten, daß er . . .“

Plötzlich errötete der Lehrer und schwieg. Dann wandte er sich rasch zu Primo, der mit einer langen Toscanazigarre zwischen den Zähnen die Maschine prüfte. „Los, Doktor!“

Der Wagen fuhr durch die Zypressenallee davon. Carlo lief auf die Terrasse. Er hörte den Wagen durch Tre Fontane streichen, sah, wie er den Zickzackweg zur Ebene hinabglitt, die Gebiete von La Perla und La Fraccia durchflog und vom Horizont aufgesogen wurde.

„Er entgleitet uns“, sprach der Student für sich hin. Dann sah er, daß auch Martha an der niedrigen Mauer stand. Ihre Blicke hatten sich auf dem vergehenden Punkt am Horizont getroffen.

Sie wandte das Haupt mit feiner, langsamer Bewegung, wie sie die größte Bühnenkünstlerin Italiens dem Lebens-

rhythmus der Menschheit unvergeßlich eingeprägt hat, dem Sinnenden zu.

„Remo entgleitet uns nie“, sagte sie halblaut. „Er trägt in seiner Seele den herben Duft unserer Erde. Und er würde ihn atmen, auch jenseits der Meere. Aber Sie werden uns entgleiten, Carlo. Sie werden den Atem unserer Erde vergessen, dort irgendwo, wo die goldenen Kuppeln der Kirchen sich in eine goldene Himmelslocke drängen, und wo das Meer gold ist und ohne Duft.“

Dann wandte sich Martha langsam der Gartenarbeit zu. Sie bückte sich über Küchenpflanzen, riß hie und da einen Stengel Unkraut aus und sammelte Gemüse in ihre Schürze.

Maria kam aus dem Gartensaal. „Es wird Zeit, Carlo“, rief sie dem in sich versunkenen Jüngling zu, „wir müssen gehen. Die Mutter erwartet mich.“

Noch benommen von Marthas Worten verabschiedete sich Carlo. Martha sah den blaßgewordenen jungen Menschen ruhig und prüfend an, reichte ihm die Hand, küßte Maria auf die Stirn und wandte sich wieder ihrer Arbeit zu. Silbergold hing ihr Haar über den Herbstblumen.

Carlo hatte Maria gebeten, mit ihm den kleinen Umweg über Tre Fontane zu machen. Er wollte an der Steinbank in der Zypressenallee vorübergehen, auf welcher er mit der Mutter geruht hatte, als sie ihn das erstemal zur Schule brachte. So wanderten sie hinter dem längst verschwundenen Feuerwagen her.

„Daß uns einen Augenblick auf der Bank sitzen. Nein, nicht ins Tal hinabsehen.“ Wir wollen sitzen wie damals, dachte Carlo.

Aber vor ihm lagen nicht mehr wie damals grüne Matten mit sanft ansteigenden Weinbergen, sondern verlassene Baracken geisteskranker Soldaten, in denen jetzt Obdachlose hausten; eine Welt von mürrischen Eltern, verwahrlosten

Kindern, von umkämpften Hühnern und Kaninchen. In böse glitzernden Konservenbüchsen vertrockneten rote Geranien.

Es ist nicht mehr damals, dachte der Jüngling bitter. Die Welt ist gemein geworden. Zuweilen überkam ihn das Todessehnen, das sich in der Jugend so eng mit der Liebe verbindet. Angesichts dieses Verfalles überkam es ihn mit lauter Heftigkeit. Und in den Wunsch des Vergehens mischten sich seine Begierden nach der Gegenwart Olgas. So sagte er dann halbblaut, mit dem Kopf nach Ostenweisend: „Dorthin strebe ich. Dort liegt Venedig.“

Das zierliche Mädchen, das mit gekreuzten Händen und Füßen neben ihm saß, nickte und wies mit dem Daumen der Rechten über die Schultern nach Süden. „Dorthin strebt Remo. Dort liegt Rom.“

Wieder schwiegen sie eine Weile. Carlo stützte das Haupt und sah auf die Erde, wo ein Ameisenwolf abwanderte. Es strebte nach der großen Zypresse und nichts schien diesen gemeinsamen Trieb hemmen zu können.

Endlich unterbrach Maria das Schweigen. „Wirfst Du bald nach Padua zurückreisen, Carlo?“

Der Student sah das Mädchen aus seiner gebückten Stellung heraus nicht an. „Liegt Dir daran, daß ich bleibe?“

Diese Frage klang ein wenig herausfordernd, aber Carlo, in seine Gedanken versunken, hatte sie nur gestellt, um irgendeine Antwort zu geben. Er gab sich über die Seelenvorgänge Marias keine Rechenschaft. Maria jedoch nahm die Frage als eine Aufforderung, freier zu sprechen. So atmete sie tief und sagte: „Ja, Carlo, mir liegt daran.“

Dann stockte sie, fuhr aber nach kurzer Pause hastig fort: „Weil ich Dich lieber hier weiß als in Venedig.“ Wenn Du doch schon nicht mit auf Rom marschierst, wollte sie hinzufügen. Aber sie brachte die Worte nicht über ihre Lippen.

„Ich gehe nach Padua, kleine Maria.“

„Von dort ist es nicht weit nach Venedig, Carlo.“

„Sicher werde ich auch nach Venedig reisen. Denn meine Sehnsucht treibt mich nach Venedig. Ich will Venedig erleben, mein Venedig. Jeder Mensch erlebt sein Venedig. Venedig ist immer ein Prüfstein für den Menschen. Die, welche sagen, es sei ein Jahrmarkt, lieben die Jahrmärkte. Aber die Großen aller Zeiten, die in Venedig gewohnt haben, haben die Größe Venedigs geliebt. Ich möchte mich an Venedig kennenlernen.“

„Das ist ein kluger Grund, den Du für diese Reise gefunden hast, Carlo. Wenn aber jene Frau nicht in Venedig wäre, ich glaube nicht, daß Du jetzt Gründe suchen würdest für eine Reise nach Venedig.“

Carlo faltete die Hände hinter dem Kopf. „Vielleicht nicht“, antwortete er.

So wußte Mario denn, daß Carlo bald nach Venedig reisen würde. Die Sechzehnjährige behielt eine Sorge um den jungen Menschen im Herzen. Sie war sich dieser Sorge nicht einmal ganz bewußt; aber ein Gefühl blieb in ihr lebendig: „Es ist gefährlich für ihn.“

Sie schritten weiter durch die Zypressenallee in das Dorf Tre Fontane. Aus einem Haus in der Dorfstraße ertönte ein Grammophon. Von einer klangvollen, weichen Stimme mit edelster Schulung fiel der Glanz einer Arie wie ein Lichtstrahl in die schattige Gasse. Es war das Liebeslied aus einer großen Oper: „O steige auf, du blaue Nacht der Ernte, von tausend weißen Sonnen ausgereift.“ Wundervoll mit ihrer Kraft spielend, hatte die Sängerin das Maß gewahrt; die Arie war breit und fest aufgebaut, in ihren Teilen abgerundet und gesteigert, nach dem gleichen geheimen Maß, nach welchem das Ganze abgerundet und gesteigert war.

Maria blieb erwartungsvoll stehen, und über ihr Gesichtchen glitt der tiefe Glanz edlen Lauschens. „Die Seele Italiens“,

flüsterte sie. Aber noch ehe die Arie vollendet war, quälte sich aus dem gegenüberliegenden Hause ein tierischer Schrei, so daß Maria todeserschrocken nach der Hand Carlos griff. Der Schrei stieg zitternd in die Höhe, hing in einem Kreisfen fest, um zu einem Gebrüll anzuschwellen und endlich zappelnd und dumpf wie in einem Sack zu ersticken.

„Madonna“, flüsterte das Mädchen, „das ist ja entsetzlich!“

Carlo hielt die kleine Hand in der seinen und sah gequält vor sich hin. „Beides war Marcella Costis Stimme.“

„Laß uns weitergehen, Carlo.“

Die beiden schritten schweigend durch das Dorf, über den Kirchplatz und die Fahrstraße hinunter. Erst als sie auf dem Gebiet von La Perla anlangten, wagte Maria zu sprechen.

„War das wirklich beides Marcella Costi? Carlo? Der Gesang und dies — dies — Entsetzliche?“

„Ja, Maria. Die Platte ist vor etwa zwanzig Jahren aufgenommen worden. Du kannst sie in der ganzen Welt hören.“

„Meinst Du, daß sie so schrie, weil sie ihre frühere Stimme erkannt hat?“

Der Jüngling faltete die Hände. „Wenn es wirklich einen Gott gibt, dann hat sie sie nicht erkannt und nur zufällig geschrien. Aber was weiß man?“

„Gott ist wie eine Gartenblume“, antwortete das Mädchen, „er blüht nur, wenn man ihn pflegt. Das weiß ich.“

Der Student lächelte gütig. „Sehr schön hast Du das gesagt, Maria.“ Er wollte wissenschaftlich werden, ließ es aber, als er den festen, nach innen gefehrten Ausdruck in dem durchsichtigen Antlitz des Mädchens bemerkte.

Sie überquerten den Cavour-Kanal und schritten durch abgeerntete Maisfelder La Perla zu.

„Erntet Ihr nicht das ganze Maisstroh?“ erkundigte sich Carlo mit einem Blick auf die Felder.

„Die Mutter läßt seit einigen Jahren einen Teil draußen, läßt Chemikalien darüberstreuen und düngt so den Boden. Es ist das Einfachste, sagt sie.“

„Sehr klug“, nickte der Student, „das sollten wir auch einmal versuchen.“

Sie schritten am Hühnerhof und den Ställen vorüber, dem Wohnhaus von La Perla zu. Der Wein hing noch an der Hausmauer; seine Blätter leuchteten rotbraun, und die Trauben hingen schwer wie Euter hinab. Es ist eine späte französische Sorte, dachte Carlo. Donna Emma wird sie in der Stadt gut verkaufen können.

Donna Emma stand unbeweglich im Flur des Hauses, als die jungen Menschen eintraten. Ihre schönen, nur ein wenig gichtisch gewordenen Hände hatte sie über der Schürze gekreuzt. Langsam löste sie die Rechte aus ihrer Ruhe und hielt sie Carlo hin. „Es freut mich, Carlo, daß Du mich wieder einmal besuchst. Hole Wein, Maria.“

Der Student bat um Kaffee. „Ach ja, ich vergaß ja, daß die Studierten gern Kaffee trinken. Mache einen guten Kaffee, Maria.“

Das Mädchen lief in die Küche, peitschte das Feuer an und klapperte mit den Geräten. Indessen führte Donna Emma den Gast in das Wohnzimmer. Sie wischte mit einem Tuch den strohgeflochtenen Stuhl ab, und Carlo mußte sich ihr gegenüber hinsetzen. Jetzt wird sie gleich von der Halbinsel sprechen, dachte Carlo und legte sich eine Antwort zurecht. Aber Donna Emma sprach nicht von der Halbinsel.

Ihr Oberkörper stand unbeweglich über der Tischplatte; die Hände hielt sie gekreuzt im Schoß. Aber die bläulichen Tiefen ihres Antlitzes lief eine feine Bewegung wie Wind über ein stäubendes Kornfeld. Ihre Blicke verloren sich beim Sprechen in die Weite; nur zuweilen zogen sie sich während des Sprechens scharf zusammen, richteten sich als zwei dunkle

Steine mit weißen Lichtern auf Carlo, um rasch wieder auseinanderzurinnen.

„Wann bist Du denn mit Deinem Studium fertig, daß Du selbst etwas verdienst, Carlo“, fragte sie nach einigen vorbereitenden Worten.

Der Student wiegte den Kopf. „Das läßt sich schwer sagen. In zwei Jahren mache ich mein Examen. Dann hängt es vom Schicksal ab. Wenn ich eine große Arbeit leisten kann, sagen wir, eine Ausgrabung leiten und über sie schreiben kann, dann kann es rasch gehen.“

Die dunkelen Steine leuchteten auf. „Nun ja, bei Dir hat es ja auch keine Sorge. Du bist jetzt neunzehn Jahre alt. In zwei Jahren bekommst Du La Fraccia.“

In zwei Jahren bekomme ich ja La Fraccia, sagte sich Carlo. Da hat sie recht. Daß ich daran nie gedacht habe! Wie sonderbar. Ich habe immer gewußt, daß es mir gehört, aber nie daran gedacht, daß der Vater es mir herausgeben muß. Ob der Vater daran gedacht hat? Aber was weiß man von den Gedanken des Vaters.

Ruhig nickte Carlo. „Ja, in zwei Jahren. Aber das ist noch lange hin.“

„In der Jugend geht die Zeit langsamer als im Alter. Aber auch in der Jugend sind zwei Jahre nicht allzulange. Paß nur auf, daß alles richtig vor sich geht. Der C. C. C. ist ein Held, aber sein Heldentum kostet die anderen zuweilen ein gutes Stück Erde.“

Da war die Halbinsel. Nun wollte Carlo das sagen, was er vorbereitet hatte. Aber das Wort blieb ihm im Halse stecken. O, Donna Emma war klug. Donna Emma war die klügste Frau in der Gegend, das wußte jeder. Aber sie hatte auch immer recht. Und das machte sie gefürchtet. Die Menschen lieben keinen anderen Menschen, der immer recht hat.

Maria brachte den Kaffee. Sie lächelte zufrieden durch die Blechkanne und die Grappaflasche hindurch. Sie setzte die bunten Tassen auf den Tisch und schenkte ein. Ihre Bewegungen waren weich und streichelnd. Carlo verstand, daß der Vater dieses Mädchen gern um sich hatte. Man bemerkte nur das von ihr, was wohl tat.

Nun sprachen sie über den Marsch auf Rom. Nachrichten waren angekommen, daß die Empörer aus allen Teilen des Landes heute gegen Rom marschieren würden. Der König wäre abgesetzt und Italien würde eine Republik. Gerüchte jagten Gerüchte; und jeder wußte etwas Neues, Ungeheures; aber Donna Emma strich mit der Hand durch die Luft. „Was auch wird: wir werden immer Reis bauen, ich in La Perla, Du in La Graccia.“ Sie trank andächtig ihren Kaffee und nickte zufrieden.

„Aber es soll besser werden“, antwortete der Student, „es soll Recht sein, daß jeder lebt; keine Gnade.“

„Das soll es“, — Donna Emma hob die Rechte beim Sprechen gegen Carlo — „und kein Giovanni Meroni soll mehr die Menschen fressen dürfen, weil es ihm Freude macht.“

Der Student schwieg betroffen.

„Hast Du das Heft über Giovanni Meroni gelesen? Es heißt: ‚Tod allen Haijischen!‘“

Carlo schüttelte den Kopf.

„Maria, gib es mir. Es liegt dort auf meinem Schreibsekretär. Danke. Das nimm Dir mit, Carlo. Du bist ja ein Studierter und wirst es rasch gelesen haben.“

„Wer hat es geschrieben?“ Angstvoll klang die Frage.

„Es steht nur darauf: Lehrer R. Aber der weiß Bescheid. Den werden die Haijische wohl schon im Rachen gehabt haben. Lies es nur.“

Der Student steckte das Buch in seine Tasche. Freundlich pries Donna Emma Carlos schönen englischen Anzug, seinen feinen städtischen Schnitt und die weiße Wäsche. „Aber Du hast recht, Dich schön zu machen, Carlo. Der Erbe von La Fraccia darf nicht in Bauernkleidern herumlaufen. Das hätte Deine arme Mutter auch nicht gewollt. Zudem wirst Du feine Freunde gefunden haben, dort in Padua?“

„O ja, Donna Emma. Sie haben mir eben ein Buch gegeben. In diesem Buch steht etwas über Giovanni Meroni; davon hat mir der Lehrer schon gesprochen. Mit der Tochter dieses Giovanni Meroni bin ich sehr befreundet.“

Wieder spigten sich die Blicke Donna Emmas zu weißen Punkten. Maria hob ängstlich das Köpfchen. Aber Donna Emma sprach nicht davon, daß Maria ihr schon von dieser Freundschaft erzählt hatte.

„Die Tochter kann sicher nichts für die Verbrechen des Vaters. Aber die Welt wird sie auch ihr anhängen. Die Welt ist nun einmal so“, erklärte sie ruhig und nahm wieder einen Schluck Kaffee aus ihrer goldgeränderten Tasse.

Carlo erhob sich, dankte für die gastliche Aufnahme und ging durch die Reisfelder nach Hause. Er betrat die Halbinsel und warf einen Blick auf die halbverschütteten Grabenarbeiten, bei welchen damals die silberne Figur gefunden wurde. Das alte Mauerwerk guckte noch aus dem Boden.

... Stieß damals der große Regenbogen nicht gerade hier wieder auf die Erde? Ach, wer weiß, wo ein Regenbogen die Erde berührt. Es könnte überall und nirgendwo sein. Und deshalb könnte auch hier der Regenbogen die Erde berührt haben . . .

Rückweis, von den Wogen des eigenen Blutes angespült, gingen dem erregten jungen Menschen Erinnerungen durch den Kopf an lange Unterhaltungen über spätere Grabungen auf La Fraccia. Nach Plänen und Beschreibungen hatte Nise

der Ansicht Carlos zugestimmt: auf La Fraccia müsse ein etruskisches Heiligtum gestanden haben. Wenn man diese Mauern nach beiden Seiten verlängert, überlegte Carlo, dann würde der Fluß ihre Außenseite bespülen. So wird es damals gewesen sein. Auf der Halbinsel hätte sich also eine Art von Eingangshalle befunden. Dafür sprach auch der Fund der kleinen Kultfigur. Denn in den Eingangshallen der Heiligtümer wurden damals wie heute kleine Nachbildungen des großen Kultbildes im Tempel als Andenken verkauft. Von der Halle aus wäre man über eine Brücke in den Tempel gelangt. Die Reste dieses Tempels müßten unter den Reisfeldern von La Fraccia liegen.

Dem Studenten waren alle Ausführungen des Professors über antike Kultstätten gegenwärtig. Er sah im Geiste die Stufen, welche hinunter zu den Reinigungsbädern des Flusses führten, und er sah das starke, hochragende Heiligtum, dessen Reste liegen müßten unter den von den Reiswässern durchzogenen Schollen. „Wenn Sie wirklicher Archäologe werden wollen, dann müssen Sie neben wissenschaftlicher Genauigkeit auch den Mut zu wissenschaftlicher Phantasie haben“, hatte der Professor eines Tages ganz nebenbei gesagt. Gerade dieser Satz hatte sich fest in Carlos Gehirn eingegraben.

Mit langen Schritten ging der Jüngling neben der Mauer auf und ab. Dann zeichnete er in sein Notizbuch einen Plan der Anlage, brach ein Stück Mörtel aus der Mauer und steckte es zu sich. Von Zeit zu Zeit warf er einen Blick nach La Fraccia hinüber, um zu prüfen, ob ihn jemand von dort aus beobachten könnte. Er wollte nicht beobachtet sein; er wollte seine Arbeit allein machen, und niemand hatte das Recht, ihn zu beaufsichtigen. Nur mit Niße wollte er darüber sprechen. Ja, es war sicher: unter dieser Erde lag ein großes Heiligtum längst verwehter Völker. Mit Niße zusammen würde er es freilegen. Sein Ruhm als Forscher sollte aus-

gehen vom Boden, welcher seiner Mutter gehört hatte, und der nun ihm gehörte.

Rasch war die Dämmerung über das Land gefrohen; die Berge trugen auf ihren Häuptern riesige Wolfenklissen. Carlo stieg zum Flußbett hinunter, durchschritt den halbtrockenen Wasserlauf und stieg am anderen Ufer wieder empor. Er sah im Geiste Olga Meroni diesen Flußlauf durchschreiten; eine Basenmütze auf dem schmalen Köpfchen, den Knabenkörper in einem Ledermantel versteckt; an den schlanken, in den Oberschenkeln kaum stärker werdenden Beinen weiche, hohe Stiefel. Sie wandte den Kopf halb nach rückwärts und sagte ausdrucksvoll: „In der Tat, das ist eine ernste Sache.“

Aus dem hellgelben Lederetui würde sie die Kamera nehmen und Aufnahmen machen; sie würden die Arbeiter ansehen und die tiefen Kanäle ziehen, deren richtige Anlage das erste Geheimnis des Grabens ist. Und wenn dann der Borarbeiter kommen und sagen würde: „Wir sind auf Mauerwerk gestoßen, im Graben 2 oder 3 . . .“ Vielleicht sogar auf Marmor . . .

Sie würden in einem Frühling mit den Grabungen beginnen. Olga und er würden den Vormittag über arbeiten und ihr Mittagsmahl auf der Halbinsel nehmen, allein, unter dem Schleier von grünenden Weiden und holdem Gestrüpp.

Was würden sie alles? Sie würden gemeinsam die Resultate der Grabungen von La Traccia veröffentlichen. Carlo sah im Geiste schon das Titelblatt: „E. Corner und O. Meroni, ein etruskisches Heiligtum in der Lombardei.“ Es würde mit schönen Typen gedruckt sein; viele Abbildungen müßte es haben, und auf einer sollte Olga mit darauf sein, ganz zufällig, aber doch für alle Zeiten festgehalten.

Bermutlich würden sie hinter den Grundmauern des Tempels auf eine Totenstadt stoßen. Ein breiter Graben

würde mitten hindurchführen. In dem einen Teil der Totenstadt wären nur Scherben, mit Bändern und Flächen bemalt; in dem anderen aber wertvolle Beigaben, wie es die Nähe des Tempels forderte: goldene und silberne Schlüssel, kleine Figuren aus Elfenbein oder Silber, so wie seine Madonna mit den Fischen, oder goldene Nadeln. Vielleicht — Carlo wagte sich nur zögernd an die Vorstellung heran — vielleicht würden sie sogar im Tempel das große Kultbild finden, die geheimnisvolle Mutter, das letzte Geheimnis, dessen ganzes Wesen Scheu und Sehnsucht in sich vereinigen müßte.

O, heute noch hätte er anfangen mögen mit dieser Arbeit. Olga war ja erfahren; ihr Buch hatte das bewiesen. Und er selbst würde durch diese Arbeit vieles lernen. Durch die Erde lernt man mehr als durch Bücher.

Langsam ging er in der feuchten Abendstunde nach Hause. Wünsche, Hoffnungen und Pläne umflatterten ihn, während gleichzeitig das Dasein des Vaters ihn quälte und er sich in gefesseltem Zorn wand. Seine Lippen sangen während all dieser Gedanken in ewiger Wiederholung: „O, steige auf, du blaue Nacht der Ernte, von tausend weißen Sonnen ausgereift!“

Als er den Hof von La Fraccia betrat, huschte Franziska aus dem Stall. Sie schlich sich an seine Seite und flüsterte: „Willst Du nicht heute nacht zu mir kommen, Carlo?“ Der Jüngling schüttelte im Gehen den Kopf. „Warum nicht?“ fragte Franziska eindringlich. „Ich liebe eine andere, Franziska, und nun laß mich zufrieden.“

Das Gesicht der Magd wurde starr. Dann stemmte sie die Arme in die Seiten und lachte: „Warte Bürschchen, jezt kommt eine neue Zeit. Du wirst vor mir wimmern und um meine Liebe betteln, wenn erst das Volk herrscht. Aber warte! Ich werde Dich wimmern lassen. O, warte!“ Laut schreiend lief sie davon.

Der Vater saß rechnend hinter großen Büchern und schrieb viele Zahlen untereinander. Er hob den Kopf kaum, als Carlo in den halbdunklen Raum trat.

„Warum brüllte die Franziska auf dem Hof? Sie sind alle außer Rand und Band. Ich habe heute vier hinausgeworfen. Sie hielten wilde Reden, drohten, den Hof anzustechen und wollten Geld haben. Die Tucht ging verloren. War oben alles gesund?“

„Ja, Vater. Remo ist abgereist. Primo bringt ihn nach Mailand. Von dort wollen sie heute auf Rom marschieren.“

„Sie haben recht. Die in Rom werden das Volk zu Tode regieren. Wenn man diese Knechtschaft von Paragraphen, Bestimmungen, Verordnungen sieht, dieses Netz kennt, in welchem das lebendige Italien sich verzappeln muß, dann gibt es nichts anderes als sich empören. Um der Empörung der Volksfeinde zuvorzukommen und so das Leben des Volkes zu retten. Möchte Gott mit ihnen gehen.“

Dann wandte sich Gisbert wieder seiner Arbeit zu. Carlo war nicht sicher, ob in diesen Worten des Vaters nicht eine Aufforderung an ihn lag, mit auf Rom zu marschieren. Er ging nachdenklich in sein Zimmer und blätterte in der Broschüre, welche Donna Emma ihm gegeben hatte. Er kam aber nicht weiter damit, denn immer wieder fährten seine Gedanken zu den Grabungen zurück.

Spät abends weilten Vater und Sohn noch zusammen im Saal. Gisbert schloß seine Bücher ab, während Carlo am Kamin hoßte. Er wandte sich nach einer Weile dem Vater zu und fragte halblaut: „Hast Du Nachrichten von Bedeutung erhalten?“

Der Vater hob den Kopf, sah einen Augenblick lang ins Leere und antwortete abwesend: „Nichts. Das Schicksal wälzt sich gegen Rom.“ Dann rechnete er weiter.

Der Student spann sich wieder in seine Gedanken ein. Er stocherte mit einem Eisen im Kamin, aber sein Geist legte immer noch auf der Halbinsel die Gräben für die archäologische Arbeit an. Nach einiger Zeit, in welcher er einen großen Holzloß zum Brennen gebracht hatte, fragte er von neuem mit halber Stimme: „Habt Ihr eigentlich auf der Halbinsel oder aber am anderen Ufer jemals alte Steine gefunden?“

„Viele.“ Der Vater schrieb.

„Ich meine“, begann Carlo wieder, „Marmor oder so etwas Ähnliches.“

„Woher soll denn hier der Marmor kommen?“ Gisbert zog mit einem Lineal einen großen Strich unter seine Zahlen. Carlo beobachtete die Tätigkeit des Vaters aufmerksam. Jetzt prüfte der Vater noch einmal die Addition nach, die er vorher mit Bleistift geschrieben hatte und später mit Tinte unter den Strich setzen wollte. Da war es unangebracht, ihn zu stören. So wartete Carlo unruhig, bis der Vater den Löcher über seiner Rechnung wiegte.

„Es könnte doch sein, daß man hier Marmor findet.“

Gisbert sah auf. „Nein, ich kenne die Erde von La Traccia.“

„Er könnte tiefer liegen.“

„Ausgeschlossen.“

„Vom Standpunkt der Wissenschaft aus ist das nicht ausgeschlossen. Es ist sogar zu vermuten, daß sich auf der Halbinsel und auf dem gegenüberliegenden Stück ein etruskisches Heiligtum befunden hat.“ Carlo sah den Vater erwartungsvoll an.

Gisbert hob den Kopf. Dann lachte er etwas verächtlich. „Ich glaube aller Wissenschaft zum Troß nicht, daß die Alten so unflug waren, ihr Heiligtum an eine Stelle zu legen, die in jedem Frühjahr unter Wasser steht. Und selbst, wenn sie damals Dämme oder sonstige Schutzvorrichtungen gehabt

hätten: die sind im Laufe der Zeit zerstört oder zerfallen. Und dann ist sehr bald auch alles andere abgeschwemmt worden.“

Der Sohn wollte die Wissenschaft verteidigen. Ihr gegenüber durfte der Vater nicht recht behalten. „Ich glaube es trotzdem“, antwortete er. Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „Würdest Du etwas dagegen haben, wenn wir von der Universität aus einmal dort wissenschaftliche Grabungen ansetzten?“

Der scharfe Blick des Vaters, den Carlo so haßte, traf ihn. „Dagegen haben? Für solche Phantasien willst Du mir den Boden umwühlen, die Saaten aufreißen und den Uferschutz zerstören, den ich mit Mühe und Kosten angelegt habe? Du bist wohl verrückt?“

Carlo schwieg mit unbeweglichem Gesicht. Damit war die Unterhaltung beendet. In der Nacht schrieb er, verbittert und empört, ein paar Worte über dieses Erlebnis an Olga. „Ich hatte gehofft, daß wir mit unseren Arbeiten hier bald beginnen könnten. Ich wollte Dich damit überraschen. Aber immer wieder, wenn ich nach dem Vorhergegangenen glaube, auf ein Verständnis rechnen zu können, stoße ich nicht nur auf stumpfe Gleichgültigkeit, sondern auf den heimlichen Widerstand des Halbgebildeten, der sich nicht für geistige Arbeiten erwärmen läßt. Denn das ist ja das, was er nicht haben kann, nie haben wird, unser geistiges Kämpfen. Daher gönnt er es auch uns nicht und hindert uns an unserem Kampf. Ach, Miße, wie ist das alles schwer!“

Der folgende Vormittag schleppte sich hin. Gisbert sprach nur wenige Worte mit Carlo, so daß dieser sich nach einem schweigsamen Mittagessen in sein Zimmer zurückzog. Er sah müde und mißmutig vor sich hin. Als er einen nichts suchenden Blick auf die Tischplatte warf, sah er dort einen langen, schmalen Brief liegen. Von Olga aus Venedig.

Seine Knie begannen leicht zu zittern. Er riß den Brief auf.

Sie hoffe, so schrieb Olga, daß diese Zeilen noch durchkämen. Über La Fraccia gehe der Sturm der Welt wohl ungehört hinweg; in Venedig zitteren die Paläste. Die scharfen Presseangriffe, die gegen ihren Vater gerichtet wären, wirkten sich jetzt als eine Bedrohung gegen das Leben Meronis aus. Man wolle ihn umbringen und sein Vermögen einziehen. Nur die Tatsache, daß er in der Wasserstadt lebe, welche Zusammenrottungen fast unmöglich mache — „übrigens eine interessante Tatsache, die den Historikern Venedigs bis jetzt völlig entgangen ist“ — habe ihn und die Seinen vor tödtlichen Angriffen bewahrt. Da aber ein Teil des Meronischen Vermögens bereits in der Schweiz liege, so beabsichtige der Vater, mit der Familie möglichst bald dorthin zu übersiedeln. Er verhandle augenblicklich wegen rascher Liquidation seiner noch in Italien liegenden Werte und wegen Ankaufes eines größeren Besitztums bei Locarno.

Dieser Brief brachte den Studenten in einen wirren Zustand, der eine Mischung darstellte von Apathie und Raserei. Daß das Leben seiner Nixe bedroht sein könnte, daß sie in ein anderes Land ziehen müsse, daß sie ihre Studien aufgeben werde — daß die ganze Bindung von Geist und Blut zwischen ihnen beiden gestört werden solle, das alles erschütterte ihn. Er fühlte eine vollständige, jugendliche Erschöpfung der Nerven, so daß er zunächst unbeweglich in seinem Stuhl hockte und sich nicht rührte. Allmählich gewann er Urteil und Fassungskraft zurück. Er griff in die Schreibtischschublade und holte die kleine silberne Figur heraus, welche er vor sich hinstellte. Er starrte sie lange an. Aber es lag kein Inhalt in diesem Starren. Endlich ballte er die Fäuste. „Das geht nicht. Ich muß nach Venedig“, sagte er sich.

Aber der Sinn seiner Reise war nicht nur die Sorge um Nife. Benedig selbst war ihr Sinn. Die letzte Unterhaltung mit dem Vater hatte ihn aufgeweckt. Der Vater war Rom, war Erde. Benedig war der Gegensatz zu Rom. Benedig war Wasser. Der Gegensatz gegen den Vater und seine Welt, der sich zu mildern begonnen hatte, hatte sich wieder verschärft. Carlo warf sich vor, daß er weich geworden sei, daß er einen Verrat an sich selbst begangen habe, daß er ein Menschheitsideal verraten wolle an die starren vier Kardinaltugenden, die noch immer über dem Schreibtisch seines Vaters geschrieben standen, und die in das Herz seines Vaters eingemeißelt waren. Aus solchen Gedankenspielereien heraus setzte er sich seine Aufgabe. „Nach Benedig“, sagte er sich, „ich muß es erreichen.“

Er benutzte den Abend, um den Vater langsam mit der Notwendigkeit einer Reise nach Benedig vertraut zu machen. Es war schwer, denn der Vater wollte ihn der Erde verhaften, während er, der Sohn, zum Wasser strebte.

„Was willst Du in Benedig? Benedig ist nicht gut für Dich. Unsere Ziele liegen nicht im Wasser. Du bist spät von dort gekommen und treibst früh wieder dorthin zurück“, sagte Gisbert Corner und sah den Studenten groß an.

Carlo hatte sich vorgenommen, nicht zu lügen. Dieser Kampf sollte mit keiner Lüge begonnen werden. Aber ihm schoß plötzlich die Erinnerung an einen fernen Helden durch den Kopf, den großen Reisenden des Altertums, Odysseus. Was hätte Odysseus, der listenreiche, in diesem Augenblick getan? Er hätte gelächelt und einen Grund angegeben, der ein guter Grund war für ihn selbst, und der sich gut anhörte für den, den er überzeugen wollte.

So antwortete Carlo zurückhaltend: „Spät gekommen bin ich, weil wir noch über das Semester hinaus Studentenhilfsdienst geleistet haben. Ich weiß auch nicht, wann die

Vorlesungen wieder beginnen werden. Würdest Du mir aber erlauben, nicht über meine Reise zu sprechen. Sie hängt eng zusammen mit den großen Ereignissen, die jetzt in Italien vor sich gehen. Es ist eine studentische Angelegenheit.“

Gisbert legte die mit einem grauen Handschuh bekleidete linke Hand auf den Tisch. „Das ist etwas anderes. Wenn ich an meinen eigenen Wasserprozeß denke — an die quälenden Verordnungen und Steuern einer verkommenen Regierung — an die Mißwirtschaft im Lande — die offene Revolution hier im eigenen Haus — an die Mißachtung, die man uns in Versailles entgegengebracht hat — an das Dahinsiechen Italiens — ja, wenn ich könnte, ich marschierte mit auf Rom.“

Carlo schwieg. Benedig.

Nach einiger Zeit fuhr Gisbert fort: „Wann willst Du reisen?“

„Morgen.“

„Von Reisen wird nicht viel die Rede sein. Bis Mailand wirst Du kommen. Von dort wirst Du Dich weiter durchschlagen müssen. Fernzüge nach Benedig werden nicht fahren.“

„Ich nehme nur meinen Rucksack mit. Ich werde marschieren, wenn es notwendig ist. Vielleicht finde ich hie und da ein Lastauto, auf das ich aufsteigen kann.“

„Gut. Wieviel Geld brauchst Du?“

Carlo errötete. Nein. Kein Geld vom Vater nehmen für diese Reise. „Ich habe noch genug.“

„Nimm noch hundert Goldlire.“

„Danke, Vater. Ich komme aus.“

Diese Ablehnung erstaunte Gisbert. Er legte sich am nächsten Tag selbst noch einmal die Frage vor, aus welchen Gründen sein Sohn, ein Student, wohl das Geld zurückgewiesen habe, das er doch sicher brauchen konnte. Aber,

da Gisbert hundert Lire behalten konnte, vergaß er den Zwischenfall. Er sagte sich: „Wenn Carlo in irgendeiner Form für sein Volk ringt, ist er nicht entartet.“

„Entartet ist er nicht, gar nicht“, erwiderte Primo eines Tages, als Gisbert ihm gegenüber die von leiser Angstlichkeit getragene Äußerung gemacht hatte, „aber er ist falsch angelegt.“

„Wie so falsch angelegt, Schwager?“ Der Einarmige wandte sich ein wenig schwerfällig dem Sprecher zu.

Primo blies den Rauch der langen Zigarre gegen das Holzbrett mit den Namen der römischen Tugenden. „Später werden wir einmal Gelegenheit haben, darüber länger zu sprechen. Nur eines will ich Dir heut schon sagen. Ein Kind wird auf das Leben angelegt von einer merkwürdigen Gleichgewichtsbasis aus: von den guten Beziehungen der Eltern zueinander. Weder ist es der Vater, noch die Mutter: es sind ihre Beziehungen zueinander, die für das Kind entscheidend sind.“

„Meine Beziehungen zu Madeleine . . .“

„Nicht Deine Beziehungen zu Madeleine“, unterbrach Primo hart, „sondern Eure Beziehungen sind unausgereift geblieben. Und das hat Carlo nachzuholen.“

Gisbert schwieg, und Primo ging bald davon. —

Inzwischen war Carlo abgereist. Das Stück Mörtel, das aus den Mauerresten auf der Halbinsel stammte, hatte er mitgenommen. Mit der Bahn kam er nicht weit; sie versagte bald hinter der Stadt. Die große Volksbewegung hatte ihn mit in ihre Strudel gezogen; stundenlang mußte er auf Bahnhöfen warten; er erfuhr, daß den auf Rom Marschierenden kein Widerstand geleistet wurde. In den Stunden des Wartens hatte sich seine Seele hineingesteigert in das große Erleben. Das allgemeine Sehnen, das während seiner Hilfstätigkeit als Trambahn-Schaffner nur schattenhaft an ihm vorübergeglitten war, schien einen Sinn zu erhalten durch die Ver-

kündigung einer neuen Ordnung. Das Volk sollte zu seinem heiligsten Wesen kommen. Es sollte wieder Recht herrschen im Lande; das Recht sollte nicht mehr Spielball der Parteien sein. Recht ist kein Fußball, den man tritt, um Sieger zu werden. Carlos Herz schlug höher bei diesem Gedanken.

Aber das gleiche Herz zog ihn nach Venedig.

Den Rucksack auf dem Rücken, den Hut weit im Nacken, marschierte er, wenn die Züge aussetzten, durch die herbstschweren Felder der Lombardei. Lastautos mit jungen Menschen durchkreuzten das Land. Man nahm ihn gern mit, man jubelte dem Studenten zu, und er ließ sich von der Freude der anderen packen. Die süße Herbstsonne segnete das allgemeine Glück.

So erreichte er nach bewegten Tagen den Rand der Lagune; und eines Abends gelang es ihm, Venedig zu erreichen. Er atmete auf, und fast wäre er niedergekniet, als das Marktboot anlegte. Er lief durch Gassen, er lief über Brücken; er verirrte sich, aber er lief weiter. Seine Taschenlampe rettete ihn, denn die Stadt war ein düsteres Labyrinth. Es war zehn Uhr abends, als er, hin und her gewiesen, am Palazzo Meroni ankam. Eine enge Tür öffnete sich erst auf sein scharfes Klopfen hin. Als er in die gotische Halle trat, vernahm er Musik. Durch einen Diener, der ihn mißtrauisch ansah, ließ er Olga bitten. Sie erschien im Ballkleid und lächelte ihm mit zurückgeworfenem Haupt müde zu. Sie gab sich Haltung, aber ihre Stimme zitterte. „Gut, daß Du kommst. Wir geben ein kleines Fest. Hast Du einen Frack? Natürlich nicht — in dieser Zeit! Aber der Smoak meines Bruders wird Dir passen. James, helfen Sie dem Herrn. Und komme bald, Lieber. Wir wollen schwätzen und tanzen. Deinen Brief habe ich vorgestern bekommen. Wir sprechen noch darüber! Ich freue mich so, daß Du da bist.“ Nach einiger Zeit setzte sie ängstlich hinzu: „Ja, ich freue mich.“

Dreizehntes Kapitel

Das war also Venedig . . . War das der Sinn seiner Irrfahrten? . . . Das war Olga Meroni . . . Carlo sah aus dem Fenster des Zimmers hinaus auf einen kleinen Garten. Ein Garten in Venedig mußte einen fast unerschwinglichen Luxus darstellen. Der Garten war dem Wasser zu abgegrenzt durch herankte, bis zur Fensterhöhe aufgeführte Palastmauern, welche der Erbauer aus weiß Gott welchen Gründen vor ein paar Jahrhunderten hatte stehen und liegen lassen. Die Bäume ballten sich zusammen aus bunter Watte, oder aus Wasser — oder aus farbigem Dunst. Vielleicht waren sie auch aus seinen wirrbunten Gedanken aufgebaut. Am Garten vorüber zöge sich der große Kanal, hatte ihm Olga geschrieben. Richtig, ein paar belichtete Gondeln strichen an der Mauer entlang. Auch die Lichter waren aus Watte, aus Maiswatte, mit hartweißem Eisglanz in der Mitte. Rufe und Geschrei . . . vielleicht irgendeine Neuigkeit aus Rom. Elegant war das Zimmer; schöne englische Möbel . . . Wie der schwarze Smocking sorgfältig auf dem Bett mit dem Moskitoschleier lag! Der Diener verstand das. „Der Herr befehlen wohl auch ein weißes Hemd — die Schuhe werden kaum passen — aber ich hole ein Paar von Herrn Meroni. Natürlich, in dieser Zeit. Nun, wir machen das schon.“

Carlo setzte sich an das offene Fenster und sah auf die ausgebreiteten Kleidungsstücke. In diese geborgte Pracht sollte er seine glühende Seele verlagern — das war also der Sinn. Er kam sich betrogen vor, betrogen um seine Rolle als Retter der Geliebten. Er war nicht gekommen, um im Hause des Haifisches ein kleines Tanzfest mitzufeiern. Sein Herz

schlug, und sein Hirn suchte nach Auswegen. Zurück — weg? Wohin? In dieser Nacht? Die Häuser waren verschlossen, die Straßen düster, die Kanäle schwarz und grauenvoll. Auf einer Treppe übernachten? Um von einer Streife aufgegriffen und eingesperrt zu werden? Der Diener brachte die Schuhe und riet Carlo, der Moskitos wegen, die Fenster zu schließen. Carlo nickte und blieb am Fenster stehen.

Jemand klopfte leise an die Tür. Der Student öffnete. Olga steckte das griechische Köpfchen durch die Türspalte. „Lieber, ich wollte nur sehen, ob Du bald fertig bist.“ Sie glitt rasch in das Zimmer, zog die Tür hinter sich zu und legte ihre schönen schlanken Arme um Carlos Hals. Sie sah ihn mit den großen, schwarzen Augen fast flehend an. Die Brauen, hoch und rund wie Mondsieheln, zitterten ein wenig. Um den kaum geöffneten Mund flackerte ein verquälter Zug. Die Schultern drängten sich wie Früchte aus dem feinen Kleid.

„Es ist lieb, daß Du da bist, Carlo. So lieb!“

Der Student atmete tief, als er die ersehnte Frau an sich fühlte. Aber seine Jugend ließ ihn dieses Glück nicht rein genießen. Er zog die Stirn zusammen. „Hätte ich gewußt, daß Ihr ein Tanzfest gebt, ich wäre mitmarschiert — auf Rom. Ich hatte mir nach Deinem Brief die Dinge hier bedrohlicher vorgestellt.“

„Habe ich Dich von Deiner Pflicht zurückgehalten, Carlo? Ich kann nichts für dieses Fest. Der Vater hat es so gewollt.“ Der Mund schloß sich zu einer feinen, überscharfen Linie. Die Arme sanken langsam nieder.

Carlo sah auf. „Dein Vater hat das Fest gewollt?“

„Ja. Er hat gesagt: ‚Wenn sie kommen, sollen sie uns nicht wie verschreckte Hühner finden.‘“

Straff richtete sich Carlo auf. Sein Blick bekam wieder Glanz. „Das gefällt mir von Deinem Vater. Das hat Sinn. Ich stehe Dir bei, Rufe. Ich bin sofort fertig.“

„Ich warte hier nebenan in meinem Zimmer auf Dich, Carlo. Den Schlipf muß ich Dir ja doch binden. Und dann führe ich Dich hinunter.“ Sie ergriff den Kopf des Freundes, küßte Carlo ganz fein auf die Lippen und ging rasch in das benachbarte Zimmer. Der Duft eines seltsamen Parfüms und das nicht weichende Gefühl ihrer Lippen bannten den Jüngling.

Das ist Venedig. Wie seltsam alles ist. Es ist alles so unsicher. Man weiß nicht, ob man auf einem Schiff ist; man weiß nicht, ob man träumt. Man weiß nicht, ob man wiedergeliebt wird, oder ob das alles nur eine gesteigerte Freundschaft bedeutet. Die Begriffe verschieben sich — Venedig ist unheimlich. Er hielt das Stück Mörtel aus der Mauer der Halbinsel fest in der Hand, als ob er sich aus diesem Rest heimatischer Erde neue Kraft holen wollte. Als er Schritte hörte, steckte er den Mörtel in die Tasche.

Dlga huschte wieder in das Zimmer: „So, Lieber, jetzt halt still. Einen schönen Schmetterling will ich Dir binden. So! Siehst Du! Nun komm.“ Ihre Hände zitterten. Dann stiegen die beiden jungen Menschen über enge Treppen, die mit dicken Teppichen belegt waren, in die erleuchtete, gotische Halle hinunter. Das Mädchen hielt den Freund fest an der Hand; auf einem Treppenabsatz schlang es die Arme um ihn und flüsterte dazu: „Du mußt alles richtig sehen. Heute ist Totentanz im Palazzo Meroni.“ Und dann sagte es vor sich hin: „Ach ja — Du bist da!“

In der Halle hatten sich einige Gäste versammelt; sie standen umher, sprachen leise, und während des Spielens der Musik tanzten sie. Aber die Unterhaltung wollte nicht in Fluß kommen. Carlo erkannte in einem mageren, blassen Gelehrten mit einer Hornbrille den Assistenten seines Lehrers, den Doktor Bessoni. Er ging auf Bessoni zu, sprach ein paar Worte mit ihm und bemerkte nicht, daß der Gelehrte ihn

höhnisch und fast böse ansah. Im Laufe der Unterhaltung zog der Student den Mörtel aus der Tasche, zeigte ihn Bessoni und fragte, ob dieser Mörtel wohl von einem etruskischen Bau stammen könnte. Der Gelehrte schob die Brille in die Höhe. Ein scharfer Blick ging auf Carlo. „Sie wollen graben?“

„Ja.“

„Mit Fräulein Olga zusammen?“

„Ja.“

„Nun, es ist nicht ausgeschlossen, daß dieser Mörtel etruskischen Ursprungs ist.“

Olga trat an die Sprechenden heran. „Ich werde Dich gleich zu Pa bringen, Carlo.“ Sie führte den Freund durch die Gäste hindurch zu einer Nische, in welcher der Commendatore Giovanni Meroni auf einem hochlehnigen Stuhl saß.

Die Nische war mattgrün erleuchtet, und das breite, etwas afrikanische Gesicht Meronis bekam durch diese Beleuchtung einen fast meergrünen Hauch. Der breite Mund des Fünfzigjährigen stand ein wenig schief im Antlitz; die Unterlippe, welche den Blick Carlos zuerst auf sich zog, preßte sich saugend gegen die Oberlippe und leitete den Blick weiter auf die gestülpte Nase und die sehr glänzenden Augen, in denen ein Hauch von Wärme lag. Die Augen hat Nise von ihrem Vater, dachte Carlo, als er Meronis ausgestreckte, breite Hand entgegennahm.

„Sehr freundlich, daß Sie zu unserem Fest gekommen sind, Herr Cornex“, sagte Meroni mit halblauter Stimme, „etwas unbequem. Ich weiß. Nun, alle Änderungen sind unbequem. Man muß warten. Nach einiger Zeit ist das Leben wieder lebenswert.“

Carlo wußte nicht recht, was er auf diese Worte erwidern sollte. Dann entfuhr es ihm: „Sie wissen vielleicht nicht genau, Commendatore, was im Lande vorgeht? Ich bin durch die Ebene gekommen und habe es erlebt.“

„O ja“, nickte der breite Mann, „ich weiß. Ich weiß alles. Es liegt ja in meinem Beruf, alles wissen zu müssen.“

„Pa“, warf Olga ein, „Du erinnerst Dich doch, ich habe Dir von Carlo Corner erzählt, mit dem ich zusammen studiere.“

Der massige Mann blickte den Jüngling mit offenem Mund und zusammengekniffenen Augen an. Dann griff er nach einem Champagnerglas, das neben ihm stand, trank ruhig, setzte das Glas wieder hin und nickte, während er die Augen fest auf Carlo gerichtet hielt.

„Ich weiß. Das ist der junge Mann, mit dem zusammen Du jetzt graben willst.“ Meroni neigte sich, die Lehnen des Stuhles mit den Händen umklammernd, seiner Tochter entgegen.

Olga warf das Köpfchen zurück und nickte kurz. „Jetzt noch nicht, Pa. Ich habe Dir doch vorgestern gesagt, daß wir erst in zwei Jahren beginnen können, wenn Carlo mündig ist und er selbst über sein Gut bestimmen kann. Leider will sein Vater uns die Erlaubnis zum Graben nicht erteilen.“

Meroni wiegte den Kopf. „Glücklicherweise gibt es auch noch liebevollere Väter. Ihr könnt gleich mit eurer Arbeit beginnen. Es ist alles in Ordnung.“ Der Industrielle ließ den Oberkörper nach rückwärts fallen, daß der schwere Kopf nach hinten über die Stuhllehne sank.

Die Tochter winkte dem Freund, der unsicher vor dem seltsamen Erleben stand. Die Audienz bei Giovanni Meroni war beendet. Ein paar Herren liefen auf Olga zu, um sie zum Tanz zu führen. Sie aber hatte, nach allen Seiten bedauernd lächelnd, bereits Carlos Arm ergriffen und versank mit ihm in einen breiten Tango.

Beim Tanz sprachen sie flüsternd miteinander.

„Ach, Miße, daß Du lebst! Sag mir nur einmal, daß Du mich liebst.“

„Ich weiß es. Ich liebe Dich.“

„Dann ist alles gut, Nise. Mich quälten Zweifel.“

„Liebster, ich lebe für Dich. Aber ich brauche Dich auch. Ohne Dich bin ich verloren. Halt mich. Es sinkt alles.“

„Nise, Du mußt glauben. Wir werden leben, Du.“

„Liebster, wir wollen leben. Die Liebe soll uns tragen.“

Olgas schmale Unterlippe zitterte. In den Winkeln des Mundes schien die Angst zu nisten. Carlo sah beim Tanz auf den Haaranfaß der Geliebten, welcher das fahle Weiß der Stirn weiterzuleiten schien als Lichtschimmer in das Blauschwarz des vollen Haupthaares. Bald fühlte er sich außerhalb dieser Welt — er sah nur diese edle, leuchtende Stirn.

„Dort hängt unser Greco. In einer Woche wird er von der neuen Regierung beschlagnahmt sein.“

„Warum?“

„Wie alles hier. Du bist zu Gast bei dem Haifisch Giovanni Meroni, dem König der Haifische, wie die Zeitungen schreiben.“

Den Tänzer packte eine tiefe Angst. „Und Du, Nise? Du? Was wird aus Dir? Ach, Nise, wenn Du nicht weißt wohin, komme zu uns nach La Fraccia.“

Ein feines, holdes Lächeln bewegte die Lippen des Mädchens. „Liebster, Du bist ein guter Mensch. Andere hätten mich auf solche Erklärung hin gleich stehen lassen. Nein, so schlimm steht es nicht mit uns. Seit gestern gehören die Meroni-Werke dem amerikanischen Brown-Konzern. Dieses Haus ist amerikanisches Eigentum; der Vater geht mit uns nach Locarno in die Schweiz. Er ist Bevollmächtigter der Firma für die Schweiz und Deutschland.“

„Und Du, Nise, Du gehst also doch mit nach Locarno?“

Das Antlitz des Mädchens überglänzte ein Lächeln. „Ich bleibe in Padua — weil Du es nun doch schon wissen mußt. Das habe ich dem Vater abgetrotzt. Du hast ja gehört, daß er sagte: ‚Ihr könnt gleich mit Eurer Arbeit beginnen. Es ist alles in Ordnung!‘“

„Das habe ich nicht verstanden, Nife.“

„Ich auch nicht. Aber so ist der Vater. Wir werden es noch erfahren. Warum ich nicht mit ihm gehe? Warum nicht, Carlo Corner?“ Sie tippte ihm leis mit dem Finger auf den Oberarm: „Darum nicht, Carlo Corner!“

Der Leiter der kleinen Musikkapelle, ein krollhaariger Sizilianer, hatte listig beobachtet, wie die anderen Paare vor den beiden Tanzenden zurückgetreten waren. Doktor Bessoni hatte, verärgert, eifersüchtig und in seiner Eitelkeit getroffen, damit begonnen und seine Dame an einen Tisch geführt; die anderen Paare folgten. Man blickte neugierig auf den unbekanntem, jungen Studenten und auf Olga Meroni, welche, unberührt von der Wirklichkeit, über den mächtigen Perserteppich glitten, während versteckte Beleuchtungskörper sie in einem ungewissen, rosigen Licht vereinten. Der Geiger winkte den anderen Musikern mit dem Kopf, und als Olga und Carlo wieder an dem Abendmahlsbild Grecos vorbeiglitten, leitete die Musik über in den weichen Tango: „O, steige auf, Du blaue Nacht der Ernte, von tausend weißen Sonnen ausgereift.“

Carlo zuckte ein wenig zusammen, als die Musik ihn zu tragen begann. Wer hatte noch gesagt: „Das ist Italien?“ — Ja, das war Italien, das Lied Italiens, aus dem herausquoll aller Glanz, alle Kraft, alle Würde der Heimat. Flimmerte nicht die Sonne über der grünen Reissaat, brauste nicht der Sturm durch einsame Felskronen, schlug nicht das Meer an die schlanke Steilküste und ließ sie lächeln gegen den Ansturm der Rösse Poseidons? Und gleichzeitig hörte Carlo das Hämmern der Fabriken, das Singen der Reismädchen, den Schritt der Soldaten, welche alle ein Leuchten einte, das von der Sonne zu kommen schien? Wieder schoß der Gedanke „Rom“ vorüber. Aber er fühlte Olga Meroni, fühlte ihren Atem, das Wunder ihrer zarten, gemäßigten

Bewegungen. Führte er Italien? War Nife nicht das menschengewordene geliebte Land?

„O, Nife“, flüsterte er, „Du bist Italien.“

„Ich bin Deine Welt, Carlo.“

„Meine Welt ist Italien.“

... , der Himmel, der entfernte, in den hinein der Menschheit Sehnen greift. Es sank als Korn das Gold der Sterne nieder ...

„Nife, ich liebe Dich!“

... und breitet aus der Ewigkeiten Welt ...

„Carlo!“

... Dich preisen, Heimat, Deiner Meere Lieder, Und ewig bist Du wie das Sternenzelt.

Der Tanz der beiden wurde zu einem magischen Dahingleiten. Sie spürten einander, versanken ineinander, und ihre Seelen wechselten sich aus. Sie glitten über Meere. Aber fast gleichzeitig kam die Angst über sie, jene Angst einsamer Schiffer, die dem Tode so nahe sind, daß sich Leben und Tod in ihrem Fühlen vereinen.

„Carlo“, flüsterte Olga, „fühlst Du, wie allein ich bin? Ich klammere mich an Dich. Halte mich!“

Der Jüngling nickte. „Ich halte Dich, Nife.“ Aber, fein wie ein Hauch des Meeres durchflatterte ihn der Gedanke: Will sie sich halten lassen? Kann sie sich halten lassen? Ist sie nicht aus einer Welt, deren Wesen nur noch Hauchgebilde sind und nicht mehr greifbar? Die zu Gespenstern wurden und nicht wissen, was Leben ist?

Eine kurze Bewegung Olgas unterbrach seine Gedanken. „Komm, ich führe Dich zu Ma.“ Sie ergriff den Arm des Freundes und leitete Carlo wieder in jene grünliche Grotte, in deren Mitte Giovanni Meroni noch immer thronte. Er hatte die Arme über der Brust verschränkt, unterhielt sich mit dem holzgeschnitzten Amerikaner Brown und stieß aus dem

schiefen Mund halblaute abgerissene Worte hervor, meist Zahlen, ohne sich um seine Tochter und Carlo zu kümmern. Olga leitete ihren Begleiter schein am Sessel Meronis vorbei, zu einem niedrigen Hocker, auf dem eine zarte, blasser Frau saß. Carlo erschrak, aber Olga lächelte der Mutter freundlich zu. „Nun Ma, wie geht es? Bist Du zufrieden?“ flüsterte sie. „Mein Kind, ich bin zufrieden; ich bewundere den Pa.“

„Du bewunderst den Pa hinter seinem Rücken — nun, das kennen wir. Sieh, das hier ist mein Freund Carlo — ach ja, Du hast ihn bei der Regatta gesehen — nun kannst Du ihn auch sprechen — mit ihm werde ich graben.“

„Nehmt Ihr Doktor Bessoni mit?“

„Nein, Ma, wir werden allein graben, ohne den langweiligen Bessoni. Seine Bevormundung paßt mir nicht mehr. Er glaubt, ich könne ohne ihn nicht weiter. Dabei will er nur mit Pas Geld in Afrika graben.“

Die in sich versunkene Frau richtete ihre eng zusammenstehenden grauen Augen auf Carlo. „Wann fangen Sie an?“

Carlo stand ein wenig verlegen vor der Mutter seiner Freundin. „Ich weiß nicht — es handelt sich ja da um die Erlaubnis meines Vaters. Bis jetzt hat er sie noch nicht erteilt.“

Die Frau sah den Jüngling ängstlich an. Ihre Augen gingen in der häßlichen Beleuchtung wie kleine ferne Schiffslichter hin und her. „Aber Olga muß doch die Arbeit machen,“ flüsterte sie und faßte mit ihrer mageren Hand an die Schläfen. „Ihr Vater muß die Erlaubnis geben, Herr Corner. Er bekommt ja auch Geld dafür.“

„Mein Vater will kein Geld. Er will Reis bauen. Er will die Erde.“

Olga bewegte sich unsicher in den Hüften. Sie strich mit der Rechten durch die Luft. „Ma, ich will auf keinen Fall,

daß Carlo mit seinem Vater in Gegenätze gerät. Wir müssen also abwarten, ob er nicht doch noch die Erlaubnis zum Graben gibt. Danach werden wir uns richten.“

Langsam drehte sich ein düsterer Kloß, der über diesen drei Menschen fast unbeachtet gestanden hatte, nach rückwärts, das Haupt Giovanni Meronis. Meroni begann aus schiefem Mund zu reden, halbblau, ausdruckslos, aber zwingend.

„Abwarten? Eine Erlaubnis hat der Herr nicht mehr zu geben. Ich habe bereits verfügt. Die Hypothek auf La Fraccia gehört seit heute der Brown-Company und ist gekündigt worden. Wenn Herr Gisbert Corner mit den Grabungen einverstanden ist, kann sie stehen bleiben. Sonst mag er sehen, wo er in dieser Zeit eine neue herbekommt. Auch Ihr, Kinder, habt ein Recht auf Wirken. Das darf nicht durch den Widerstand eines Eigensinnigen gestört werden.“

Langsam wandte sich dieser schwere, geheimnisvolle Kopf wieder nach vorn; wieder fielen Zahlen und Namen wie fernes Meergeräusch gegen Mister Brown; wieder stand die Lehne des Sessels mit dem kloßigen Haupt düster gegen das matte Licht der Nische.

Was für Nebelhände berühren mich, dachte Carlo. Uralte Welten wurden in ihm lebendig, das Wehren seiner Ahnen gegen die Rohheit tiefer stehender Rassen. Er fühlte in diesem Augenblick, das erstemal in seinem Leben, mit seinem Vater. Was hatte Onkel Primo damals über Meroni gesagt, was Remo? Carlo Corners Seele stemmte sich gegen die Unsicherheit dieser Wasserwelt mit der Festigkeit heimatischer Erde; er fühlte die vier römischen Tugenden — bis von den Lippen der Geliebten das gefährliche Wort fiel: „Ma.“ Nun stand es vor ihm, das Bild seiner Mutter, an jenem entsetzlichen Morgen, als sie, weiß und zitternd aus dem elterlichen Schlafzimmer herausgewankt war, als der Vater

sie umgebracht hatte mit der Keule Tucht und Gerechtigkeit. Er sah sie körperlich vor sich, die feine, totgeweihte Gestalt — er sah die Tote mit dem klagenden Ausdruck der Geopferten, der Ermordeten — er sah sich zu Füßen des offenen Grabes stehen, in das eine müde Sonne zwecklos ihre letzten Strahlen warf. Das Herz begann ihm hart zu schlagen. Sollte auch er gemordet werden, sollte auch ihm das Leben abgeschnitten werden mit den furchtbaren Tugenden, die auf dem Holzbrett standen? O, auch die Gerechtigkeit gehörte zu den vier Tugenden. La Fraccia gehörte ihm. Und wenn er auch erst in zwei Jahren mündig wurde: er mußte jetzt beginnen, sein großes, gewaltiges Leben, dieses einmalige Leben aufzubauen: jetzt mußte die große Auseinandersetzung kommen. Jetzt mußte es hart auf hart gehen. Sein Korn war die Wissenschaft. Nun kamen die Zeiten seiner Saat, seiner Ernte, und dazu bedurfte er ebenso der Erde wie sein Vater. Aber sein Recht war größer als das des Vaters; diese Erde war die seine.

Die Triebe stiegen ihm ins Bewußtsein, wie Triebe das zu tun pflegen in den Zeiten des Jornes und der Leidenschaften. Es waren die Triebe jener Eroberer, die vor Jahrtausenden vom Wall der Alpen in die Ebene hinuntergestiegen waren, und erworben hatten nur aus dem Gesetz der Macht heraus. Was an Möglichkeiten der Feindschaft in ihm lebte, wachte hier in Venedig auf. Die beiden Frauen sahen diesen jungen Menschen fast ängstlich an. Sie erkannten die Kampfbereitschaft seiner Seele; sie spürten das Drängen ungeformter Kraft, das bereit war, Felsen zu zerbrechen.

Eine leise Bewegung ließ die Blicke der Drei nach der Seite gehen. Doktor Bessoni schob sich am Thron Meronis vorüber. Das blasser Gesicht war leichenfarbig und bestand nur noch aus düsteren Flächen und Knochen. Die Augen, in tiefen Höhlen, wurden durch die schwarzgerandete Brille

wesenlos. Die mageren Hände des Archäologen, von Schattenstrahlen durchfurcht wie ein Herbstacker, lagen gewichtslos übereinander. Olga zuckte erschrocken zusammen.

„Ich heirate ihn doch nicht“, flüsterte sie ihrer Mutter zu.

„Darf ich Sie zum Tanz bitten, Donna Olga?“ lächelte Doktor Bessoni und zeigte die auseinanderstehenden gelben Zähne. Die schwarze Höhle des Mundes ließ sie noch gespenstischer leuchten.

„Doktor Bessoni, entschuldigen Sie bitte Fräulein Olga.“ Carlo sprach kurz: „Wir haben Wichtiges zu bereden.“

„Ein Tanz wird sie erholen.“ Bessoni antwortete lächelnd und scharf.

In diesem Augenblick setzte das Orchester wieder ein.

„O steige auf, du blaue Nacht der Ernte,
Von tausend weißen Sonnen ausgereift.
Dich küßt der holde Himmel, der entfernte,
In den hinein der Menschheit Sehnen greift.
Es sank als Korn das Gold der Sterne nieder,
Und breitet aus der Ewigkeiten Welt.
Dich preisen, Heimat, deiner Meere Lieder,
Und ewig bist du wie das Sternenzelt.“

Olga trat dicht an Carlo heran. „Verzeih mir. Ich muß mit ihm tanzen. Heute abend soll ich wohl um mein Schicksal und seine Möglichkeiten tanzen. Mit Dir tanzte ich das Leben — mit ihm tanze ich den Tod.“

Sie hielt Bessoni lächelnd die Hand hin, wandte sich aber noch rasch zu dem Freunde und sagte mit übererregtem Flüstern: „Alles entscheidet sich für Mike auf dem Meere.“ Die Flügel der Augenbrauen stiegen hoch wie die Rahen lateinischer Segel. „Selbst ihr Ja zu Leben, das sie der

Erde abzwängen will, entscheidet sich auf dem Meere Benedig. Nife stammt aus dem Meere. Ihr Wesen ist Meer. Du, mein Land, bändige die Flut. Sie soll Dir Segen bleiben.“ Dann ging sie rasch mit Bessoni zum Tanz.

Scharf stieg das Bild des Deichgrafen Gisbert vor Carlo auf. Zwang auch ihn das Schicksal, gegen eine Flut zu kämpfen? Gegen eine Flut, die er so liebte, daß er wünschte, in ihr zu vergehen? O nein, auch er wollte Deichgraf sein und nicht vergehen. Auch er wollte die Flut bezwingen und eindämmen, wie sein Vater es getan hatte.

„Bleiben Sie bei mir, Carlo Corner“, flüsterte die Mutter, ohne den Blick zu erheben. Sie sprach für Sekunden still vor sich hin; dann hob sie ihre Stimme und fragte ein wenig lauter: „Sie haben Bedenken?“

„Ich habe Sorge wegen der Auseinandersetzung mit meinem Vater.“

Die Frau nickte. „Ich verstehe das.“

In das Schweigen der beiden hinein fiel plötzlich wieder die halblaute Stimme des riesigen Felsblockes, der über Olgas Mutter hing. Giovanni Meroni wandte das Haupt zur Seite und stieß die Worte heraus: „Sie haben Furcht, junger Mann, Furcht vor Symbolen. Seien Sie tapfer und lernen Sie verachten. Das, was Sie Vater nennen, ist nichts als eines der vielen Symbole der Masse. Vernichten Sie das Götzenbild. Wenn es am Boden liegt, werden Sie sehen, daß es hohl ist und tönernerne Füße hat.“

Carlo wußte, daß Tapferkeit von ihm verlangt wurde. Diese letzte Auseinandersetzung mit dem Vater forderte wirkliche Tapferkeit. Mit Gisbert Corner um die Erde ringen, das bedeutete etwas. Selbst Donna Emma Veneziano, dieser Teufel von Weib, hatte den Kampf vergeblich geführt. Er aber wollte siegen.

Olga drängte sich an des Vaters Sessel vorüber und trat an Carlo heran. „Ich habe genug von Bessoni und seinen klappernden Knochen. Sein Geschwätz über Dein Stück Mörtel wurde mir unheimlich. Lächerlich, daß einem so etwas unheimlich werden kann. Aber ich fühle, daß dieses Geschöpf mit jeder Bewegung einen Zwang auf mich ausüben möchte. Es will mich halten, hinabreißen — ich weiß nicht, wohin. Was wird, Carlo?“ Sie hüllte sich fest in einen bunten venezianischen Schal, der mit tropischen Vögeln bestickt war. Je fester sie den Schal um sich zog, desto nackter wurde sie.

Carlo war so verstrickt in den Kampf um Recht und Unrecht, in Gefühle und Triebe, daß er nicht hinauszufinden wußte. Daher rettete er sich in die schöne Wirklichkeit.

„Mife“, lächelte er zitternd, „ich werde alles ordnen. Ich werde zum Vater gehen. Er muß einverstanden sein. Ich werde den Kampf aufnehmen. Für uns!“

Die Mutter starrte mit gesenktem Haupt auf den Boden. Sie sprach vor sich hin, Zahlen, wie sie Meroni hinter ihr sprach, aber geheimnisvolle Zahlen, die 3, die 7 und die 9, aus denen das Schicksal lauter sprechen soll als aus den anderen. Olga achtete nicht darauf. Sie hielt den Blick beobachtend auf die in sich versunkene Mutter gerichtet; gleichzeitig öffnete sie rasch den großen Seidenschal, preßte Carlo fest an sich und hüllte den Schal eng um sie beide.

„Halte mich, Du mein Leben!“ flüsterte das überreizte, gepeinigte Mädchen, ohne den Blick von der Mutter abzuwenden.

„Ich halte Dich, Mife“, stöhnte der Jüngling.

So verharrten sie eine Weile. Als die Frau sich rührte, ließ Olga langsam den Schal von den Schultern des Freundes niedergleiten. Sie ging auf die Mutter zu, legte ihr die Hand vorsichtig auf die Schulter, um sie nicht aus ihren

Träumen zu wecken und flüsterte: „Carlo und ich werden graben.“ Dann gingen die beiden jungen Menschen in die Halle zurück.

Die Halle war leer.

„Was ist?“ fragte Olga. „Sind wir schon allein?“ Ihre Oberlippe sank stark über die Unterlippe, und die Müdigkeit aus den Mundwinkeln verbreitete sich über das ganze Gesicht. Dann preßten sich die Lippen zusammen, daß die schön geschwungenen Kiefer scharf hervortraten.

Carlo schüttelte langsam den Kopf. „Nicht so mißtrauisch sein, Nise.“

„Ach!“ Olga faßte mit zitternder Hand an die weiße Stirn, als ob sie sich besserer Zeiten erinnern wollte, sie aber nicht finden konnte. „Sei Du einmal so reich wie wir. Dann erst wirst Du wissen, was es heißt, bettelarm zu sein. Die Diebe geben sich gegenseitig ab von dem, was sie gestohlen haben — aber die Familie des Haifisches steht außerhalb. Vielleicht hat man geklopft, hat nach dem Commendatore Meroni gefragt — und dann sind sie alle zerstoßen.“

„Warte hier, Nise. Ich werde sehen.“ Carlo eilte Stufen hinauf und hinunter, in die kleine gotische Halle mit den mächtigen Teppichen. An der Tür stand James, in ein Zeitungsblatt vertieft.

„Wo sind die Herrschaften?“ fragte Carlo kurz. Der Diener antwortete höflich. „Im Garten. Vom Marcusplatz her kommen Musik und Jubel. Auf dem großen Kanal liegen beleuchtete Gondeln. Der Auftrag ist da.“

„Welcher Auftrag?“

„Rom ist von den Unseren besetzt. Der König hat den Führer beauftragt, das neue Ministerium zu bilden.“

Der Tragweite dieser Worte war sich Carlo nicht bewußt, aber er fühlte, daß etwas Neues in die Welt gekommen war,

an welchem niemand mehr vorübergehen konnte. Rasch kehrte er in die Halle zurück. Olga stand an eine Säule gelehnt und sah mit unbeweglichem Antlitz, in dem nur die Augenbrauen fast unmerklich wie Schwalbenflügel zitterten, auf den Greco. Als Carlo an sie herantrat, wandte sie ihm langsam das Köpfchen zu. „Nun?“

„Rom ist besetzt. Der König hat den Führer beauftragt, das neue Ministerium zu bilden.“

Müde wandte das Mädchen den Blick wieder dem Greco zu. „Sag es bitte dem Vater.“

Carlo ging in die grüne Nische, blieb am Eingang stehen und verneigte sich. „Fräulein Olga hat mich beauftragt, Ihnen die neuesten Nachrichten zu übermitteln.“

Der große Kopf schob sich nach vorn. „Nun?“

„Rom ist besetzt. Der König hat dem Führer den Auftrag erteilt, das neue Ministerium zu bilden.“

„So. Es wird Zeit.“ Meroni wandte sich nach rückwärts. „Wir fahren in zehn Minuten ab. Olga bleibt also hier. Sie werden so freundlich sein, Herr Corner, und sie nachher in ihren Hausfrauenpflichten unterstützen. Ihre gemeinsame Tätigkeit ist von der Firma Brown vorbereitet worden. An diese Firma hat sich meine Tochter zu halten. Aber Sie können jetzt etwas lernen. Merken Sie sich folgendes für Ihr Leben. Sie werden sicher noch Gelegenheit haben, von dieser Weisheit Gebrauch zu machen: Wenn eine neue Partei ans Ruder kommt, mit der Sie schlecht stehen, dann verschwinden Sie im gleichen Augenblick, in welchem diese Partei Regierung wird. Am ersten Tag herrscht noch Festjubiläum, ein Gottesgeschenk, das Sie benutzen müssen. Wer den Rückzug auf den zweiten Tag verschiebt, hat sich die Folgen selbst zuzuschreiben.“

Meroni hatte diese Worte fast lehrend gesprochen; sie entbehrten nicht der Großartigkeit.

„Würden Sie die Freundlichkeit haben und meine Tochter zu mir bitten?“ fuhr der Sprecher nach einiger Zeit fort. Carlo verneigte sich.

„Gewiß, Commendatore.“

Während Olga mit müde hängendem Haupt zu ihren Eltern ging, um von ihnen Abschied zu nehmen, begab sich Carlo zu den Gästen, die an der Mauer des Gartens standen und auf den Kanal hinausfahen. Vereinzelte Raiketen stiegen in die schwarze Unbegrenztheit der Nacht, lösten sich in weite Buntheit auf, bis ihre glänzenden Reste langsam niedersanken. Höhnische Zurufe wurden aus vorbeifahrenden Gondeln gegen die Gäste Meronis geschleudert, so daß diese sich vorsichtig ins Haus zurückzogen. Die Lust zu bleiben war ihnen vergangen. Sie empfahlen sich in der Halle, erregt lachend und sehr eilig.

Rife hat doch nicht unrecht, dachte Carlo, Meronis sind allein.

„Wollen der junge Herr auch gehen?“ erkundigte sich der Diener mit unbeweglichem Gesicht.

„Ich bleibe hier.“

„Das ist gut.“ James verbeugte sich höflich. Draußen knatterte ein Motor; dann zischte ein Boot davon. Von fern klang noch das Kreischen der Sirene. Dieses Boot fuhr in das Nichts der Nacht.

„Jetzt sind der junge Herr und Fräulein Olga Meroni allein“, meldete der Diener, während er die Lichter löschte. Er sprach ganz ruhig und selbstverständlich, ein Chronist der Geschehnisse.

Ruhig trat auch Olga aus der Halle auf den Flur. Im Gehen berührte sie mit gespreizten Fingern die Säule. Sie nickte James zu und legte Carlo die Hand auf die Schulter. Dann begann sie zu lachen, nicht mehr überreizt oder hysterisch,

sondern aus einer nicht erdgebundenen, überirdischen Heiterkeit heraus. Dieses Lachen kam aus einer Schicht ihres Wesens, die außerhalb ihrer selbst liegen mußte. So müssen Götter lachen, durchschloß es Carlo, wenn sie dem Getriebe dieser Welt zuschauen.

„Du lachst, Nife?“ fragte er erschrocken.

„Ja, Carlo, ich lache. Mir gab ein Gott für eine Minute die Kraft, außermenschlich zu sehen. Ich sah den riesigen Bogen, der Erde und Gottheit verbindet, und sah darunter herlaufen die Gehirnmenschen, die das Ewige industrialisieren wollen. Ich sah die Meroni und Bessoni, die eilends dahin krabbeln, und sah dabei auch die Schwachen im Geist, die hinter ihnen herlaufen — und ganz am Ende sah ich mich.“

Nach einer kurzen Pause fuhr sie fort: „Wir wollen versuchen, uns in die Arbeit zu retten. Und jetzt gehen wir nach oben in mein Zimmer. Gute Nacht, James.“

Nach einer halben Stunde saßen die beiden jungen Menschen in schweren, seidenen Pyjamas in Olga's Zimmer. Durch die Moskitofenster strich ein feiner Wind; ab und zu flatterte noch ein verlorener Gondelruf durch den Raum: „Au=l, au=l . . .“

Olga streckte sich lang in ihrem roten Pyjama. Ihre schmalen Füße stakten in roten Lederpantoffeln. Sie hatte die Zigarette auf einen chinesischen Aschenbecher gelegt, daß der Rauch senkrecht emporstieg. Die Arme hatte sie hinter dem Kopf verschränkt.

Sie sah den Freund aus zusammengezogenen Augen lange an. „Kannst Du das alles in Dein Hirn einordnen?“ fragte sie. „Mir scheint, daß Du noch tastest. Du gehst Schritt vor Schritt, Carlo, und siehst nur das Medusa-Antlitz des Neuen, noch nicht das, was dahinter steht.“

Carlo nickte: „So ist es.“

„Ich sehe mehr, Carlo. Ich sehe, daß ein Perseus dieses Medusenhaupt auf dem Schild trägt, und daß Perseus siegen wird. Rettung gibt es nur hinter dem Schild. Willst Du versuchen, mich hinter diesen Schild zu retten?“

Rasch sprang der Jüngling auf. Er neigte sich über die Freundin und küßte sie auf die Lippen. Olga rührte sich nicht. Dann legte sie langsam die Arme um den Hals Carlos. „Sieh, deshalb hat ich Dich zu kommen, meiner furchtbaren inneren Not wegen. Nicht, weil ich mich etwa fürchtete vor den neuen Herren. Was kann mir viel passieren? Und Pa? Das wußte ich: er steht den Dingen so kühl gegenüber, daß er ihrer immer Herr werden wird. Morgen früh ist er in der Schweiz. Dort ist er sicher. Ma ist bei ihm. Er wird sein Leben so zu Ende leben, wie er es angefangen hat.“

„Nife, ich helfe Dir.“

„Du wirst es schwer haben mit mir, Carlo. Du mußt ein großes Stück Vergangenheit in die Zukunft hineinreißen, Du, der eigentlich nur Zukunft sein sollte. Ich bin sehr egoistisch, daß ich das fordere. Aber“ — Olga zog rasch die Knie an und umschlang sie mit den Armen — „ich — ich will ja nur leben. Denn“, so stöhnte sie auf, „ich bin doch noch jung, und ich liebe das Leben, weil es ‚Du‘ ist.“

Carlo setzte sich auf die Lehne des Sessels und preßte den Kopf des Mädchens an seine Brust. „Wir werden arbeiten, Nife. Morgen reise ich zu meinem Vater und spreche mit ihm. Wir müssen die Arbeiten noch in diesem Herbst beginnen. Vor dem Eintritt des Frostes können wir fertig sein. Im Winter werden wir dann das Buch ausarbeiten. Im Sommer kann es gedruckt werden.“

„Gut bist Du, Liebster. Gib mir den Glauben wieder, Du! Reiß mich, auch gegen meinen Willen, hinein in die alte, neue Religion der Erde. Ich fühle, daß sie die große, einzige Religion ist. Aber noch fehlt mir die Glaubensstärke. — Ach,

ich bin so unglücklich über meinen Unglauben.“ Sie hing schluchzend an seinem Hals.

„Nife, geliebte Nife, glaube doch ein ganz klein wenig. Glaube nur, daß ich will.“

„Ich fürchte mich vor der Erde, Liebster. Wir Haifische sind an das Meer gebunden. Auf der Erde sterben wir.“

Carlo lächelte. „Wir wollen nicht in Bildern sprechen; das führt leicht ins Sinnlose. Nun schlaf, Nife. Wir wollen unseren Regenbogen spannen über Gott, zwischen Erde und Erde. Als Zeichen des neuen Bundes.“

„Auch das ist ein Bild“, lächelte Olga, „aber ein schönes. Schlaf wohl, Geliebter.“

Bierzehntes Kapitel

Am folgenden Morgen erschien ein Polizeikommissar mit zwei Begleitern im Palazzo Meroni. Mister Brown nahm die Herren hölzern lächelnd in Empfang und begrüßte sie im Namen des Brown-Konzerns. Der Kommissar lächelte ebenfalls und zuckte die Achseln. Er unterhielt sich mit Carlo, dessen Wesensart er bald durchschaute und der ihm gefiel, so daß er ihn sogar mit dem Polizeiboot an das Festland brachte, weil die Verbindungen noch unterbrochen waren. Carlo wanderte durch die Herbstsonne Verona zu, dessen Wunderglanz ihn am Abend umfing. In der Nähe der Kirche von San Zeno fand er ein bescheidenes Gasthaus, in welchem es ihn aber nicht lange hielt. Er wollte hören, und deshalb ging er auf die Straße. Bald merkte er jedoch, daß das, was die Menschen erzählten, Gerüchte waren, welche weder der Wahrheit noch dem Mythos nahe kamen. Es tat ihm wohl, als er den Platz vor San Zeno erreichte und vor sich die sichere Größe der Vergangenheit liegen sah: den in San Zeno steingewordenen Mythos südlicher und nordischer Geistesgemeinschaft.

Er schritt langsam über die Kopfsteine des Platzes an die Kirche heran und blieb vor ihrem Portal stehen. Er erinnerte sich, daß vor tausend Jahren deutsche Meister diese Bronze tafeln des Portals gefertigt hatten. Diese Werke griffen ihm ans Herz. Plötzlich aber fühlte er, daß sein Herzschlag stockte. Eine dieser Tafeln stellte eine Frau dar, welche an jeder ihrer Brüste einen Fisch säugte.

Er setzte sich neben den Steinlöwen am Portal und ließ die Darstellung nicht aus den Augen. Was ist das? Was ist das?

Welche ergreifende Verbundenheit der Geister über Jahrtausende hinweg! dachte er bewegt. Der etruskische und der deutsche Meister verkünden das gleiche. Das ist kein Zufall: es ist ein uralter, jetzt nur verschütteter Menschheitsmythos, der vor zweitausend und vor tausend Jahren lebendig war und der heute in mir wieder lebendig wird. Die Darstellung ist eines jener urewigen Symbole, die nur ein Meroni verachten kann.

Ehrfurchtsvoll hob Carlo die Augen zu der Frau mit den Fischen. Er spürte in dem Kunstwerk ausgedrückt die gewaltige Natur, in menschlichem Sinne zwecklos, zwecklos im Zerstören, zwecklos im Erhalten — aber ebenso gewaltig spürte er die Seele Wilhelms des Deutschen, der die Geheimnisse der Natur auf dem Bogen des Geistes überschritten hatte, der nahe gekommen war der ewigen Bewegung und Ruhe im Geiste; nahe gekommen war — Gott. Und der Gnade und Wunder der Gottesnähe zahlen mußte mit der Todestraurigkeit des Schöpferischen.

Am nächsten Morgen zog der junge Wanderer wieder in die Welt der Wirklichkeit, eine Welt, satt von Subel. Nach zweitägigem Irrelaufen traf er an einem trockenen Novembertage in Bergamo ein. Warum bin ich zu Fuß gegangen, fragte er sich. Warum habe ich mich nicht erkundigt, ob die Bahnen fahren? Er hatte wandern müssen; nur gelegentlich hatte er eine Strecke des Weges auf irgendeinem gerade daherkommenden Lastwagen zurückgelegt. Ich wollte sehen, beobachten, entschuldigte er sich wohl vor seinen eigenen Fragen, beobachten, wie es sich für den Historiker ziemt. Aber in Wahrheit wollte seine Seele anderes. Sie wollte aufgehen in der gemeinsamen Freude; wollte sich erlösen aus dem Gehäuse, in das sie eingesargt war. Sie wollte sich als ein Tropfen mitvereinen zu dem großen Sturm der Geister, der Volk heißt; sie war bereit, den ganzen Menschen Carlo

Corner mitzureißen. Aber dieser Mensch stemmte sich gegen den Willen seiner Seele, denn nah und drückend stand vor ihm der Kampf, den er mit dem Vater auszufechten hatte. Dieser Kampf stand ihm beängstigend bevor, und er hätte selbst nicht sagen können, ob aus Furcht oder Ehrfurcht vor dem Vater.

In Bergamo kaufte sich Carlo von einem hinkenden alten Mann, der asthmatisch hustete, eine Zeitung. Er las sie in der Unterstadt, auf einer Bank im noch sonnendurchwärmten öffentlichen Garten, vor dem Denkmal einer Lokalgröße, die mit wallenden Locken und gestauten Hosen irgend etwas zu rufen schien, was aber niemand hörte und nie jemand gehört hatte. Nachdem Carlo die begeisterten Berichte über den Sieg des Volkes gelesen hatte, immer bestrebt, das alles als Historiker zu werten, fiel sein Blick auf ein paar kurze Notizen. Die erste meldete die Ernennung seines Freundes Remo zum Präfecten der heimatlichen Provinz. Die zweite wußte von einem Haftbefehl zu berichten, der an diesem Morgen gegen den Commendatore Meroni ergangen sei. Das Meronische Vermögen, so hieß es weiter, solle vom Staat beschlagnahmt werden.

Carlo dachte an Pluto in der grünen Grotte, der sich jetzt längst in der Schweiz in Sicherheit wiegte. Sein Vermögen war unantastbar. Aber Carlos Freund und Lehrer Remo war Präfect geworden. Das ergriff den jungen Menschen, so daß alle historischen Betrachtungen versanken. Woher konnte der Mann in Rom um Remos Verdienste, um Remos Größe wissen? Fast erschien es dem Jüngling widernatürlich, daß echtes Verdienst auch einmal anerkannt werden sollte. Ist es auch mein Remo, fragte er sich. Aber darüber konnte kein Zweifel herrschen: „ehemals Lehrer in Tre Fontane“ stand hinter dem Namen.

Mit flacher Hand schob Carlo die Zeitung in die Tasche. Das war recht so. Recht. Ihn überkam das Wort „Recht“.

Er führte seine Gedankenkette weiter, die er in Meronis grüner Grotte begonnen hatte. Ja, die Gerechtigkeit, sie gehörte mit zu den vier Tugenden, deren Auferstehung jetzt gefeiert wurde. Recht war erzgehämmerter Geist. Auch er wollte Gerechtigkeit; er wollte nicht dulden, daß Unrecht geschah. Er wollte tapfer sein Lebensrecht verlangen; es sollte nicht untergehen dadurch, daß seine Seele eingetaucht war in die Wogen allgemeiner Freude. Jetzt trieb es ihn zum Bahnhof. Er mußte lange stehen und warten, bis ein Zug kam, der ihn in westliche Richtung führte. Nach übererregter Nacht kam er am folgenden Mittag mit der noch immer in sich zusammenbrechenden Kleinbahn in seiner herbstüberglühnten Heimat an.

Wie immer stand der Stationsvorsteher mit einer roten Rose zwischen den Zähnen auf dem Bahnsteig. Mit der Rechten winkte er das Zeichen zur Abfahrt, mit der Linken umarmte er Carlo. Und ohne die rote Rose zu verlieren, rief er erregt: „Ah, jetzt kommt die große Zeit! Unser Freund Remo ist Präfekt geworden! Welches Glück!“ Carlo nickte hastig.

Er wanderte durch die Pappelallee La Fraccia zu. Die Welt war heute aus Seide, Seide in Hunderten von Farben. Aber diese Seide vermochte nicht, die harten Gedanken des Jünglings zu streicheln. Diese Gedanken blieben geronnen, steinern; er wollte es so, sie mußten es bleiben, sie mußten sogar die bewegte Seele packen und festhalten, denn Carlo ging in einen Kampf, und einen Kampf gewinnt nur, wer seine Seele zu härten weiß.

Das waren die beiden Torpfeiler von La Fraccia, mit ihren abgesprungenen Zementdecken. Zuweilen fuhren die Wagen mit den Raben dagegen, und die Arbeit, welche die Wagen nicht ganz geleistet hatten, leistete dann der Frost. Breite Stücke des Belages waren weggerissen, weggefroren,

so daß die Felsblöcke herauslugten. Eigentlich sind doch die Felsblöcke viel schöner, überlegte sich Carlo; aber er muß ja alles Schöne mit dem Zement seiner Tucht überkleistern. Und dann ist er noch erstaunt, wenn diese Zementtucht einem starken Stoß oder scharfem Frost keinen Widerstand leistet.

Langsam, beinahe zögernd, schritt der Heimkehrer über den Hof; die Kiefer des jungen Menschen preßten sich zusammen, und der Mund wurde schmal. Franziska, die aus dem Hühnerstall kam und eine FutterSchale in die Hüfte gestemmt hatte, blieb stehen, als sie ihn erblickte. „Carlo“, rief sie, „Herr Carlo!“ Ihr breiter Mund stand halb offen, und blieb offen stehen, auch als sie die Schale auf den Boden gesetzt hatte. Sie lief rasch an den Brunnen und wusch sich, immer rufend und nickend, die Hände. Dann ging sie auf Carlo zu und sagte mit rotem Kopf: „Der Herr wird sich freuen. Er hat schon nach Ihnen gefragt. Wirklich gefragt hat der Herr. Und ich! Ach, Herr Carlo, Sie sind zwar jetzt ein Studierter, und auch die neue Zeit wird es wollen, daß die Studierten höher stehen als das gemeine Volk. Aber was kann ich für mein Herz?“

„Wo ist der Vater?“ fragte Carlo kurz in das fiebrige Gerede hinein. Er nannte solche Art Erregungen „Filmwelt der Gefühle“.

„Oben in seinem Zimmer. Er hat gestern einen Brief erhalten, einen dicken gelben Brief. Der hat ihn sehr erregt, und seitdem schreibt er und telephonierte er herum. Ich werde Sie anmelden. Und, nicht wahr Herr Carlo, auch Sie prüfen Ihr Herz?“

„Du wirst mich nicht anmelden. Ich will den Vater überraschen.“

Aus zusammengezogenen Augen traf den jungen erregten Menschen ein wilder, aber unsicherer Blick. Durch ihren

Willen schlägt sie Funken aus ihren Fieberaugen, dachte Carlo. „Gut, dann werden Sie zwei überraschen“, sagte sie hämisch und strich ihren Rock glatt.

„Zwei?“

„Ja, Maria Veneziano ist wieder einmal oben bei ihm.“

Nun geschah etwas Merkwürdiges, dessen sich Carlo selbst kaum bewußt wurde: in seinem Herzen flammte eine ganz feine, sinnlose Eifersucht auf gegen den Vater. Maria Venezianos wegen? Warum? Das Bild Nikes stand fest und leuchtend vor seinem geistigen Auge. Seine Liebe, seine Arbeit, sein Recht — das alles waren nur andere Bezeichnungen für Nike. Und nun zuckte sein Herz, eines Bauernkinds wegen, das den alten Mann betreute und sich von ihm das Holzbrett mit den römischen Tugenden vor den Kopf nageln ließ. Franziska beobachtete den jungen Menschen, während sie auf den Zehen wippte. Soll er nur alle Jugend an sich reißen, dachte sie, wie der Alte alle Erde an sich reiht. Er wird schon reuig zurückkehren.

Carlo nickte Franziska gleichgültig zu, gab sich einen Ruck und sprang die ausgetretenen Stufen zur Loggia hinauf. Das Weinlaub brannte rot; die Trauben hingen noch prall herab. Nach altem Brauch wurden die Trauben auf der Loggia als letzte geerntet, weil sie so schön waren, wenn sie herabhingen. So hatte es der Vater befohlen. Carlo ließ sich keine Zeit; er mußte sein Zögern überstürmen. Er warf den Rucksack auf die Brüstung, klopfte an des Vaters Zimmertür und trat ein.

Der Vater arbeitete am Schreibtisch und sah nicht auf, denn er addierte wieder. Neben ihm, auf strohgeflochtenem Stuhl, saß, in einem schwarzweißkarierten Kleid, Maria und stopfte Strümpfe. Als Carlo eintrat, hob sie rasch den Kopf. Dann errötete sie und sprang auf. Ihre blauen Augen

leuchteten: „Carlo, Du! Commendatore, der Carlo ist zurück. Da ist er!“

Gisbert Corner hob den Kopf von der Arbeit. Über das zusammengezogene Antlitz des Mannes ging etwas wie eine glättende Hand. Er legte die Feder hin und sagte, während er mit der Rechten an die Tischdecke faßte: „Nun? Zurück? Du wirst allerlei erlebt haben. Du kannst uns nachher bei Tisch davon erzählen. Daß Dein Freund Remo Präfekt geworden ist, wirst Du wohl schon gehört haben. Ja, es beginnt wirklich eine neue Zeit. Jetzt muß man, scheint's, erst einmal verrückt gewesen sein, damit man in die höchsten Stellungen des Staates gelangen kann.“

„Ruhig, Commendatore, nicht ärgern“, murmelte Maria kurz, während sie ihre Maschinen zählte. Ihre rote Haarschleife leuchtete, wenn sie beim Zählen den Kopf bewegte. Dann sagte sie: „Remo war Soldat. Alle richtigen Soldaten sind einfach. Was wir brauchen, ist Einfachheit. Das haben Sie selbst immer wieder gesagt, Commendatore. Lassen Sie das auch bei Remo gelten.“

Gisbert lachte halblaut vor sich hin. „Nun, er hat die Dinge gelegentlich etwas zu einfach nehmen wollen. Das nebenbei. Aber dafür habe ich allerlei Verschlungenheiten am Hals. Damit Du es weißt, mein Lieber. Eine amerikanische Gesellschaft, der Brown-Konzern, hat unter der Hand die Hypotheken auf La Fraccia erworben und hat sie mir gekündigt. Nachdem unsere eigenen Haifische weggejagt sind, kommen jetzt neue von der anderen Seite der Welt. In drei Monaten muß ich das Geld beschafft haben. Das kann ich natürlich nicht, denn niemand hat Geld. Dann können die Amerikaner La Fraccia auffressen, und das ist's, was sie wollen. Es steht ernst um uns.“ Die Prothese schob einige Papiere beiseite.

Um uns. Um uns. Carlo kam in Versuchung, dem Vater die Wahrheit mit feinen, gesuchten Worten beizubringen; etwa zu bemerken, daß es ihm durch seine Beziehungen doch vielleicht möglich sein würde, das Übel abzuwenden. Aber diesen Gedanken verwarf er wieder. So wollte er sich jetzt nicht mehr mit dem Manne dort auseinandersetzen. So hatte sich auch der Korporal Gisbert Corner nicht mit seiner Frau auseinandergesetzt. Carlos Herz ging hart. Wer den offenen Kampf umgeht, umgeht die Säuberung.

So nickte der junge Mensch, dem der Vater noch keinen Platz angeboten hatte, kurz und sagte: „Ich weiß.“

Gisbert sah auf. „Was weißt Du?“

„Ich komme aus Benedig vom Commendatore Meroni.“

Langsam ließ Gisbert die Rechte sinken und richtete sich auf.

„Woher kommst Du?“

Marias Augen sahen durch Carlo hindurch ins Leere.

„Woher kommst Du?“ fragte Gisbert nochmals. „Ich habe mich wohl verhört.“

„Du hast Dich nicht verhört, Vater.“ Der Sohn sprach laut und zusammengerissen. „Ich komme vom Commendatore Meroni aus Benedig, dessen Tochter ich von der Universität her kenne. Sie hat ein bedeutendes Buch geschrieben über die Anlage etruskischer Heiligtümer. Nun besteht die gut begründete Vermutung, daß sich unter der Halbinsel unseres Flusses und unter dem gegenüberliegenden Ufer die Reste eines solchen Heiligtums befinden. Dieses Heiligtum freizulegen, wird die Aufgabe von Fräulein Meroni sein. Deshalb hat ihr Vater die Hand auf La Fraccia gelegt. Wenn Du aber die Grabungen gestattest, bleibt die Hypothese stehen.“

Carlo schwieg einen Augenblick lang, weil der Atem ihm auszugehen drohte. Jetzt stand er vor der Gefahr, die eigent-

liche Wahrheit zu verschweigen. Aber er durfte nicht lügen, und so fuhr er, ohne auf die wachsende, sprachlose Wut seines Vaters zu achten, fort: „Die Aufgabe von Olga Meroni — und meine Aufgabe.“

„Und — Deine Aufgabe . . ?“

„Ja, Vater, meine Aufgabe! Denn mit dieser Aufgabe beginnt meine eigentliche Lebensarbeit.“

O, er greift sich an sein Herz, durchzuckte es Carlo. Jetzt merkt er, was für ein Ding so ein Herz ist. Jetzt spürt er es auch. Aber die Zeit für Betrachtungen war kurz. Die Schultern hochgezogen, den rechten Arm senkrecht auf den Tisch gestemmt, mit weit auseinandergehenden Augen, stieß der Commendatore aus breitem Mund einen einzigen, fürchtbaren Schrei aus. Es war nicht einmal ein Schrei; es war ein Urgurgeln, wie es zuweilen aus der Tiefe eines Kraters aufsteigt.

„Du hast diesen Brief — Du hast — Du wußtest — Du steckst dahinter — Du?“ Gisbert war vor Carlo getreten.

„Ich stecke nicht dahinter. Ich wurde von Meroni ebenso vor eine vollendete Tatsache gestellt, wie Du es wurdest.“

„Und Du Lump — Du hast — Du hast ihn nicht erwürgt — Du hast für Deine albernen Arbeiten —“

„La Fraccia gehört mir.“

Da fiel der Schlag. Carlo taumelte. Maria, wachsbleich, packte den Arm Gisberts und rief: „Pfui!“

Carlo blieb still. So mußte es kommen. Er sah noch, wie der Vater, gelb-grün im Gesicht, an den Schreibtisch zurückwannte, wie er über der Tischplatte zusammensank, und wie sich Maria um den sinnlosen Mann bemühte. Carlo verließ das Zimmer, warf seinen Rucksack über die Schultern, und seine Schritte trugen ihn, ohne daß er sie lenkte, ja, ohne daß er von seinem Sein noch wußte, über den Hof,

an der flehenden Franziska vorüber, durch die Felder von La Fraccia zu der echten Feindin seines Vaters, echt in einer Feindschaft, geboren aus Bauernblut, aus dem Kampf um ein Stück Erde — zu Donna Emma Veneziano.

Vor dem Haus der Venezianos blieb er stehen. Die Novembersonne, welche durch die häßigen Maulbeerbäume strich, beleuchtete es matt. Er hat mich geschlagen, sagte sich Carlo halblaut und begann plötzlich trocken zu lachen. Nein, geschlagen hat er mich noch nie; auch nicht, als ich noch Kind war. Wir alle wären nie auf den Gedanken gekommen, daß ich geschlagen würde. Und jetzt schlägt er mich. Weil ich mein Recht verlange.

Dann trat er an das Haus heran und musterte die Holzveranda mit den Burgundertrauben. O ja, Donna Emma verstand ihr Geschäft. Sie verkaufte ihre Trauben auch in den Zeiten der Revolution. Auch Revolutionäre wollen Burgundertrauben essen. Auf der Brüstung der Veranda standen die Versandkörbe; sie sahen aus wie kleine Wiegen.

„Donna Emma!“ rief der junge Mensch.

Donna Emma stand auf dem Balkon. Sie war unhörbar gekommen; sie war da. Ihre Halskrause war weiß wie immer; ihre Schürze war weiß, und die Hände lagen wie immer über dem Leib gefaltet.

„Nun, Carlo“, fragte sie, beim Sprechen den Kopf ein wenig nach links geneigt, „schon zurück?“

„Ich möchte mit Ihnen sprechen, Donna Emma.“

„Ich komme gleich hinunter, Carlo. Geh in das Zimmer.“

Die Frau stellte ihre Versandkörbe langsam übereinander. Sie prüfte den Aufbau und steckte hie und da einen heraushängenden Bindfaden in die Körbe. Dann kam sie langsam die Treppe hinunter, zog ihren gedrehten Haarknoten in den Nacken und trat in das Zimmer. Sie setzte sich still-

schweigend zu Carlo an den Tisch. Sie musterte ihn aus eng zusammengezogenen Augen. Ihr Mund blieb unbeweglich. Erst nach einiger Zeit begann sie zu sprechen. „Nun, Carlo, was gibt es? Du bist erregt.“

Der Student ließ den Kopf auf die Tischplatte fallen. Bald aber richtete er sich auf, fuhr mit der gespreizten Hand durch die Haare und zitterte in seiner noch ein wenig knabenhaften Magerkeit. Endlich sagte er tonlos: „Er hat mich geschlagen.“

Donna Emma hob langsam den Kopf. Dann nickte sie, als ob ihre Rechnung stimmte. „Er hat Dich geschlagen! Sieh an. Neunzehn Jahre bist Du alt. Da schlägt man seine Söhne nicht mehr. Und zumal, wenn sie Studierende sind. Aber, warum hat er Dich geschlagen? Hast Du Dich ehrlos betragen? Hast Du Dich mit Weibern herumgetrieben? Hast Du Schulden gemacht? Antworte, warum.“

„Weil ich graben will, wie ich es gelernt habe . . .“

„Auf meinem und Deinem Grund und Boden?“

„Auf meinem Grund und Boden — auf meinem ganz allein!“ Carlo war aufgesprungen und schrie es Donna Emma entgegen. „La Fraccia gehört mir, die Halbinsel gehört mir — niemand hat mir etwas zu verbieten!“

Donna Emma blieb diesem hemmungslosen Ausbruch gegenüber ruhig. Auch sie kämpfte um ihr Recht, aber anders als diese leidenschaftlichen Corners. Sie hörte stillschweigend zu, als sie Carlo durch kleine Zwischensätze zu einem zusammenhängenden Bericht gebracht hatte. Nachdem der Jüngling mit diesem Bericht fertig war, wandte sie sich ihm zu, indem sie sich ein wenig vom Stuhl erhob und den festen Körper in eine andere Richtung brachte. „Meinetwegen, Carlo, kannst Du ruhig auf der Halbinsel graben. Wenn es Dir nützlich ist, werde ich Dich nie daran hindern. Aber Dein Vater!

O, ich kenne ihn.“ Donna Emma faltete die schmalen, weißen Hände, welche durch einige Gichtknoten entstellt wurden, zum Gebet. „Madonna, Du lehrtest mich ihn kennen.“

„Ihre Tochter Maria ist ständig bei ihm, Donna Emma. Sie können ihm doch im Herzen nicht so feindlich gesinnt sein, wie Sie es jetzt vorgeben, wenn Sie Maria immer wieder zu ihm lassen.“

Emma Veneziano malte mit krummem Zeigefinger Figuren auf den Holztisch. Sie sah diese imaginären Figuren sorgfältig an, hob dann den Kopf aus der weißen Halskrause und erwiderte gesetzt: „Christenpflicht und Behauptung des eigenen Rechts widersprechen sich nicht. Was Maria tut, tut sie mit meinem Wissen und Willen. Ich befolge Gottes Gebote und behaupte mein und Marias Recht. Und was beabsichtigst Du zu tun?“

„Auch mein Recht behaupten, gegen Alle.“ Carlo sah lange durch das Fenster in eine leere Ferne. Wieder spürte er den Schlag. Wahrhaftig, dieser Schlag erlosch nicht. Er brannte neu. Carlo strich sich mit der zitternden Hand über die Wange.

Aber die Ferne, in welche Carlo blickte, blieb keine gleichgültige Ferne. In ihr löste sich ein hellgrauer Punkt zu einer Bewegung; dieses Bewegen wurde ein Mensch, ein Mensch, der lief, in der Flußsenkung verschwand und aus den Weiden wieder auftauchte. Allmählich wurde diese Ferne Nähe; sie wurde ein schwarzweißkariertes Kleid, eine rote Haarschleife. Sie wurde ein Ausdruck von Todesangst im Gesichtchen des laufenden Mädchens, etwas, das ihn, vor allen anderen ihn anging.

Er sprang auf und lief vor die Haustür. „Maria, was ist?“ Maria war stehengeblieben. Sie zitterte, bog sich hin und her und preßte die Fäuste gegen die Brust.

„Carlo! Dein Vater . . .“

„Was ist?“

„Carlo — es ist furchtbar. Er brüllt und schlägt um sich. Ich habe so schreckliche Angst.“ Maria war bis zur Zementtreppe des Hauses gelangt und ließ sich schluchzend auf der untersten Stufe nieder. Ihre Hände flogen wie Weidenlaub im Herbstwind.

Donna Emma war in die Tür getreten. Sie stand dort fest und stark, als ob sie das Schicksal aufhalten könnte. Sie neigte den Kopf zu ihrer Tochter und sagte halblaut: „Beruhige Dich, Maria, und sprich.“

„Geh zu ihm, Carlo“, schrie das Mädchen plötzlich und klammerte sich wie hilfessuchend an den Freund. Sie ergriff seine Hände: „Geh zu ihm, geh zu ihm.“

Aber Donna Emma schüttelte den Kopf. „Das hieße Gisbert oder Carlo zum Mörder machen.“ Sie gab Anordnungen, so ruhig wie damals, als die ungebändigte Natur sich als Hochwasser von den Bergen in die Täler wälzte. „Wer ist bei ihm?“

„Franziska war bei ihm. Sie ist aber davongelaufen. Er hat sie gewürgt und geschrien: ‚Madeleine, Du Bestie, das ist Deine Brut!‘“

Carlo wurde gelbweiß wie der Flußsand. „Das hat er gesagt? . . . Maria, das hat er gesagt?“

„Ach, er hat noch viel mehr gesagt. Ich hoßte in der einen Ecke des Zimmers und versuchte, ihm zuzureden. Aber er wurde immer wilder. Er ballte die Fäuste und schrie: ‚La Fraccia gehört mir!‘ Da habe ich mich davongemacht.“

„Maria, das hat er gesagt?“

„Ja, er hat gesagt: ‚La Fraccia gehört mir!‘“

„Nein, ob er gesagt hat: ‚Madeleine, Du — Bestie?‘“

„Ja, Carlo.“

Inzwischen hatte Donna Emma ihr schwarzes Umschlagetuch geholt. Sie legte es in schönem Dreieck über den Rücken, daß die vielen Fransen sich hin und her bewegten. „Ihr bleibt hier“, befahl sie halblaut. Sie ließ sich telephonisch mit Primo verbinden. Mit ruhiger, ganz selten stoßender Stimme berichtete sie dem Arzt über die Vorgänge in La Fraccia. „Gut. Doktor. Ich gehe hinüber und erwarte Sie. Nein, o nein, mir tut er schon nichts. Vor mir hat er Angst.“ Dann schritt sie, ohne sich umzuwenden, die Treppe hinunter. Das schwarze Dreieck ihres Tuches glänzte in der Sonne auf; die Uferweiden sahen dieses Glänzen in sich ein, bis Donna Emma als dunkle Bewegung jenseits des Flusses wieder auftauchte, langsam Ferne wurde und sich in ihr zu lösen schien.

Die jungen Menschen hockten stumm auf der Treppe von La Perla.

Nach einiger Zeit begann Maria leise: „Mußte das sein, Carlo?“

„Ja, Maria, das mußte sein.“

Das Mädchen strich sich über das dunkle Haar und stützte das Haupt in die Hände. „Vielleicht müssen solche Furchterlichkeiten sein.“ Dann sagte es nur noch: „Ich möchte doch, daß alles gut ist, und alles ist böse.“

„Es ist nicht meine Schuld, daß alles böse ist, Maria.“

„Jetzt glaube ich, Carlo, daß alles Böse ohne Schuld ist. Und das ist das Schrecklichste.“ Sie starrte schweigend vor sich hin.

Auch Carlo schwieg. Aber er schwieg nicht traurig und müde, wie Maria. Er schwieg im Haß. Er konnte nicht heraus aus dem Kreis seiner giftigen Gedanken. Die Härte umgab ihn wie ein Panzer. Was ist denn schon so ein Vater! sagte er sich. Was hat er so Großes getan, daß er mir das Erbe meiner Mutter stehlen darf? Meine Mutter, meine

Mutter — er hat sie ermordet. Das war seine große Tat. Und nun, wo sich sein Schicksal erfüllt, durch den Sohn der Ermordeten, da will ich der göttlichen Gerechtigkeit nicht entgegentreten. Ja, es soll Gerechtigkeit bleiben im Lande.

„Was habt Ihr Studenten eigentlich getan, als die Feinde des Landes streiften und alles, was Jahrhunderte geschaffen haben, vernichten wollten?“

„Das habe ich Dir doch erzählt. Als der Pöbel zerstören wollte, haben wir geholfen, diejenigen Werte zu erhalten, ohne die ein Volk nicht leben kann.“ Der Student sah das Mädchen von der Seite an. Es hatte seine kleinen Hände tief in die Haare gewählt.

„Und was habt Ihr gedacht und gesprochen?“

„Wir wollen, daß unser zerrissenes Volk ein einiges Volk wird.“

„Wenn man helfen will, ein einiges Volk zu schaffen, sollte man da nicht zuerst einmal alle seines Volktes lieben? Auch seinen Vater?“

Carlo richtete sich auf. „Ein Volk werden wollen, heißt zunächst einmal ‚wollen‘; die Schwäche in sich erwürgen. Wer sich dem großen Gedanken widersetzt, wer eigennützig nur nach seinem Vorteil jagt, wer das Gut anderer Volksgenossen an sich reißen will, der wird geächtet.“

„Wie der Commendatore Meroni.“ Maria rührte sich nicht, als sie das bittere Wort hinwarf.

Carlo zog die Füße an den Körper heran. Dann stemmte er die Fäuste auf die Treppenstufe und antwortete hart: „Ja, wie der Commendatore Meroni.“

Maria neigte den Kopf und schlang die Arme um die Knie. Nach einiger Zeit begann sie von neuem: „Der Commendatore Meroni ist nicht krank geworden, als er geächtet war. Dein Vater ist krank geworden, als niemand ihn ge-

ächtet hatte. Denn noch ist er der Herr auf La Fraccia. Noch bist Du nicht mündig.“

„Meine Mutter ist an ihm gestorben. Das ächtet ihn.“

Nun gab das Mädchen es auf, den jungen Menschen zu überzeugen. Maria Veneziano begann einzusehen, daß alles seine Zeit haben muß, Gutes und Böses, daß aber das Böse zunächst sich mehr ausdehnen will als das Gute. Denn das Böse wirkt breit, während das Gute in die Tiefe geht. Darum aber ist für die Dauer das Gute auch fester verwurzelt als das Böse. Und dann ist es stärker.

Nach zwei Stunden kehrte Donna Emma von La Fraccia zurück. Sie kam aus der sinkenden Sonne, die rot hinter der Dunkelheit ihres festen Körpers versank. Sie kommt als die Frau aus der Sonne, die Schwester des Mannes im Mond, durchflog es das erregte Gehirn des Studenten. Die Frau aus der Sonne. So könnte ein etruskisches Lied heißen, ein Lied, wie das von der Jungfrau mit den Fischen, das Lied vom silbernen Figürchen, das auf der umkämpften Halbinsel da drüben gefunden war, der Halbinsel, die ihm gehörte, und die Donna Emma soeben durchquert hatte.

Als sich die Frau dem Hause näherte, erhob sich Carlo und ging ihr entgegen. Donna Emma hielt das schwarzseidene Tuch mit den weißen Händen fest zusammen. Ihr Gesicht war unbewegt; ihre dunklen Blicke wischten rasch über Carlo hinweg. Carlo rührte sich nicht. Er starrte auf den Boden.

Nach einiger Zeit begann Donna Emma: „Du willst wissen, wie es Deinem Vater geht, Carlo?“

Der Student hob rasch den Kopf und biß sich auf die Lippen. „Wie wird es ihm gehen? Schlecht!“

„Es geht ihm schlecht, Carlo. Ich fand ihn in der Ecke sitzend und vor sich hinstarrend. Er hatte sich ein Stück Kreide geholt und malte auf den Fußboden die Stellungen vom

Punto di Lè. Er murmelte Kommandorufe und machte das Maschinengewehrfeuer nach. Dann rief er: „La Fraccia oder den Tod!“ und endlich schrie er, wie die Verwundeten schreien.“

Carlo krallte die Hände. „Weiter!“

„Dein Onkel ist gekommen und hat ihn beruhigt. Er hat ihn mit nach La Voluta hinaufgenommen. Vorher hat er dem Präfekten telephoniert.“

„Dem Präfekten? Remo? Was hat denn der dabei zu tun?“

„Die Zeiten sind glücklicherweise vorüber, in denen es den Präfekten nichts anging, ob ein Held vom Punto di Lè so krank wird, wie Dein Vater es geworden ist. Der Präfekt will mit Dir sprechen. Er wird hierher kommen.“ Donna Emma nahm das schwarze Tuch von den Schultern, legte es sorgfältig zusammen und zog die einzelnen Fransen lang. Dann gab sie das Tuch ihrer Tochter und befahl ihr, es ins Haus zu bringen.

Die Frau stellte sich dicht vor Carlo und sah ihm in die Augen. „Merke Dir eines. Wenn es um die Erde geht, dann behält der Commendatore Corner immer recht. Lieber wird er verrückt, als daß er sein Unrecht einsieht. Was willst Du jetzt tun?“

Der Student kämpfte schwer. Ja, der Commendatore behielt, wenn es sich um die Erde handelte, sogar dann recht, wenn er im Unrecht war. Aber er sollte nicht recht behalten. Recht hat meine Mutter, durchschloß es Carlo. „Ich werde Remo abwarten.“

Während Carlo, die Hände auf dem Rücken, den Kopf gesenkt, auf dem Kiesplatz vor dem Hause auf und ab ging, meldete eine helle Sirene den Kraftwagen des Präfekten. Der Wagen glitt rasch durch die zitternde Herbstsonne und fuhr an der Treppe von La Perla vor. Fahrer und Begleiter trugen das schwarze Hemd. Der Begleiter riß den Wagen-

schlag auf; Remo stieg aus. Auch er trug das schwarze Hemd der Fascisten.

Er war sehr ernst und ging sofort auf Carlo zu. „Was geht vor?“

„Das weißt Du so gut wie ich, Remo. Er will mir das Erbe meiner Mutter nehmen.“

Das Antlitz des jungen Präfecten blieb starr. „Er verwaltet Dein Erbe. Du bist noch nicht mündig.“

„Er will meine Arbeit hindern, aus Bosheit, aus Neid, weil ich studiere.“

„Von dem Geld, das er erarbeitet hat, studierst Du. Du bist vernarrt in die Tochter des Haifisches. Durch sie kommt alles Unglück über Euch.“

Der Student trat dicht an den Präfecten heran. Seine Augen funkelten; er atmete rasch. „Das Unglück kommt durch ihn über uns. Du weißt es am besten, Remo. Du weißt, daß er eine seiner vielen gepriesenen römischen Tugenden nicht kennt, die Milde. Wenn aber im Biergestirn dieser Tugenden eine erloschen ist, dann verflackern auch die anderen. Ihre Größe liegt in ihrer Wechselwirkung.“

„Wir wollen nicht wie Dichter miteinander sprechen“, antwortete Remo kurz. Er wandte sich um und ging ein paar Schritte auf und ab. Donna Emma stand mit gekreuzten Armen an der Tür ihres Hauses; Maria hatte sich an die Mutter gelehnt. Große Tränen liefen ihr über das Antlitz. Sie konnte nur noch weinen. Remo erblickte die Frauen und grüßte sie mit erhobenem Arm.

Das Antlitz des jungen Präfecten war weiß geworden. „Es hat die Farbe des jungen Maisforns“, dachte Carlo. „O nein, er wird nie zugeben, daß ich recht habe. Sie werden ja alle kluge Schweiger, wenn sie sich in die Toga des Magistrats gehüllt haben. Aber er weiß.“

Remo sah ein paar Sekunden lang vor sich auf die Erde. Dann hob er den Blick. „Du wirst diesen Weg, den Du jetzt beschritten hast, nicht zu Ende gehen, Carlo.“

„Was verlangst Du, der das Recht vertreten soll?“

Der Präfekt sah dem Jüngling fest in die Augen. „Das Recht ist klar. Dein Vater ist Dein Vormund. Er konnte so handeln, wie er es für richtig hielt. Aber auch die menschliche Forderung ist klar: Du wirst lernen, die Arbeit Deines Vaters zu ehren, so wie ich sie immer geehrt habe. Und das wirst Du beweisen. Du wirst zunächst einmal durch die Dir nahe stehende junge Dame bewirken, daß die Hypothek auf La Fraccia stehen bleibt.“

„Wenn der Vater die Grabung gestattet. Sonst nicht.“

„Auch die Milde gehört zu den vier römischen Tugenden, wie Du mir eben auseinandergesetzt hast.“

Carlo nickte. „Aber nicht die Schwäche. Man darf nicht alles ertragen. Mir brennt die Wange noch von seinem Schlag. Es rächt sich furchtbar, wenn man alles erträgt.“

Remo wandte sich ab. Er war erschüttert von der Stärke dieses Hasses. Noch ist es nicht möglich, diesen Haß zu vernichten, dachte er; hier bedarf es der Zeit. Er dachte nicht mehr an sein eigenes Erleben mit Gisbert Corner, sondern mit der Stärke seines Glaubens an die guten Kräfte seines Volkes beschloß er, auf das Wunder des Reisens zu rechnen, das sich heimlich vollzieht, heimlich, wie sich in den Reisfeldern das Korn durch trübe Wässer zum Licht quält.

So antwortete er nicht mehr, hob nur grüßend den Arm, sprang in den Wagen und fuhr mit seinem Begleiter davon. Weich zog über die herbstlichen Felder der flatternde Ruf der Silberhupe.

Carlo sah sich verstört um. Langsam wurde er sich seiner Einsamkeit bewußt, welche er sich selbst geschaffen hatte. Es war seltsam: in all dieses Geschehen konnte er das Bild

Nikes nicht hineinstellen. In diesem Kampf war sie ihm nicht nah. Langsam blickte er auf Donna Emma, die starr, mit gekreuzten Armen auf der Treppe stand. „Was nun, Donna Emma, was nun?“ fragte er verloren.

Die Frau wiegte das Haupt mit dem glattgeschittelten Haar. „Du wirst Dich einrichten müssen, Carlo. Mit dem Studium wird es wohl nichts mehr werden.“

„Mit dem Studium nichts mehr werden? Warum nicht, Donna Emma, warum nicht? Antworten Sie!“

Die gichtischen Hände glitten über die gestärkte Schürze. „Im Winter gibt es in La Fraccia zu tun. Der Commendatore wird sobald nicht wieder gesund. Doktor Primo sagt, so etwas wolle seine Zeit haben. Es muß aber jemand in La Fraccia sein, der aufpaßt. Du wirst zwanzig, Carlo. Wenn jemand zwanzig wird, dann kann er sich selbst um sein Eigen kümmern.“

Diese Worte trafen den Studenten ins Herz. Nicht nach Padua? Und Nika? Nun stieg ihr Bild klar und hoch in ihm auf. Leben ohne Nika? Das kann nicht sein. Das ist unmöglich. Fern von Nika — das ist der Tod.

„Ich muß zu Ende studieren, Donna Emma“, rief er zitternd.

„Mußt? Das bestimme ich nicht, und das bestimmst Du nicht, Carlo. Weil Dein Vater lange krank sein wird, bekommst Du einen Vormund. Der wird bestimmen, was Du zu tun hast.“

„Wenn man mir einen Vormund gibt, wird man mir Onkel Primo geben. Und der wird wollen, daß ich studiere. Denn . . .“ er würgte die Worte heraus, „das hat auch der Vater gewollt.“

„Vielleicht.“ Donna Emma zuckte die Achseln und ging langsam und schwer hinauf zu ihren Versandkörben. Aber sie rief Maria nicht zurück, trotzdem sie von der Veranda aus sah,

daß sich ihre Tochter zögernd dem jungen Menschen anschloß, der geistesabwesend nach La Fraccia zurückging.

Maria lief neben dem Freunde her und schwieg. Nach einigen Schritten blieb Carlo stehen, schüttelte den Kopf und sagte: „Es ist furchtbar.“ Er hatte den rechten Fuß auf den Grenzstein vor der Halbinsel gesetzt, wo der kleine Weg durch die Weiden begann, welchen Maria im Lauf der Zeit getreten hatte.

Das Antlitz des Mädchens war starr. Plötzlich legte es die Hand auf das Knie des Freundes und sagte hart: „Muß denn das alles sein? Der Kampf um diesen Grenzstein . . . und Deine Grabungen . . . und der ganze Haß . . .“

„Hier unter uns liegt die Vorhalle des etruskischen Heiligtums“, unterbrach der Student kurz.

„Wie lange liegt sie schon da?“

„Dreitausend Jahre etwa.“

„Dann liegt sie gut. Laß sie liegen.“

„Es ist meine Arbeit, wie die seine der Reis.“

„Dann bearbeite auch Du den Reis, Carlo.“

„Niemals!“ O nein, nur nicht das tun, was der Commendatore Corner getan hat. Er wollte auf seine Art seine Erde erobern. Und wieder sah er Olgas Bild vor sich. Er sah sie über den frühlingduftenden Acker schreiten, mit der Bastenmütze auf den blauschwarzen Haaren, in kurzer Pelzjacke, in weichen hohen Stiefeln; er sah den seltsamen, fremden Ausdruck, den ihr schönes Gesicht bekam, wenn sie nachdachte, und der ihn an den ruhigen Glanz von altem, chinesischem Porzellan erinnerte; er hörte sie befehlen und anordnen und hörte deutlich ihren Jubelruf, wenn die erste Mauer des Heiligtums freigelegt würde.

„Du denkst an die Dame aus Venedig“, fragte Maria gehalten und sah auf die Erde.

„Ja.“

Das Mädchen nickte, ohne den Blick zu heben. „Das verstehe ich. Sie ist sehr schön.“

Sie schritten, jedes für sich in Gedanken versunken, La Fraccia zu. Das Haus lag in hellgrauem Dämmer. Sie sprachen nicht. Sie gingen durch die zerbröckelten Torpfeiler auf den Hof; sie gingen vorüber an den Knechten, die erregt schwakten. Franziska, die sich am Hühnerstall zu tun gemacht hatte, um Carlo zu erwarten, wurde zornrot, als sie ihn mit Maria kommen sah. Aber sie lief auf Carlo zu und jammerte: „Ein schreckliches Unglück . . . Aber seien Sie sicher, ich werde für Sie sorgen.“

„Geh an Deine Arbeit, Franziska.“

„Wer wird Ihnen die Mahlzeiten richten?“ Ein stechender Blick ging hinüber zu Maria Beneziano.

Maria reckte sich. „Ich werde heute alles richten, Franziska. Morgen werden wir dann weiter sehen.“

„Ja, wir werden weiter sehen“, nickte Franziska und lächelte böse.

„Jetzt mache, daß Du zu den Hühnern kommst“, befahl der Student kurz. Er wandte sich um und ließ Franziska stehen.

Das Haus war öde. Es schauderte Carlo, als er die Loggia betrat und in das Zimmer des Vaters hineinsah. Ein umgestürzter Stuhl lag auf dem Boden. Maria hob ihn rasch auf und ordnete die Papiere und Gerätschaften, die im Zimmer verstreut waren. Sie wischte mit einem Lappen die Kreidemalereien Gisberts vom Fußboden weg.

Carlo öffnete die Tür zum Zimmer seiner verstorbenen Mutter. Das Zimmer war nie mehr benutzt worden. Auch hier war der Vater gewesen. Das Bett der Mutter war zerwühlt. Carlo strich die Decken glatt.

Als er in das Zimmer des Vaters zurückkam, hatte Maria flüchtig Ordnung geschaffen. „So, Carlo“, sagte sie ruhig,

„Jetzt nimm ein Buch oder schreibe einen Brief an Fräulein Meroni. Du wirst ihr mitteilen wollen, was sich hier ereignet hat. Ich bereite indessen die Abendmahlzeit. Und dann bleibe ich noch bei Dir, wenn Du es willst.“

Carlo glitt aus seiner geistigen Abwesenheit in die Wirklichkeit zurück. „Das ist lieb von Dir, Maria. Tu das.“

Als er die erste Seite des Briefes geschrieben hatte, rief Primo an. „Carlo“, sagte er ruhig, „wir wollen über den traurigen Vorfall jetzt nicht sprechen. Dein Vater ist ruhiger geworden; er ist schlafen gegangen. Ich habe ihm ein leichtes Mittel gegeben. Er ist überarbeitet und überreizt.“

„Wird die Krankheit lange dauern, Onkel Primo?“

„Das weiß niemand. Insbesondere nicht bei einem alten Soldaten. Es ist etwas Ähnliches wie das, was Remo gehabt hat. Ich weiß damit Bescheid.“

„Ich danke Dir, Onkel Primo. Wirst Du mich morgen aufsuchen?“

„Ja. Wir müssen auch vom Gericht einen Vormund für Dich bestellen lassen.“

„Wird es so lange dauern?“

„Ja.“ Der Arzt sprach sachlich.

„Ich denke, man wird Dich zu meinem Vormund ernennen, Onkel Primo.“

„Ich denke es auch. Nun geh aber bald schlafen. Und überlege Dir einmal, ob Du richtig gehandelt hast.“

„Ich bin überzeugt davon.“

„Dann ist es gut.“ Primos Stimme klang trocken. „Gute Nacht.“

Es war eine seltsame, ja beinahe geheimnisvolle Mahizeit, die Carlo Corner und Maria Veneziano im großen Saal mit dem gemalten Sternenhimmel bei Kerzenbeleuchtung einnahmen. Das elektrische Licht war erloschen, und Carlo wußte nicht mit den Sicherungen Bescheid. Da er Franziska

nicht kommen lassen wollte, so speiste er mit Maria beim Licht der Kerzen. Von Zeit zu Zeit ging sein Blick auf die Wand, als ob er dort das Bild des Commendatore Corner suche. Maria unterhielt den jungen Mann vorsichtig und freundlich. Sie sprach von seinen Studien, und während Carlo vor sich auf den schwach erleuchteten Teller sah, fragte sie ihn über Vergil aus.

„Willst Du mir nicht etwas von Vergil erzählen, Carlo?“

Der Student sah auf und lächelte. „Der Vater hat Dir wohl oft von ihm gesprochen?“

„Ja, Carlo. Aber er hat mir immer gesagt, ich solle warten bis Du zurückkämst. Du könntest mir vieles besser beantworten.“

„So, hat er das gesagt?“

„Ja, er freute sich auch darauf, mit Dir darüber sprechen zu können. Was wollte er doch noch wissen?“ Das Mädchen dachte nach. „Ja, warte mal. Er wollte wissen, warum alle Frauen bei Vergil sterben müssen.“

Carlo zog die Brauen nachdenklich zusammen. „Tun sie das? Ja, wirklich, das tun sie. Nur Lavinia nicht. Aber die ist in diesem Sinne keine Frau. Sie ist Stammutter. Das ist etwas Besonderes. Also das wollte er wissen, Maria? Gerade das wollte er wissen?“

Maria nickte. „Ja, Carlo, das wollte er wissen.“

Carlo stützte den Kopf in die Hände. „Vielleicht, Maria, weil die Götter der Römer strenger geworden waren nach der Leichtsinngigkeit der Götter Griechenlands. Vielleicht hielten die römischen Götter ihre Hände segnend über die Mütter, nicht jedoch über Frauen, welche zwar lieben, aber nicht Mütter sein wollten.“

„Frauen, die nicht Mütter sein wollen, Carlo?“ Maria fragte fast erschrocken, und ihr fester Mund blieb eine kurze Zeit geöffnet. „Gibt es denn das?“

„O, ja, Maria, das gibt es.“

Dann kam die einsame Nacht für den jungen Menschen, die erste einsame Nacht seines Lebens. Er hörte den Holzwurm pfeifen; er hörte die Stunden schleichen; er ahnte den Raßengang der Planeten über dem trüben Sternenhimmel. Zum erstenmal fühlte er die wirkliche, letzte Einsamkeit, die dem Tod so nahe ist. Schemenhaft glitt durch diese Einsamkeit das Bild der toten Mutter, gefolgt von dem blassen Bild eines zarten Mädchens, das aus dem Meere gestiegen sein mochte. Mit zitternden Nerven suchte er das Bild des Mädchens zu beleben. Er suchte es an sich zu reißen. Mit der Peitsche des Willens befeuerte er seine Vorstellungskräfte. „Du lebst, Nife. Ja, du lebst. Es ist alles gut.“ Und dann stammelte er ein Gebet: „Gott, gib mir Nife.“

Als er am nächsten Morgen erwachte, hing vor den Fenstern Nebel, der ihn abschloß von der Ferne und den Höhen. In seinem Kopf nistete weiter die Düsternis der Nacht. Er hatte auf einen Brief aus Padua gehofft; aber der Brief war nicht angekommen. Er konnte auch nicht ankommen, denn noch war die Postverbindung unterbrochen. Es war lächerlich, auf einen Liebesbrief zu hoffen in den Tagen, in denen eine neue Welt geformt wurde. Aber er hatte auf den Brief gerechnet, unsinnig, fast närrisch in seinem Hoffen.

Gegen zehn Uhr erklang vom Hof die Hupe Primos. Carlo ging nicht auf die Loggia, und der Arzt fand seinen Neffen halbangekleidet am Schreibtisch. Carlo schrieb, schrieb Bogen über Bogen, die auf dem Tisch verstreut lagen. Primo stand, fast diktatorisch, vor dem Jüngling und fragte ihn kurz: „Du schreibst an Fräulein Meroni?“

„Ja, Onkel Primo.“

„Ich will mir Betrachtungen darüber schenken, ob Du Dir Deine Korrespondentin besonders glücklich ausgesucht hast. Aber wie dem auch sei: Du mußt jetzt erwirken, daß die Firma Brown die Hypothek auf La Fraccia stehen läßt.

Wenn das nicht gelingt, dann ist La Fraccia in kürzester Zeit Eigentum des Herrn Meroni.“

Mit einem Ruck stieß Carlo den Kopf vor. „Meroni will La Fraccia nicht.“

„Wer sagt das?“

„Das tut er nicht. Er will seiner Tochter und mir die Möglichkeit geben, daß wir wissenschaftlich arbeiten können.“

Der Arzt hatte sich einen Holzstuhl an den Schreibtisch gezogen, hatte eine Toscanazigarre durchgebrochen und entzündete die eine Hälfte mit Sorgfalt. Die andere steckte er in die Brusttasche. Dabei beobachtete er das Gesicht seines Neffen. „Meinst Du, daß Herr Meroni aus Menschenliebe sechzigtausend Lire in die Luft haut? Das wäre das erste Mal, daß dieser Haifisch sich eine Beute entgehen ließe.“

Beide schwiegen. Indessen brachte Franziska Kaffee. „Ich habe ihn gemacht, Herr Carlo, weil ich weiß, daß studierte Herren gern Kaffee trinken, wenn sie etwas zu besprechen haben. Ach, wie schrecklich ist das alles, Don Primo. Unser guter Herr! Aber seien Sie überzeugt, daß ich für unsern jungen Herrn Sorge. Der ist bei mir in bester Obhut.“ Sie stellte den Kaffee auf die Schreibtischdecke, lächelte Primo zu und ging langsam und ein wenig geziert davon.

Der Arzt schwieg hart.

„Onkel Primo“, begann der Student von neuem, „die Sache ist einfach. Wir brauchen für unsere Arbeit nur die Halbinsel und ein kleines Stück der Erde vom gegenüberliegenden Ufer. Für die Ernte macht das fast nichts aus. Zu dieser Arbeit wollte uns Meroni verhelfen. Der Vater will es nur nicht, weil er weiß, daß mir La Fraccia gehört, weil er mich haßt, weil er selbst nicht studiert hat, weil . . .“

Primo wischte mit der Hand durch die Luft und wiegte den Cäsarenkopf. „Ihr beiden habt Euch wie die wilden

Sunde ineinander verbissen, mein Lieber. Nicht der Arbeit wegen, nicht der Ernte wegen wird dieser wahnsinnige Kampf geführt. Nein, seiner Frau, Deiner Mutter, meiner Schwester wegen, die längst unter der Erde liegt. Dieser Kampf hat ihn verrückt und Dich zum Verbrecher gemacht.“

„Onkel Primo!“ Carlo sprang auf. Das Kaffeegeschirr klirrte.

„So ist es, mein Bester. Setz Dich nur wieder hin. Und neben Deinem Verbrechen begehst Du noch die Dummheit, daß Du, blind vor Wut, Dein Eigentum dem Haiisch in den Rachen wirfst!“ Langsam drehte der Arzt die Zigarre in der Hand und strich die Asche an einer billigen Metallschale ab.

Nach einiger Zeit fuhr er ruhig fort: „Ich verlange zunächst nichts weiter von Dir, als daß Du klug handelst. Denn wenn Brown die Hypothek kündigt, schluckt er auch La Fraccia. Sechzigtausend Lire lassen sich heute nicht beschaffen. Meroni wird von Locarno aus erklären: ‚Ich weiß von nichts. Das geht nur Brown an. Ich bin nicht Brown‘. Daß er es doch ist, tut rechtlich nichts zur Sache. So wird es gemacht, Du Esel.“

Carlo war blaß geworden. „Das tut Meroni nicht. Du kennst ihn nicht.“

„Ich kenne ihn und seinesgleichen besser als Du. Jetzt heißt es handeln. Ich werde mich zu Deinem Vormund ernennen lassen. Du wirst Fräulein Meroni mitteilen, daß ich die Erlaubnis zu Euren Grabungen gebe. Dafür wird sie bei ihrem Vater erwirken, daß die Hypothek der Firma Brown auf La Fraccia für zehn Jahre unkündbar ist. Hast Du mich verstanden?“

Nike, durchschob es den Jüngling. Ich muß Dich sehen. So erwiderte er rasch. „Das kann ich alles nicht schreiben. Dazu müßte Fräulein Meroni herkommen.“

„Ich habe nichts dagegen.“ Primo sprach sachlich und wiegte den Oberkörper über gespreizten Beinen. Er war in der letzten Zeit stärker geworden. „Vielleicht erlaubt aber Donna Emma Veneziano, daß Maria gleichzeitig hier im Hause wohnt. Es ist besser, des Geredes der Leute wegen. Wann wollt Ihr mit Eurer Arbeit beginnen?“

„Zunächst müßte ein Grabungsleiter den Platz ansehen. Wenn er sein Gutachten abgegeben hat, würden wir bald anfangen.“

„Im Frühling. Vorher nicht. Jetzt hast Du alle Deine Kräfte auf die Landwirtschaft zu vereinen und Dir bei Deinen Leuten Autorität zu erwerben. Aber lade Fräulein Meroni ein und besprich alles mit ihr. Nach Padua kannst Du den Winter über natürlich nicht.“

Der Student packte die Ecken des Schreibtisches. „Mein Studium, Onkel Primo. Meine begonnenen Seminararbeiten!“

Langsam sog der Arzt an der Zigarre und warf den Kopf zurück, wenn er den Rauch wegblies. „Es geht hier um mehr als um Seminararbeiten über etruskische Heiligtümer. Ich kann mich nicht um La Fraccia bekümmern; ich habe genug anderes zu tun. Du hast Dein Denken der Tat unterzuordnen, wie wir es jetzt alle zu tun haben und wie wir es gern tun. Wir haben gesehen, wohin wir mit dem Gegenteil gekommen sind. La Fraccia gehört Dir. Du bist jetzt alt genug, um selbst dafür zu sorgen.“

Wieder sprang Carlo auf. „Mir graut vor der Einsamkeit. Ich ertrage sie nicht. Sie macht mich krank.“

Der Arzt erhob sich. „Dein Vater hat sie über zwanzig Jahre ertragen. Einsamkeit erträgt man durch Arbeit. Ja, dann gewinnt man die Einsamkeit sogar lieb. Ich werde als Dein Vormund bestimmen, daß Du hier bleibst.“

„Du bist furchtbar, Onkel Primo. Hart, wie Donna Emma Veneziano.“

„Ich bin nicht furchtbar, mein Lieber. Aber ich bin lebenserfahren und nicht weichlich. Als Arzt weiß ich, was Dir droht. Und dem werde ich vorbeugen, indem ich Dich zurückführe auf die Erde, die Dir gehört.“

Trozig schüttelte der Student den Kopf. „Ich bin nicht krank.“

„Du könntest es werden. Wo sind die Grenzen zwischen Krankheit und seelischem Verfall? Dir droht die Krankheit der Entwurzelung. Du bist auf dem besten Wege dahin. Du lebst in luftleeren Räumen, in denen nichts Wurzel fassen kann. Du bist der Wirklichkeit so fern, daß Du es noch nicht einmal für nötig gehalten hast, Dich nach dem Befinden Deines eigenen Vaters zu erkundigen.“

Ein Schütteln packte den jungen Mann. Wie sieht er doch seiner Mutter ähnlich, dachte der Arzt. Und von ihr, nicht von den Corners, stammt auch seine passive Zähigkeit. Ruhig fuhr Primo fort: „Bei allen Widersprüchen zwischen Euch: eine solche Gleichgültigkeit ist unnatürlich.“

„Du hast mir telephonisch gesagt, daß es dem Vater gut ginge“, stotterte Carlo und faltete die Hände auf dem Tisch. Dann griff er hastig nach der Kaffeetasse, stellte sie aber gleich wieder weg.

„Ich habe gesagt: ‚es geht ihm den Umständen nach gut‘, nicht aber: ‚es geht ihm gut‘. Er ist tief getroffen; glücklicherweise habe ich im Kriege manches gelernt. Ich werde ihn wieder herstellen. Nur verlange ich, daß Du mir dabei hilfst. Willst Du das?“

Da warf Carlo den Kopf auf die Arme und begann hemmungslos zu schluchzen. Leise trat Primo an ihn heran und streichelte ihm den Kopf. „Mein Junge, es ist alles sehr schwer. Nun sag mir: willst Du mir helfen?“

Carlo nickte aus seiner Verzweiflung heraus. „Ich will, Onkel Primo. Es ist ja alles so furchtbar. Aber sei sicher: ich will.“

Nun leitete der Arzt die Gedanken Carlos langsam über auf die notwendigen Winterarbeiten für La Fraccia. Carlo hörte zu und begann, sich kurze Notizen zu machen.

„Einen guten Rat gebe ich Dir noch, Carlo. Wirf die Franziska hinaus.“ Carlo sah den Sprecher an: „Ja — aber die hat doch nichts getan?“

„Nein, aber die könnte etwas tun. Entschädige sie und schicke sie weg. Halte Dir alles fern, was in Dein Leben noch weitere Verschlingungen bringen könnte. Glaube mir, Carlo. Fliehe die halben Gefahren. Laß es Dir mit den ganzen genug sein. Franziska ist eine halbe Gefahr für Dich.“

So entließ denn Carlo Corner die Magd Franziska, die weinend und reich beschenkt La Fraccia verließ, wie manche ihrer Vorgängerinnen es verlassen hatten. Sie nahm eine Stellung in der Wirtschaft am Bahnhof an, wo man sie gern anstellte, weil sie viel von La Fraccia zu erzählen wußte. Carlo verfaßte einen neuen Brief an Olga, einen weit ruhigeren Brief als der erste es gewesen war, einen Brief, in welchem er schrieb, daß sein Vater durch Überanstrengung und Erregungen plötzlich nervenleidend geworden sei und daß jetzt die ganze Arbeit auf ihm, dem Sohn, liege. Aber Mife müsse bald nach La Fraccia kommen.

Er bat Donna Emma um die Erlaubnis, daß Maria während des bevorstehenden Aufenthaltes seiner Studienfreundin, Olga Meroni, in La Fraccia Wohnung nähme.

Donna Emma — „Holz und Elfenbein“, dachte Carlo — nickte leicht und sagte: „Doktor Primo weiß, was sich gehört. Gewiß darf Maria während dieser Zeit in La Fraccia wohnen.“ Sie sprach sehr eindringlich, kreuzte die gichtischen Hände über dem Leib und rollte davon wie eine Holzfigur auf Rädchen.

Eines Winterabends kam Olga Meroni mit dem betrunkenen Zug in La Traccia an. Carlo stand zitternd, suchend und erwartungsfrank auf dem Bahnsteig, als sie überheiter und erregt dem Zug entstieg. Sie trug eine blaue Jacke, garniert mit Silberfuchs. Als sie Carlo erblickte, ging ihr edles Gesichtchen rasch in einen Zustand von schmerzlicher Ergebenheit über, der an den schicksalhaften Ausdruck früher Madonnen erinnerte. Der Stationsvorsteher sah fast erschrocken auf die Ankommende; er zog die Augenbrauen in die Höhe, daß sich die rote Nase mit nach oben bewegte. Dann lachte er, während er, eine rote Rose zwischen den Zähnen, das Zeichen zur Abfahrt gab. Die rote Rose war aus Krepp-Papier.

Fünfzehntes Kapitel.

Carlo kutschierte selbst; Olga saß neben ihm mit andächtig gefalteten Händen. Ihre vielen eleganten Koffer mit den bunten Hotelzetteln waren im Wagen aufgetürmt. Die Fahrt ging hindurch durch die Pappelbesen, an feuchten, mit Schneeflecken besetzten Feldern vorüber, durch wässrige Luft. Zunächst schwiegen sie beide, unsicher, angstvoll und innerlich erregt.

Olga hatte keine Vorstellung von dem, was sich an jenem Novembertag in La Fraccia wirklich zugetragen hatte. So begann sie denn ihre Unterhaltung zögernd: „Geht es Deinem Vater besser, Carlo?“

Carlo sah gerade aus. „Es geht langsam, Nise. Maria, Du weißt, Maria Veneziano, ist zuweilen bei ihm in La Voluta. Die beiden waren schon lange befreundet. Ältere Männer haben ja häufig eine Sympathie für ganz junge Mädchen. Maria sagt mir, daß es ihm besser ginge.“

„Und Du gehst nicht zu ihm?“ Olga fragte unsicher.

„Lieber nicht, Nise. Er muß sehr ruhig gehalten werden. Zwischen Vater und Sohn stellen sich allzurasch Gegensätze ein.“

Nach einiger Zeit begann Olga wieder: „Freust Du Dich, Lieber, daß ich gekommen bin?“

Carlo wandte dem Mädchen den Kopf zu. „Ich war krank, als Du nicht da warst, Nise. Die ganze Zeit hindurch war ich krank. Vielleicht verstehst Du das nicht so. Du hast ja noch andere Menschen um Dich; Du kannst mit ihnen über große Dinge sprechen. Ich befehle auf dem Hof; sonst habe ich nur Deine Briefe und meine Bücher. Deine Briefe

sind mein Heiligtum, und Bücher sind schön. Aber, Nise, es kommt doch der Augenblick, in dem man ganz allein ist, wo kein Brief, kein Buch, kein Denken mehr hilft, wo man nur noch den Kopf in die Hände stützt, und den Sand der Zeit durch das Stundenglas sichern läßt. Da gibt es dann nichts mehr als nur die Aussicht auf den sicheren Tod.“

Wieder glitt über Olgas sonst so ruhiges Antlitz der Madonnenausdruck. „Ach, Du Kind“, erwiderte sie halbblaut, „wem sagst Du das? Vergiß doch nicht: ich bin Olga Meroni.“

„Eben. Du bist Olga Meroni, nicht der Commendatore Meroni.“

Leise schüttelte das Mädchen den schönen Kopf. „In dieser neuen Zeit trifft der Blick der Rache nicht mehr den Einzelnen, er trifft die Familie. So, wie vor Jahrtausenden. Das ist das Neue, daß das Alte eben doch wiederkehrt. Das haben wir nicht geglaubt. Wir fühlten uns zu sicher. Und doch ist es so. Und weil es so ist, ist alles, was Meroni heißt, geächtet.“

„So ungerecht, wie Du es annimmst, Nise, ist unser Volk nicht.“

„Es ist so gerecht, Carlo, daß es alles, was Meroni heißt, ächtet. Das Volk greift das Blut an, vor dem es sich fürchtet. Eine Familie, die einen Commendatore Meroni hervorgebracht hat, könnte noch mehr solcher — solcher Menschen hervorbringen.“ Sie stockte, fuhr aber, während sie ihre Handschuhe glättete, nach einiger Zeit leise fort: „Was soll ich tun? Wenn ich wochenlang jeden Tag auf meinem Tisch in der Universität mit Kreide einen Hai Fisch gezeichnet finde? Was soll ich tun, sag's mir. Nach Locarno fahren und im Grand Hotel ein paar lächelnde Gäste mit empfangen helfen, von denen jeder denkt: ‚Wir sind in der Hai Fisch-Familie?‘ Soll ich mich in die Büroarbeit stürzen und einem armen Mädchen seinen Platz wegnehmen? Soll ich bei

einem Professor Privatsekretärin werden? Um etwas Nützliches zu leisten? Nein, nein, Carlo, für mich gibt es nur eines: mich durch eine große Arbeit, welche die Seele unseres Volkes ergründen hilft, reinzuwaschen von der Schande, die Tochter Meronis zu sein. Das ist es, was mich halbbewußt seit langem quält und was mir jetzt ganz klar geworden ist. Sieh, hier in diesem regenschweren Lande geht mir das Herz auf. O, ich liebe es jetzt schon — ich liebe La Fraccia — es ist Dein Land, und durch Dich wird es mir wieder das Recht zum Leben schenken.“

Die großen schwarzen Augen mit den Brauen, kühn geworfen, wie venezianische Brücken, irrten hin und her. Sie schienen nach einem Halt zu suchen in dieser feuchten Welt. Sie gierten nach dem Wunder des Festen, dem Wunder der Erde.

Carlo nahm die Zügel in die Linke und griff mit der Rechten die halboffene Hand der Geliebten. „Mut, Mife, ich helfe Dir.“

Der schmale Körper des Mädchens sank in sich zusammen. „Ja, ja, Carlo. Hilf mir. Allein komme ich nicht mehr weiter. Dann ist es mit mir am Ende. Hilf mir, Du!“

Als der Wagen vor der Treppe des Gutshauses hielt, schritt Maria langsam die Stufen hinab. Das ist Maria? Sie ist ja noch ein halbes Kind, dachte Olga, sie ist verlegen, aber sie zeigt mir gegenüber fast die Würde der Hausfrau. Maria blickte ein wenig scheu auf das schöne junge Mädchen in der blauen Jacke mit dem Kranz von edlem Pelzwerk und zupfte rasch an ihrem dicken Wollkleid. Dann aber trat sie an Olga heran, reichte ihr die Hand und grüßte sie leise und benommen.

„Ich freue mich, Fräulein Maria, daß Sie hier im Hause sind“, sagte Olga einfach und nickte Maria zu. „Es ist gut von

Ihnen, daß Sie gekommen sind, und gut von Ihrer Mutter, daß sie das erlaubte.“

Maria hob das Köpfchen mit einem Nuck. „Auch ich freue mich, Sie zu sehen, Fräulein Meroni. Ich habe schon viel von Ihnen gehört. Aber so schön habe ich Sie mir doch nicht vorgestellt.“

„Ach, Schönheit, was ist Schönheit!“ Olga lächelte fast traurig, riß sich aber gleich wieder aus dieser Trauer heraus und schritt mit Maria und Carlo die Treppe hinauf. Sie nahm ihr Zimmer in Augenschein, bewunderte alles, teils aus Höflichkeit, teils aus dem zitternden Wunsch, Carlos Welt lieben zu lernen, und fand sich bald zum Nachtessen im Saal ein. Sie musterte die Bilder an den Wänden, und ihre Augen ruhten einen Augenblick lang versonnen auf dem Bild Madeleines. Als sie aber merkte, daß Maria sie beobachtete, wies sie mit der Hand auf die gemalte Sternendecke und fragte, ob in der Malerei das Geburtshoroskop des Erbauers festgelegt wäre. Weder Maria noch Carlo wußten ihr zu antworten. „Es ist ja eigentlich auch gleichgültig“, erwiderte sie leichtthin. „Die Malerei ist schön und tut wohl.“

Wie selbstverständlich ging die Führung der Tischunterhaltung auf sie über, während Maria ebenso selbstverständlich die bedienende Magd und die Tafel überwachte. Gelegentlich streute Maria ein Wort in die Unterhaltung ein. Sie fragte Olga, während sie der Magd mit den Augen befahl, ob Bergil auch im Volk noch lebendig sei.

„O, ja“, nickte Olga und preßte die Spitzen der gespreizten Finger gegeneinander, faltete die Hände aber rasch wieder, weil sie fürchtete, ihre kostbaren Ringe allzusehr auszustellen. „O, ja! Er ist noch lebendig. Ganz lebendig ist er. Nicht als Dichter, vielleicht noch hie und da als Zauberer, sicher aber, weil er das Kommen des Heilands verkündet haben soll.“ Sie sah vor sich hin und murmelte halblaut den Vers Bergils:

„Götterschicksal teilt dieses Kind und mustert die Helden, wandelnd in seligem Chor.“ Sie warf einen halbverlorenen Blick auf Carlo, der sie bewundernd anblickte und fuhr dann, lebhafter werdend, fort: „Vor einiger Zeit besuchte ich Mantua, Studien halber, weil ich vermute, daß auch in Mantua einst ein etruskisches Heiligtum gestanden hat. Durch Zufall geriet ich dort in die Paulsmesse. Und denken Sie, in der Messe sang der Chor einen uralten Vers. Ich habe ihn mir gemerkt.

An Vergils, des Dichters Grabe,
Spendete die Tränengabe
Paulus, der sie still vergoß.
,Einsam', sprach er, ,bleibst Du Saulus.
Heute wärst auch Du ein Paulus,
Wärest Christi Streitgenoß!'

Ist das nicht merkwürdig? Ist das nicht schön?"

Maria nickte versonnen. „Das lebt.“ Carlo wiederholte leise die letzten Verse. „Einsam', sprach er, ,bleibst Du Saulus. Heute wärst auch Du ein Paulus, wärest Christi Streitgenoß.“ Plötzlich flüsterte er: „Wir wollen alle zusammenhalten. Nur nicht einsam sein. Nicht so einsam sein — wie der Vater es war.“

Oiga sah Maria an. „Nicht einsam sein will er! Alle will er haben! Carlo, danke Gott, wenn Du einen Menschen findest, der sein Leben lang zu Dir hält.“

Carlo runzelte die Stirn. „Ich verstehe Dich nicht recht, Nise. Ich habe doch Dich.“

„Ich danke Dir, Carlo. Ich bete jeden Tag darum, daß ich Dir alles geben kann, daß ich dieser Mensch für Dich bin.“

Nun lächelte Carlo wieder. „Süße Nise, leidest Du wieder an Selbstunterwürdigungen?" Er ergriff ihre Hand und drückte sie.

Maria schweig und winkte der Magd.

Nach dem Essen breitete Carlo auf dem großen Tisch Karten und Pläne von La Fraccia aus. Olga war inzwischen in ihr Zimmer gegangen; sie kehrte zurück in einem rotseidenen Hausgewand und roten Saffianpantoffeln. In der Rechten hielt sie Pläne und Bücher, in der Linken einen Blechkasten mit türkischen Zigaretten. Der Mantel schleifte lässig über den Steinboden des Saales.

„Erst eine Zigarette“, sagte sie und zog den seidenen Mantel eng an sich. Sie reichte den Freunden ihren Zigarettenkasten. Maria dankte. „Ach, Maria, Sie werden es auch noch lernen. Es gibt Stunden, viel zu viele, die man mit nichts weiter erfüllen kann, als mit Melancholie oder mit Zigarettenrauch.“

Maria strickte. „Mit tausend Talern Melancholie zahlt man nicht einen Groschen Schulden“, murmelte sie. „Aber, da Sie keine Schulden haben, können Sie sich die Melancholie leisten.“

Der schöne, schlanke Zeigefinger Olgas ging an die weiße Stirne. „Nein, ich habe keine Schulden. Ich bin ja Meronis Tochter.“

Maria sah von ihrer Arbeit auf. Dann legte sie das Strickzeug auf den Tisch, trat an Olga heran und sagte einfach: „Nicht traurig sein. So war es nicht gemeint.“ Olga legte die Zigarette hin, zog vorsichtig Marias Köpfchen zu sich und küßte das Mädchen auf den Mund.

Dann aber, eine Zigarette an der anderen entzündend, begann sie hastig von Agypten zu erzählen, wo sie vor einigen Jahren mit ihrem Vater gewesen war; von einem Empfang beim Stadtpräsidenten von Kairo, von einer sehr eleganten Agypterin, welche ihr eine ganze heiße Nacht hindurch ihre Liebe gestanden hätte. Sie war, wie Olga, im Sacré-Coeur in Paris erzogen worden, und gemeinsame Erinnerungen

hatten in beiden Mädchen Gefühlswelten jener Zeit lebendig gemacht. Olga sah starr vor sich hin. „Sacré-Coeur . . . ach ja.“ Dann warf sie die Zigarette auf den Steinfußboden und sagte kurz: „Jetzt wollen wir arbeiten.“

An Hand der Pläne und Karten suchten die beiden Studierenden die Lage des Heiligtums festzustellen. Noch einmal ließ sich Olga von Carlo die silberne Frauenfigur mit den Fischen bringen. Sie prüfte das Figürchen sorgfältig, fast andächtig und sagte: „Wie merkwürdig, daß Du das gleiche unheimliche Motiv am Portal von San Zeno findest! Eine Frau, die etwas ganz Sinnloses tut!“

Carlo sah erschrocken auf. „Vielleicht sinnlos nur nach dem Maß der Menschen“, fuhr Olga grübelnd fort und beschäftigte sich, ohne auf Carlos Auslegungen zu achten, weiter mit dem Figürchen. Sie bezeichnete es als sichere Arbeit aus der mittleren etruskischen Zeit, etwa tausend Jahre vor Christus. „Dann hätten wir bei dem Heiligtum mit einem Vorhof zu rechnen.“

„Das nehme ich an“, nickte Carlo beruhigt, nachdem Olga von ihren Grübeleien zur Arbeit zurückgefunden hatte. Er zeichnete mit einem Stück schwarzer Kreide ein Rechteck in die Halbinsel des Planes. „Hier muß der Vorhof liegen. Der Fluß trennt den Vorhof vom Heiligtum. Die Gläubigen nahmen das Reinigungsbad im Fluß. Das Heiligtum — hier — erreichten sie über eine flache Treppe. Wenn uns das Schicksal wohl will, finden wir etwa hier das Bild der großen Mutter.“

„Wenn uns das Schicksal wohl will, Carlo.“

Carlo zwackte die Achseln. Bescheiden fragte Maria, was die große Mutter sei. Olga gab sorgfältige und freundliche Auskunft. „Sie müssen sich, da dieses Figürchen hier gefunden ist, das Kultbild der großen Mutter, das im Heiligtum stand, diesem Figürchen ähnlich vorstellen. Es ist sicher eines

von den vielen, wie sie sich die Gläubigen zur Erinnerung mit nach Hause genommen haben. Das geschieht ja heute noch genau so. Wenn man in ein paar tausend Jahren eine kleine Statue des heiligen Petrus findet, wird man dadurch auch das große Kultbild des heiligen Petrus kennen, das jetzt in der Peterskirche steht, dann aber vielleicht verloren ist.“

„Das Petrusfigürchen könnte aber doch nicht nur in Rom, sondern auch woanders gefunden werden, weil die Pilger sich solche Figuren zum Andenken in ihre Heimat mitnehmen. Verzeihen Sie, ich bin ganz ungebildet. Warum nehmen Sie an, Fräulein Olga, daß sich das Heiligtum bestimmt hier befunden hat?“

Olga antwortete fast ungeduldig: „Die Lage an der Flußbiegung spricht dafür.“

Gegen Olgas ein wenig autoritären Ton konnte Maria nicht ankommen. Sie sagte sich, daß die Studierenden das besser wissen müßten als sie. So wandte sie sich denn wieder ihrem eigentlichen Gebiet, dem der Wirtschaft zu. Sie hob das Köpfchen von der Arbeit und sagte: „Carlo, komm mal her.“

„Weshalb, Maria?“

Maria errötete und winkte Carlo zu sich. Sie flüsterte: „Du mußt aber, bevor Ihr beginnt, mit Fräulein Olga noch die Sache mit der Hypothek besprechen.“

„Was muß er mit mir besprechen?“ fragte Olga, den starren, prüfenden Blick von der Karte, über welche sie sich weit gelegt hatte, erhebend.

Daß ich das auch vergessen konnte, dachte Carlo, und faßte sich an die Stirn. Sie sieht sehr schön aus, überlegte er weiter, wenn sie den Kopf erwartend vorschiebt, so ganz Niße. Er beeilte sich, seinen Auftrag ins Heitere zu wenden, denn er war ihm peinlich. „Wie Du weißt, bin ich ja leider noch nicht mündig, Niße“, begann er, „und da die Alten die

Gesetze machen, pflegen sie die Wünsche der Jugend dabei nicht in Betracht zu ziehen. Du weißt, daß ich seit meines Vaters — Erkrankung einen Vormund habe. Das ist mein gutartiger Onkel Primo, aber wie alle gutartigen Leute hat er Angst vor seiner eigenen Gutartigkeit und wird daher leicht pedantisch.“

„Zur Sache, Lieber!“

„Ja, dieser gutartige Pedant, der es für unrichtig hält, mich jetzt schon vom Gericht als mündig erklären zu lassen, hat nun von Gottes- und Rechtswegen die Erlaubnis zu unseren Grabungen zu geben. Peinlicherweise knüpft er aber daran eine Bedingung — nein, nicht gerade Bedingung, denn das kann er nicht. Aber er hat mir aufgetragen, zu erwirken, daß Brown die Hypothek auf La Fraccia zehn Jahre stehen läßt. Dann will er ohne weiteres die Zustimmung zu unseren Grabungen geben, und wir haben keine Umstände mit dem Vormundschaftsgericht. Diese Forderung ist mir natürlich peinlich, Liebling; sie sieht so expresserisch aus, aber man darf sie nicht so betrachten. Es ist vielmehr der Ausdruck seiner geronnenen Lebensauffassung, nach welcher heutzutage alle Menschen ihr Denken der Tat unterordnen müssen, die Hypothek also wichtiger wäre als unsere geistige Arbeit . . .“

„Aber Carlo! Dein Onkel muß doch an Dich denken, an Dein Gut . . . er muß doch für Dich sorgen. Das ist seine Pflicht.“ Maria sprach erregt und sah den Freund vorwurfsvoll an.

Olga nickte gleichmäßig. „Sie haben Recht, Maria. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich nicht selbst daran gedacht habe. Wissen Sie etwas? Ich rufe sofort in Locarno an. Dann kann Pa den Befehl an Brown morgen herausgeben. Damit sind wir alle beruhigt.“

Der Commendatore Meroni war einverstanden. „Ich will Dir etwas vorschlagen, Olga. Dein Bruder ist ja in

den letzten Jahren erheblich vor Dir bevorzugt worden. Von dem, was mich allein sein Polo-Club in Benares gekostet hat, könnten zwei Familien ein Jahr lang leben. Na, schön. Dafür werde ich aber die Hypothek von La Fraccia auf Dich überschreiben lassen. Dann bist Du entschädigt, und kannst tun und lassen, was Du willst.“ Er sagte noch einige verhaltene ironische Worte über die neue Regierung, riet Olga, doch bald nach Locarno zu kommen und mit ihm die Pläne für den Bau seiner Villa zu studieren. Graben könne Olga auch im Kanton Tessin. „Ich lasse Dir vorher etwas in die Erde stecken, damit Du später nicht enttäuscht bist und mir Vorwürfe machst.“ —

„Ihre Lust besteht nur darin, anderen Freude zu machen“, sagte Maria, als Olga in den Saal zurückkehrte.

„Vielleicht, Maria.“

„Das ist gefährlich. Die anderen fordern nachher die Freude von Ihnen. Wenn Sie es einmal unterlassen, zu beglücken, nennt man Sie schlecht. An dieser Angewohnheit kann man eines Tages zugrunde gehen.“

Inzwischen hatte Olga wieder die kleine etruskische Figur vorgenommen und spielte damit. „Ich merke ja so vieles erst langsam“, bemerkte sie nachdenklich, während sie die Figur aufzustellen suchte. Dann sagte sie: „Dein armer Vater tut mir leid, Carlo.“ Sie legte die Figur hin und ging ein paar Schritte auf und ab.

Aber sie hat doch keine Vorstellung davon, daß Gisbert Corner krank geworden ist aus Sorgen, aus Empörung, des Geldes wegen, dachte Maria, die an diesem Tage Gisbert besucht hatte. Olga weiß nichts von der düsteren Magie des Geldes.

Vom Hofe her ertönten Mandolinenklänge. Es waren verstimimte Töne; gleich darauf begannen zwei Männer und eine Frau mit dem Gesang eines rhythmischen Liedes. Schon

bei den ersten Worten wurde Olga bleich. Sie packte mit ihren langen Händen die Lehne eines Stuhles, auf dem sie dann schluchzend zusammensank. Sie hing in dem Stuhl wie ein verblutendes Tier.

„Mife, was ist Dir? Um Gotteswillen, was ist Dir?“

Olga schüttelte den Kopf und weinte still. „Hör doch!“

Carlo hörte. Die drei sangen ein giftiges, böses Spottlied auf den Haiifisch Meroni, welcher den Stiefel Italien fressen wollte, dem aber der eiserne Sporn die Kiefer zerrissen hat.

„Das Meroni-Vied! Das muß ich täglich hören“ flüsterte Olga. „Es ist entsetzlich!“ Nach einigen Sekunden jammerte sie: „Und jetzt kommt die Strophe vom Haiifisch-Löchterlein. Ich kann es nicht ertragen.“ Mit lang gestreckten Händen hielt sie sich die Ohren zu, während ihr die Tränen über das Gesicht liefen. Die Steine der Ringe bligten unter den Zuckungen ihres Körpers.

Maria war aufgesprungen. „Es ist Franziska, Carlo. Sie hat sich einige Burschen mitgebracht. Wartet!“ Sie lief, während Olga und Carlo ihr erschrocken nachsahen, auf die Loggia und neigte sich über die Brüstung hinab in die Dunkelheit. „Schäm Dich, Franziska! Schämt Euch, Ihr Burschen! Wie könnt Ihr eine unglückliche Frau beleidigen! Macht, daß Ihr fortkommt, sonst telephoniere ich dem Präsekten. Der wird Euch durch ein paar Schwarzhemden beibringen lassen, daß man in Italien die Ehre einer Unschuldigen zu schützen weiß.“

Auf dem Hof wurde es still. Mit rotem Kopf und halb-offenem Munde kehrte Maria wieder in den Saal zurück. Ihre Hand glitt sacht über das schöngepflegte, tief schwarze Haar der still in sich Versunkenen. „So, nun lasse ich Euch allein. Seien Sie nicht traurig, Olga. Es ist böse. Ich weiß es. Aber Sie haben Carlo. Das ist viel. Schlafen Sie wohl.“ Sie reichte Carlo die Hand, sah ihm in die Augen und ging

rasch in ihr Zimmer. Sie ist traurig, dachte Carlo, und doch ist sie glücklich, daß die Angelegenheit mit der Hypothek geordnet ist, sie, die Tochter Donna Emma Venezianos.

„Carlo“, begann Olga nach einiger Zeit, während sie sich mit hastigen Bewegungen eine neue Zigarette ansteckte, „die kleine Maria ist ein lieber Mensch. Aber jetzt beginnst Du vielleicht, mein Leid zu verstehen.“

Der Jüngling versuchte das häßliche Erlebnis wegzuscheuchen. „Eine entlassene Magd und zwei dumme Burschen? Es lohnt sich nicht, Liebste, sich darüber zu erregen.“

Die Augen der Frau waren müde. „Höre es stündlich, wohin Du auch kommst. Höre hinter Dir: ‚Das ist die Tochter des Haifisches!‘, höre, wohin Du auch fliehst, dieses entseßliche Meroni-Lied. Es macht mich noch verrückt. Hier wenigstens glaubte ich sicher zu sein . . .“

„Du wirst jetzt sicher sein, Nixe, verlaß Dich darauf.“

„Verlaß Dich darauf, Carlo, daß ich nirgendwo sicher bin. Nur wenn ich mir ein Boot nehme und auf das Meer fahre, bin ich sicher.“

Den jungen Mann erschütterte dieses Leid; er preßte das Mädchen fest an sich. Er spürte den weichen, schlanken Körper, der ohne jeden Widerstand in seinen Armen hing. Olga hatte das Haupt nach rückwärts geneigt und öffnete die Lippen. Die Zigarette hielt sie mit gestrecktem Arm von sich weg.

Am folgenden Morgen, der sich wieder grau und regensatt in die Ebene gedrängt hatte, wanderten Olga und Carlo hinaus auf das Grabungsgebiet. Carlo mußte sich Mühe geben, der Freundin zu folgen. Sie schritt rasch durch den trüben Morgen. Sie wirkte kleiner als sonst in ihrem knappen Kostüm, den hohen, weichen Stiefeln, der Pelzkappe und der pelzbefetzten Jacke. Im Nebel am Fluß schien sie zeitweis ganz in der weißen Feuchtigkeit zu vergehen. Dann aber

wurde sie wieder wesentlich durch ihre schöne Stimme. Auf einem Skizzenblock hielt sie die ersten Notizen für die Grabungen fest. Sie stieg durch die Weiden zum Wasser hinunter, so daß Carlo sie nur noch hörte, klar, fern, wie aus einer anderen Welt. Er hörte am Rascheln des Schilfes, wie sie oberflächlich die Entfernungen abschnitt, während ein paar aufgeschreckte Enten laut schnatternd in die Höhe stiegen. Carlo zog den morschen Kahn aus dem Köhricht; so überquerten sie das hochgestiegene Wasser. Olga's Antlitz war ernst und gespannt, als sie das Mauerwerk prüfte, welches die Militärkommission bloßgelegt hatte.

„Von diesem Bau stammt der Mörtel, den Bessoni als ‚möglichst etruskisch‘ bezeichnete?“ fragte Olga.

„Ja, Nise.“

„Und hier ist das Fingerring gefunden?“

„Ja.“

„Du warst selbst dabei, Carlo?“

„Ich sah, wie es aus der Erde gehoben wurde.“

„Weißt Du noch, aus welcher Tiefe?“ Olga notierte sich die Angaben des Freundes in ihr Saffian-Notizbuch.

„Etwa ein Meter fünfzig.“

„Schön. Wir werden hier auf der Halbinsel ansetzen, um nach der Vorhalle zu suchen; gleichzeitig aber auf dem anderen Ufer die Gräben von Ost nach West legen, um dort auf das Heiligtum zu stoßen.“

Nachdem die beiden noch die Anlage der Gräben besprochen hatten, bat Carlo die Geliebte, sie möge doch mit ihm zusammen Donna Emma Veneziano in La Perla begrüßen; es seien nur noch wenige Minuten bis dorthin.

Olga runzelte die Stirn und wandte den Kopf weg. „Ist das nötig?“ fragte sie unsicher und umklammerte ihren Notizblock.

„Nötig ist es natürlich nicht“, antwortete Carlo, „aber ich wäre Dir dankbar, wenn Du es tätest. Emma Veneziano ist unsere Nachbarin. Gleichgültigkeit gegen Nachbarn gibt es auf dem Lande nicht. Später wirst Du nur die Wahl haben, ob Du Dich mit ihr befreunden oder verfeinden willst. Also sieh sie Dir daraufhin einmal an. Zudem hat sie ja ihrer Maria gestattet, während Deines Aufenthaltes in La Fraccia zu wohnen. Dafür müßtest Du ihr schon ein paar Dankesworte sagen.“

Die Schultern des Mädchens zogen sich plötzlich zusammen. „Carlo“, fragte sie leise, „wird sie auch nicht von den Haifischen reden?“

„Nife, geliebte Nife — das ist ja furchtbar mit Dir! Du hast einen Verfolgungswahn!“

„Wahn? O nein, Liebster, das ist kein Wahn. Das ist berechtigte Angst.“

Carlo schob seine große, etwas frauenhafte Hand unter den Arm des Mädchens. „Sei sicher, sie wird nicht von Haifischen reden.“ Er sagte das fest und überzeugend, obgleich er selbst nicht überzeugt davon war. „Was für Gründe könnte Donna Emma haben, meine zukünftige Frau abzulehnen“, fragte er sich, „zumal da Donna Emma mir selbst immer mit Wohlwollen gegenübergetreten ist?“ Auf alle Fälle wollte er versuchen, Donna Emma durch seine offen zur Schau getragene Liebe zu einer inneren Anerkennung der Geliebten zu zwingen.

So schritten sie langsam den Weg, welchen Maria getreten hatte, La Perla zu. Das Haus lag ein wenig über dem zarten Dunst. Seine Veranda im ersten Stock zeichnete sich klarer ab als der Unterbau.

Carlo klopfte an die Tür. „Donna Emma, Donna Emma, meine Freundin möchte Ihnen die Hand geben.“ Er wartete auf eine Bewegung im Haus; aber das Haus blieb still.

„Seltsam“, murmelte der junge Mensch, und strich die blonden, nebelfeuchten Haare zurück, „sie muß doch da sein.“ Er versuchte es ein zweites und ein drittes Mal; aber aus dem Hause kam keine Antwort.

Olga schlug den Pelztragen hoch und zupfte an ihren Stulphandschuhen. „Komm“, sagte sie ruhig, „sie wird nicht zu Hause sein.“

„Wo soll sie denn sein? Das verstehe ich nicht.“

„Aber ich“, erwiderte Olga unbeweglich. „Sie wird für mich nicht zu Hause sein.“

Carlo ergriff ihren Arm, eine Bewegung, die er sich seit einiger Zeit angewöhnt hatte. Als ob er mich festhalten wolle, dachte Olga traurig. Ach, wenn er wüßte, wie wenig er mich noch zu halten braucht.

„Du bist krank, Nise, Du bist wirklich krank.“

Nun zuckte sie die Achseln, kurz und ergeben, wie sie es sich seit einiger Zeit angewöhnt hatte. „Du siehst es ja, Liebster. Laß uns nach Hause gehen.“

Sie gingen. Unterwegs sprachen sie kaum. Zuweilen warf Olga noch ein paar Worte über die Anlage der Gräben hin, die tief geführt werden müßten. „Wir müssen bis auf den Tertiärkies vorstoßen. Bis dorthin können die Materialien abgedrückt sein — durch die Kraft Eurer Gebirgswässer.“ Im Hof sah sie sich scheu um. Erst vor dem großen Kaminfeuer, das Maria im Saal entzündet hatte, gewann Olga ihre Ruhe wieder. „Gut ist das, Maria“, lächelte sie, während sie aus schmalem goldenen Etui eine Zigarette nach der anderen rauchte. Später holte sie aus ihrem Koffer kleine Geschenke für Carlo, ein silbernes Schreibzeug, Handschuhe, ein paar Schlipse und viele Bücher, welche sie sorgfältig vor dem Kamin ausbreitete.

Carlo war sehr gerührt. Er ergriff Olgas Hände. „Ich danke Dir ja innig, Nise. Ach, ich danke Dir so! Wenn Du

wüßtest, was das heißt: einmal wieder nur aus reiner Güte beschenkt werden!“

Die Hand des Mädchens ging streichelnd über die blonden Haare des Freundes. „Mein armer Junge! Hätte ich Dich nur früher kennengelernt! Mir kann niemand mehr etwas schenken, was mir Freude macht!“

„Doch, ich.“ Carlo reckte sich.

„Ja, Du. Alles macht mir Freude, was von Dir kommt, weil es von Dir kommt. Du verstehst mich recht, Liebster? Ich wollte damit ja nur sagen . . .“

„Nife, ich weiß, was Du sagen willst. Aber ich weiß doch etwas, was Dir auch ohne dies Freude machen würde . . .“

„Nun, was denn?“ Sie sah ihn zweifelnd von unten an.

„Ein anderer Name. Olga Corner.“

Das dunkle Haupt senkte sich, so daß der Duft des Haares zu Carlo emporstieg. Dann klang es ihm leise durch diesen Duft entgegen: „Ich möchte es ja so gern.“ —

Olga blieb eine Woche lang in La Fraccia. Während dieser Zeit kam ein Grabungsleiter, von Doktor Bessoni geschult, für einen Tag von Padua nach La Fraccia und besprach mit den beiden jungen Menschen die Arbeiten. Es war ein dicker, freundlicher Fünfziger, mit rosigem Gesicht, und grauen, gewellten Haaren, der immer einen Scherz bereit hatte, und der bald aus einem gewählten Italienisch in seinen heimatlichen, venezianischen Dialekt zurückfiel.

„Seien Sie sicher, Fräulein Meroni, das mit der Buddellei hier wird gut. Allein hübsche Figur is das. Is hier gefunden? Na also. Sehn Sie, is was Astrologisches. Jungfrau mit den Fischen? Sonderbare Ernährung, nich? Tja, was so'n Jungfrau alles kann. Macht Fische zu Säugetiern. Gibt ja gar kein Wunder, was so'n Jungfrau nicht machen kann. Wußten schon die Etrusker. Is heute noch so. Mein Freund is Professor in Neapel. Kam eines Tages 'n Jungfrau zu

ihm, mit krummen Beinen. Die wollte sein Kolleg über frühgriechische Tempel hören. Ich sage: „Mensch, paß auf! Jawoll, aufpassen! Nach einem halben Jahr war sie Frau Professor. Wegen der krummen Beine? Nicht doch. Wegen der Jungfrau.“

Olga wurde durch diese Erzählung etwas aus ihrer Haltung gebracht; Carlo aber war neugierig und fragte, wie die Sache denn jetzt stände.

„Sind nur die krummen Beine übrig geblieben. Aber so is das mit 'n Jungfrau. Tja, is wirklich 'n klein hübsche Figur.“

Der dicke Mann pustete durch das Land, nahm Erdproben an der Grabungsstätte, aß mittags kräftig mit im Sternensaal und fuhr nachmittags wieder ab, nicht, ohne große Ausbeute versprochen zu haben. Maria fand ihn seltsam, denn er wußte nicht viel von Vergil, den er etwas verächtlich als „Modernen“ bezeichnete.

Auch Primo erschien eines Tages in La Fraccia. Er berichtete Carlo, ohne daß dieser ihn danach gefragt hätte, über den Zustand Gisberts. Dann wandte er sich freundlich zu Olga, welche Primos Bericht mit mehr innerer Bewegung angehört hatte als Carlo. Primos Ritterlichkeit tat dem verängstigten Mädchen wohl. Es wurde lebhaft und scherzte mit dem Arzt, der schluckweis seinen Wein trank.

Im Lauf der Unterhaltung wagte Olga sogar eine Bemerkung über die Hypothek einzuflechten. „Es ist selbstverständlich, daß wir diese Angelegenheit in Ihrem Sinne geordnet haben, Doktor. Ich hörte durch Maria, daß sich auch Carlos Vater Sorgen mache. Bestellen Sie ihm bitte, daß die Hypothek zehn Jahre stehen bleibt.“

Der Arzt drehte seine Toskanazigarre zwischen den Fingern und musterte die Asche. „Gewiß hat uns das Sorge gemacht . . . und ob uns das Sorge gemacht hat“, murmelte

er. „Es geht hier um alles, Fräulein Meroni. Sie freilich werden solche Sorgen nicht ganz verstehen können...“

„... Fräulein Meroni“, setzte Olga bitter hinzu und starrte vor sich hin. Primo hob aufmerksam den Kopf und musterte das Mädchen mit den gleichen Blicken, mit denen er soeben die Asche seiner Zigarre gemustert hatte.

„Sie hat einen Verfolgungswahn, Onkel Primo.“

Der Arzt sah den Neffen an. Dann schüttelte er den Kopf. „Das ist kein Wahn, Carlo“, antwortete er leise, „das ist ein Schicksal.“

Die schwarzen Augen des Mädchens weiteten sich. „Ja, Doktor, Sie haben recht. Das ist ein Schicksal. Sagen Sie es Carlo noch einmal, daß er es begreift.“

„Er begreift es, Fräulein Olga. Aber Sie müssen auch eines begreifen, nämlich, daß man stärker sein kann, als das Schicksal.“

Der gesenkte Kopf flog in die Höhe. „Wie?“

„Indem man es ruhig und würdig trägt. Dann ist es machtlos.“

Wieder sank der Kopf. „Ruhig? Nun ja, wenn man sich erst daran gewöhnt hat. Aber würdig? Würde, Doktor? Die in sich lebende Würde ist eine Sache von Euch Männern. Unsere Würde ist bedingt durch unsere Liebe.“

Vorsichtig bog der Arzt die Unterhaltung ab. Er sprach von den großen Ereignissen im Lande und versuchte den Geist des Mädchens, der einsam wandelte, mit diesen Ereignissen in Beziehung zu bringen. Aber Olga blieb still. Als der Arzt lebhafter auf sie einsprach, summte sie plötzlich das Lied vom Haifisch und sah Primo aus überglänzenden Augen fragend an.

Da schwieg der Arzt in sich hinein.

Indessen hatte Maria die Hand Olgas ergriffen und führte das Mädchen aus dem Saal. Die beiden Frauen gingen

auf der Loggia auf und ab, in jenen Geleisen, welche Gisbert Corner auf dem roten Backsteinboden getreten hatte, wenn er unaufhörlich das Land seines ewigen Schmerzes durchwanderte.

„Hab nicht zu viel Mitleid mit mir, Maria,“ flüsterte ihr Olga zu, „bewahre Deine Liebe für Carlo.“

„Ich habe Kräfte genug für Euch beide.“

„Vielleicht wirst Du sie gar nicht brauchen, Maria.“

„Desto besser, Liebe, Du.“

Seit jener Stunde sagten sie „Du“ zueinander.

Primo beschäftigte sich indessen wieder mit seiner Zigarre. „Diese Frau ist ein feines Geschöpf, Carlo. Jetzt verstehe ich Dich. Aber ein armer Teufel.“

„Nur die Arbeit kann helfen, Onkel Primo.“

Eine große Rauchwolke ging durch das Zimmer. Der Arzt schwieg. Nach einiger Zeit sagte er zurückhaltend: „Möchte sie fruchtbar sein.“

Vor ihrer Heimreise nahm Olga mit Tränen in den Augen von Maria Abschied. „Sorg mir für Carlo, Maria. Ich habe Angst um ihn. Nicht die gewöhnliche Angst der Liebenden. Es ist eine andere Angst, eine fast mütterliche Angst. Er ist sehr weich und daher leicht wechselnd. Er kann sich aber, um stark zu erscheinen, in eine Sache verbeißen. Er leidet seines Vaters wegen, wenn er sich auch lieber die Hand abschneidet, als daß er das zugeben würde. Es müssen dort böse Dinge vorgefallen sein. Das leidige Geld scheint wieder einmal eine böse Rolle gespielt zu haben. Man hat seine Kräfte ins Kraut schießen lassen. Jetzt überwuchert es alles Feine.“

„Ja, Olga, so ist es. Das Geld hat auch hier eine große Rolle gespielt.“ Maria senkte den Kopf und dachte an die furchtbare Stunde der Rückkehr Carlos.

„Vielleicht kann ich da ein wenig helfen. Mein Vater hat mir nämlich die Hypothek auf La Fraccia geschenkt. Ich werde Brown sagen, daß er sie gar nicht erst auf mich umschreiben, sondern gleich löschen soll.“

Maria faltete die Hände und sah die Freundin wesenlos an. „Wie? Du willst ihm all das viele Geld schenken, Olga?“

Das schöne, traurige Mädchen lächelte. „Schenken? Liebste Maria, was für ein großes Wort für eine kleine Sache! Ich will es nicht haben — ich will davon nichts mehr wissen. Es ist böse, heilige Erde, die schon soviel tragen und schaffen muß, auch noch mit Schulden zu belasten. Das darf nicht sein. Weg damit.“

Das aber paßte Maria in der Tiefe ihrer Seele und berührte uralte bäurische Gefühlswelten. Wie kann man sechzigtausend Lire hinwerfen, sechzigtausend Lire, welche Freiheit, Macht und Leben bedeuten, hinwerfen ohne einen wirklichen Grund? Maria dachte das nicht, dazu war ihr Denken, das vom Vater ererbt war, zu gütig. Aber auch ein paar tausend Jahre mütterlicher Vergangenheit lebten in ihr. Geld ist Geltung. Für sechzigtausend Lire Geltung ist viel. Das ist eine große Mitgift. So riefen diese Jahrtausende mütterlicher Vergangenheit aus ihr: „Dann muß er Dich heiraten.“

Olga schwankte und faßte nach dem Herzen. „Muß — mich heiraten? Muß — mich — heiraten? . . . Ach, Maria!“ Sie sank auf die Steinbank der Loggia und weinte. Maria bemühte sich um die Vereinsamte. „Verzeih mir, Olga, so war es nicht gemeint. Wirklich nicht! Ach, Liebste, wirklich nicht.“

„Nein, Maria, so war es sicherlich nicht gemeint. Aber uns Reichen gegenüber wird ja alles schief. Nicht Du bist daran schuld, sondern mein Reichtum. Man nimmt nicht ungestraft eine Sonderstellung unter den Menschen ein;

Reichtum, Schönheit, Klugheit oder Talente müssen früher oder später von denen hoch bezahlt werden, die damit vom Schicksal begabt wurden. Der niedrigste Preis, den sie zahlen müssen, ist die Einsamkeit. Ich fürchte öfter, daß ich nicht so billig wegkommen werde . . .“

„Olga, Liebste Du . . .“

„Sprich nicht mit Carlo von meiner Absicht, Maria. Ich werde versuchen, diese Schuld ganz nebenbei wegräumen zu lassen. Nicht wahr, Du versprichst es mir. Ich danke Dir. Er soll nicht auf solche schrecklichen Gedanken kommen. Heiraten — müssen . . . Jetzt komm. Carlo ist schon vor-
gefahren.“

„Willst Du Dich nicht noch allein von ihm verabschieden?“

„Das habe ich schon getan.“

Aber Maria schüttelte den Kopf. „Ich halte die Pferde. Geht noch einmal zusammen in die Kapelle.“

„Ja, Maria, Du hast Recht.“ —

So reiste Olga Meroni wieder nach Padua und ließ den Geliebten zurück in seinem langen, einsamen Winter der Pflicht. Jetzt war ihre Traurigkeit eine andere, als sie es nach den früheren Abschieden von Carlo gewesen war; ernster und schwerer. „Früher war bei allem doch noch ein wenig Sentimentalität gewesen“, schrieb sie ihm auf der Rückfahrt. „Aber die Tage auf La Fraccia waren wunderschön, und ich danke Dir, daß sie so schön waren. Dir selbst kann ich es so schwer sagen, und wenn Du sagst, daß alles schön sei, dann verspiele ich es immer ein wenig — aus Scheu und Schamgefühl. Deshalb schreibe ich es Dir gleich, Liebster, solange ich noch ungebrochen unter dem Bann Deiner stillen, starken Liebe stehe. Wenn ich mich erst wieder in mich verkrochen habe, dann geht es nicht mehr.“

Nun kamen für Carlo von neuem die einsamen Tage, Tage der Stille und der häuslichen Arbeit. Wieder war er

allein in dem mächtigen Steinbau, mit dem Wurm im Holz, der den ganzen Tag und die ganze Nacht pflöte, mit dem ausgetretenen Loggiengang, der feuchten Kapelle, den Scheuern, den Arbeiten und der Tagesfron. Wieder lebte er im Winter der Ebene, der nicht Kälte, nicht Schnee, nur Feuchtigkeit war, wenn auch zuweilen von den Bergen ein Messerwind kam und von Nässe aufgeschwemmte Flocken auf das Land sanken. Zuweilen trank Carlo in der Dorfwirtschaft einen Liter Wein, den ihm Franziska hart und schweigend brachte, und zuweilen las er in seines Vaters Vergil, in welchem schon sein Großvater gelesen hatte. Zuweilen huschte auch Maria durch das Haus und sah nach dem Rechten. Aber sie verschwand rasch wieder, so daß er ihre Gegenwart oft nicht einmal bemerkte.

Sein wahres Leben lebte er im Briefwechsel mit Olga. Wenn der Postbote, der immer die Bänder seiner Kriegsorden trug, ihm des Morgens den Brief aus Padua brachte, dann zitterte Carlo. Er hätte diese Briefe aus Hunderten herausfühlen können; er glaubte, Olgas Schrift im Dunkel zu ahnen. Wundervoll blühte die innere Einsamkeit der Geliebten auf. Ausgestoßen aus der Gemeinschaft ihres Volkes, hatte sie eine andere Gemeinschaft gefunden, die der Sterne. Möglicherweise hatte die Bemerkung des Grabungsleiters über die astrologische Natur des etruskischen Figürchens sie darauf gebracht, wie ja alle noch so kleinen Erlebnisse von La Traccia sich in ihrer Einsamkeit zu Wesentlichem ausweiteten. Sie hatte eine seltsame Bindung zu den Sternen gewonnen, die sie liebte, wie man beseelte Wesen liebt. Der große Bär war ihr Freund; den Orion verehrte sie; die Kassiopeia fürchtete sie. Allmählich lernte sie auch die Planeten in ihrem Lauf kennen und verstehen; sie erwartete sie des Abends, wie man Besuch erwartet; sie hielt nächtliche Rücksprache mit dem hohen, milden Jupiter und dem strahlenden Mars.

„Komm mit mir auf das winterhelle Meer“, schrieb sie eines Tages an Carlo, „und sprich mit den Sternen. Aber die geht mein Weg zurück zur menscheitsverbindenden Erde. Komm, Du Reifer und Starke.“

Aber Carlo mußte bleiben. Er sandte ihr auf diesen Brief hin die kleine silberne etruskische Figur, welcher er eine Niederschrift des Liedchens beigelegt hatte, das er durch Franziska kannte.

Die Antwort auf diese Sendung ließ einige Tage auf sich warten. Carlo war bereits in Unruhe, ob die Figur auch angekommen sei. Endlich brachte ihm der Postbote mit den vielen Ordensbändern eine Wertsendung. Als er sie öffnete, fiel ein breiter goldener Ring heraus, in welchem nur ein Wort, eine der römischen Tugenden, eingraviert war: „Milde.“

Er trug den Ring, und seine Gedanken kreisten um dieses eine Wort. War es notwendig, daß er immer wieder an diese Tugend erinnert wurde? Auch Remo hatte sie ihm an jenem furchtbaren Tage in die Erinnerung gerufen, diese Tugend, die der Gerechtigkeit Feind oder Freund sein konnte, je nachdem, ob die Gerechtigkeit schwach oder stark war.

Er fragte Olga in einem seiner nächsten Briefe, warum sie ihn gerade auf die Milde hinwies. Olga antwortete gehalten. Sie erzählte, daß sie sich seinerzeit die Sternmalerei an der Decke des Saales von La Fraccia abgezeichnet hätte, weil sie vermutete, daß in ihr das Geburtshoroskop des Erbauers festgelegt sei. Man hätte ihr in Venedig einen alten Gelehrten genannt, der sich auf solche Dinge verstehe. „Ich habe ihn in seinem kleinen, verfallenen Palast aufgesucht, ihm die Sternzeichnung gebracht und ihm gleichzeitig auch das Figürchen gezeigt. Der Gelehrte bestätigte meine Vermutung über das Horoskop. Das Figürchen betrachtete er lange und drehte es mit seinen mageren Händen immer wieder

hin und her. Dann sagte er: „Das ist geheimnisvoll. Ich kenne das Motiv von San Zeno her. Wie alle Symbole ist es dreier Ausdeutungen fähig: der irdischen, der himmlischen und der seraphischen. Die irdische Ausdeutung hat Ihr Freund gefunden: das Mütterliche der Natur, welches auch das uns zwecklos erscheinende erhält. Die himmlische, die astrologische Ausdeutung haben Sie erkannt: die uns unbegreifliche Vereinigung zweier Himmelhäuser, die beide dem Wasser zugehörig, ineinander zwecklos versinken. Die seraphische Ausdeutung aber darf ich Ihnen sagen: es ist die über allen Zweck hinwegleitende, in sich strahlende Milde.“ Da Du nun das Sinnbild der Milde an mich weggeschenkt hast, so wollte ich Dir ein neues dafür geben, denn ich glaube, daß Du Dich nicht an die anderen drei Tugenden, wohl aber gelegentlich an diese erinnern solltest. Denn gerade diese Tugend ist nicht so natürlich wie die anderen, weil die Milde erst in späteren Lebensjahren zur vollen Reife kommt. Da das Schicksal aber von Dir verlangt, daß Du Dich ihrer frühzeitig erinnerst, habe ich Dir das kleine Wort gesandt, damit es zuweilen mahnend an Dein liebes Herz pocht.“

An diesem Tage ging Carlo durch die feuchten und zähen Felder von La Graccia. Die Luft war schneeschwer. Der Schnee lag in Felsen auf der braunen Erde, die in Wahrheit aller Armutter war, die seine Vorfahren und seine eigene Mutter wieder zu sich genommen hatte, wie es der Kreislauf von Leben und Tod bedingt. Rote Weidenzweige leuchteten als verstreute Fackeln über dem Land; der Wein, den sie im nächsten Frühjahr bändigen sollten, hatte seine Sommerleidenschaften und Herbstphantasien vergessen und sich auf die braune und verkorrte Wesenheit seiner Stämme zurückgezogen. Über einer Welt von Braun und Rot standen ferne weißblaue Berge. Und ganz seltsam schwebte über diesen schweren und harten Farben das hellrosa Haus von La Voluta.

La Voluta lebt unter all dieser Härte wie die Milde unter den herben römischen Tugenden, dachte Carlo und schlenderte dem Abhang von La Voluta zu. Langsam stieg er neben der Taxushecke empor und trat mit klopfendem Herzen in den Garten. Er blieb einen Augenblick lang stehen und griff mit der Rechten nach dem Herzen. Das Herz schlug gegen den Ring. Er lächelte ganz fein, wie sein Onkel Primo früher zu lächeln pflegte, wenn er sich mit Gisbert unterhielt. Carlo straffte sich und klopfte an die Haustür. Martha öffnete ihm.

Sie sah ihn erschrocken an. „Carlo, Du?“ Dann streckte sie ihm die Hand entgegen.

„Ja, Martha, ich. Darf ich den Vater besuchen?“

„Komm. Ich werde Primo fragen.“

Carlo wartete eine lange Viertelstunde in Primos Arbeitszimmer, neben dem Schreibtisch mit den vielen Papieren, auf dem glatten Lederstuhl, der an den Kanten ein wenig rauh geworden war. Carlo sah sich nicht im Zimmer um; er starrte vor sich auf den Fußboden; er wartete still. Er hörte Primos Stimme im ersten Stockwerk. Der ihm antwortete, das war der Vater.

Dann hörte er Primo die Treppe hinunterschreiten. Primo nahm nicht mehr zwei Stufen auf einmal, wie er es noch vor einigen Jahren getan hatte. Eigentlich nimmt er immer nur noch eine Stufe, seitdem er zum Lesen eine Brille trägt, überlegte sich Carlo.

Dann trat Primo in das Zimmer, ruhig, gehalten, mit der Sicherheit des erfahrenen Arztes. Er gab dem Neffen die Hand. „Du willst einmal nach Deinem Vater sehen? Das ist lieb von Dir, Carlo. Komm mit. Ich habe ihn bereits vorbereitet.“

Er schritt voran, Stufe für Stufe, und führte seinen Neffen in das einstige Spiegelzimmer, in welchem Donna Clelia gelebt hatte und gestorben war. Gisbert saß am Fenster vor

einem Lesepult, welches er selbst gezimmert haben mochte. Er trug seinen alten Uniformrock mit dem leeren, linken Armel. Die Rechte lag auf einem aufgeschlagenen Buch. Gisbert hatte den Kopf dem Sohn zugewandt und sah ihn forschend aus verhängten grauen Augen an. Die Nase stand als ungeheurer Bogen in dem übermageren Gesicht, das in erwartungsvoller Ruhe verharrte.

Wie grau ist er geworden, dachte Carlo, als er, den Daumen der Rechten gegen den goldenen Ring gepreßt, auf den Vater zuschritt.

Gisbert blieb sitzen. „Ich freue mich, daß Du kommst.“ Seine Stimme flatterte ein wenig. Er streckte dem Sohn die Hand entgegen. „Seh Dich.“

Carlo sah sich nach einem Stuhl um. In der Ecke des Zimmers dämmerte der goldene Stuhl. Aber Carlo nahm einen am Eisenbett des Vaters stehenden Holzschemel. Primo hatte sich unauffällig hinter Gisbert gestellt und winkte Carlo mit den Augen.

„Ich wollte Dir über La Fraccia berichten, Vater.“

„Ich höre, daß Du es gut in Ordnung hältst. Hast Du die Rohrwand der großen Scheune ausgebessert?“ Die Augen des Vaters gingen ein wenig hin und her.

Carlo nickte. Er hatte die Hände gefaltet. „Die Rohrwand ist erneuert und mit Lehm abgedichtet. Gleichzeitig habe ich die Pfosten mit Klammern gestützt.“

„Das ist verständig. Ist das Dach des Wohnhauses nachgesehen worden?“

„Bierzehn Ziegel mußten ausgetauscht werden. Das ist viel, aber ich habe sie alle selbst geprüft und gesehen, daß es notwendig war.“

Nachdem Gisbert einige landwirtschaftliche Fragen an Carlo gerichtet hatte, sprach er von den Steuern, und endlich

von der Hypothek. „Ich höre durch Onkel Primo, daß die Sache mit der Hypothek sehr günstig geregelt sein soll.“

„Wir haben die Hypothek auf zehn Jahre sicher, Vater.“

„Guter Haifisch“, lächelte Gisbert. Dann sah er für ein paar Sekunden zum Fenster hinaus, ließ den Blick über das Buch zurückschweifen und fragte Carlo, warum die Frauen bei Vergil alle sterben müßten.

„Weil sie nicht mehr Mütter sein wollen, Vater.“

„Ach, auch Mütter müssen sterben, wenn sie nicht nur Mütter sein wollen.“

Nun griff Primo in die Unterhaltung ein, sprach ein paar vermittelnde Worte und winkte Carlo, er möge sich verabschieden.

„Besuche mich einmal wieder“, nickte Gisbert und wandte sich seinem Vergil zu.

Der Arzt war mit dem Ausgang des Besuches zufrieden. „Das war ein schöner Gedanke von Dir, mein Junge.“

Carlo sah den Oheim offen an. „Er stammt nicht von mir, Onkel Primo.“

„Sondern?“

Sorgsam reichte der Jüngling dem Arzt den goldenen Ring. „Lies, was darin steht.“

Primo hielt den Ring ein wenig von sich weg und bewegte ihn, während er las. Dann nickte er mit seinem großen Römerkopf. Er gab den Ring zurück, während ein Zug von fast hilfloser Güte über den skeptischen Ausdruck seines Mundes glitt. „Das ist ein guter Mensch — dieses unglückliche Mädchen. Möchte Gott es beschützen.“

Martha brachte Kaffee; sie sprach, während sie einschenkte, ruhig und gütig von Gisbert. Sie erzählte, wie er sich zu Beginn seiner Krankheit nur mit dem Kriege, mit fortschreitender Gesundheit aber nur mit Madeleine und Carlo beschäftigt hätte, und wie er alles, was ihm widerfahren sei,

schon im Vergil hätte finden wollen. „Denn die Schicksale der Menschen bleiben gleich“, hätte er gesagt, „Leib und Seele tragen zu anderen Zeiten nur andere Uniformen.“

„Wenn der Frühling kommt, werde ich ihn im Garten beschäftigen. Er muß aber ein größeres Arbeitsgebiet haben, und das kann ich ihm nicht ohne weiteres beschaffen“, bemerkte der Arzt, während er seine Zigarre anbrannte.

Martha, hochaufgerichtet am Fenster, die Hände gekreuzt, lächelte. „Gestern morgen hat Gisbert im Vergil über den Weinbau gelesen. Und da sagte er: ‚Es ist doch schade, daß der Wein an den sonnigen Hängen von La Voluta so verkommen ist. Die Reben sind falsch beschnitten und außerdem viel zu alt. Primo sollte es hier mit Glashäusern und Burgunderreben versuchen. Er könnte mit Tafelobst sehr viel mehr verdienen als Donna Emma Veneziano verdient.“

Der Arzt lachte, und legte die Hände auf die gespreizten Arme. Die Virginia hing ihm beim Lachen im Mund und verlor nicht einmal die gebogene Asche. „Jetzt wird Gisbert gesund.“ Er drehte die Asche der Zigarre kunstvoll auf die Untertasse. „Wenn er anfängt, sich mit Donna Emma zu rauchen, wird er wieder gesund. Aber der Gedanke ist gar nicht schlecht. Halte ihn lebendig, Martha. Und Du, Carlo, könntest Dich einmal unter der Hand bei Donna Emma erkundigen, wieviel ihr kleiner Betrieb abwirft.“

„Das wird sie mir nicht sagen, Onkel Primo.“

„Sicherlich nicht. Aber wir werden es ungefähr berechnen können aus der Stärke ihrer Klagen. Wenn sie erklärt, daß sie nichts verdient, oder zuseht, dann lohnt es sich.“

Als der Frühling mit festen Ellenbogen den Winter zurückdrängte, als die Sonne gegen die Masse zu Felde zog, und mit den Schneeflecken aufräumte, brachte Carlo gelegentlich eines Spazierganges nach La Perla auch die Rede auf Tafeltrauben. Donna Emma stand wie immer, wenn Carlo

vorüberging, in schwarzem Kleid mit weißer Schürze und gekreuzten Händen auf der Zementtreppe.

„Tafeltrauben?“ fragte sie langgezogen, „das ist ein Unfug. Ein Kreuz. Ein Leid. Man verdient kaum das Porto damit.“

„Warum lassen Sie es denn nicht?“

„Nun, man hat es einmal begonnen . . . man ist ja auch den Abnehmern gegenüber verpflichtet, die auf einen zählen . . . ich bin nun einmal eine treue Natur.“ Nach einiger Zeit fuhr sie halblaut fort: „Doktor Primo will wohl La Voluta für Traubenzucht einrichten?“

„Das wäre ein Gedanke, Donna Emma.“

Ganz leise rollte die Antwort aus breiten Lippen: „Würde Doktor Primo nicht lieber La Voluta an mich verpachten? Es lohnt sich vielleicht, wenn man mit Erfahrungen, wie ich sie habe, an La Voluta herangeht . . . Aber der Commendatore . . . der nur den Reis kennt . . . mit seinem einen Arm . . . gewiß er ist ein Held, und die Regierung will, daß den Helden geholfen werde . . . aber . . . Nein, Carlo, da rate ich ab. Doktor Primo soll sich mein Angebot überlegen.“

Carlo wußte genug. Am gleichen Abend schrieb er an die Regierung und fragte an, ob sie geneigt sei, seinen infolge der Kriegsstrapazen schwer erkrankten Vater bei der Anlage einer Zucht von edlen Tafeltrauben in La Voluta zu unterstützen.

Die Antwort der Regierung kam rasch. Die Regierung fördere, so hieß es in dem Schreiben, den Anbau von guten Weinsorten. Auch Tafelobst, das jetzt zum Teil noch aus Frankreich käme, müsse von nun ab in Italien gezogen werden. Wenn ein Mann von den Verdiensten und moralischen Qualitäten des Commendatore Corner sich dieser Aufgabe unterziehen wolle, so sei es für die Regierung eine Ehrenpflicht, ihn darin zu unterstützen. Der unterzeichnete Präseft

bäte den Herrn Carlo Corner in dieser Angelegenheit zu einer gelegentlichen persönlichen Rücksprache in der Präfektur.

Als Carlo dem Arzt das Schreiben brachte, nickte Primo und sagte kurz: „Gut so. Das wenigstens bekommen wir in Ordnung.“

Es war brauner März geworden, und das Wasser im Fluß und den Kanälen war schon gestiegen, als Carlo, verzehrt von Sehnsucht und Fern-Eifersucht gegen Gespenster, Nikes Kommen als etwas Wirkliches zu sehen begann. Zunächst traf der Grabungsleiter ein, der Meister, wie er genannt wurde, der sich nach Hilfskräften umsah. Er schlenderte am Morgen nach seiner Ankunft zu Donna Emma hinüber und fragte sie, wo er wohl acht Leute bekommen könnte.

Donna Emma schüttelte den Kopf. „Die Frühlingsarbeiten beginnen“, sagte sie. „Brauchen Sie ausgesuchte Arbeiter?“

„Zunächst nicht. Erst dann, wenn wir auf etwas stoßen, Ich fürchte, wir werden recht tief buddeln müssen, bis wir etwas finden.“

„Bis Sie auf der anderen Seite der Erde wieder herauskommen?“ fragte Donna Emma und bewegte den Kopf langsam dem Meister zu. Der lachte laut, aber Donna Emma fuhr ohne den geringsten Ausdruck von Erregung fort: „Diese Arbeit könnten ja auch ein paar harmlose Irre aus Tre Fontane leisten. Die sind für solche Sachen ganz gut zu gebrauchen. Die haben auch am Cavour-Kanal mitgeschafft. Sie verdienen sich gern etwas.“

Das leuchtete dem Meister ein. So stieg er, durch den Vorfrühling, schnaufend nach Tre Fontane hinauf und ließ sich vom Bürgermeister acht geeignete Leute bezeichnen, welche unter Führung eines alten, im Umgang mit Kranken erfahrenen Bürgers die Erdarbeiten ausführen sollten.

Olga hatte ihre Ankunft auf den 10. März festgesetzt. Carlo geriet, als er dieses Datum erfahren hatte, in einen

Zustand überreizter Unruhe. Stillschweigend beobachtete Maria seine wechselnde Stimmung und sein Umherirren, und sie fühlte sich sogar ein wenig befreit, als er am 9. März in die Hauptstadt der Provinz fuhr, um, wie er sagte, den Präfekten aufzusuchen. Das wollte er auch, aber der tiefste Grund seiner Abreise lag — Maria wußte es — in der Möglichkeit, Olga durch diese kleine Reise bereits einen halben Tag früher zu sehen.

Die Präfektur der Provinz war in einem alten Gebäude untergebracht, gegenüber jenem Stadtpalast, der vor vielen Jahren Carlos Großvater gehört hatte. Von dieser einstigen Pracht der Familie Cavadini kündete nur noch der goldene Stuhl in La Voluta. Im Palast lebte noch immer der Anwalt, welcher ihn vor dem Kriege von Donna Clelia so günstig erworben hatte. Während Carlos Vater am Punto di Tè lag, leitete der Anwalt das Etappen-Verpflegungsmagazin in der Provinzstadt und führte gleichzeitig in seinem Palast seine Anwaltspraxis weiter. Carlo blieb einen Augenblick lang vor dem Hause stehen, in welchem seine Mutter jung gewesen war. Dann sah er sich scheu um und durchschritt rasch das Marmorportal. Er stieg die breite Treppe empor und zitterte, als er das goldene Treppengeländer mit dem abgegriffenen roten Samtbezug berührte. Im ersten Stockwerk kam ihm ein schlankes junges Mädchen entgegen, welches beschriebene Papiere in der Hand trug.

„Suchen Sie etwas“, fragte sie artig, „wollen Sie zum Anwaltsbüro?“

„Ich möchte — ich möchte zum Präfekten“, stotterte Carlo und sah an dem Mädchen vorbei.

„Dort drüben“, sagte sie lächelnd, „die Menschen irren sich oft, weil dieses Haus so viel größer und vornehmer ist als die Präfektur.“

So ging Carlo zurück, über die Straße in die Präfektur und ließ sich bald darauf bei Remo melden.

Remo saß aufgerichtet vor einem fast leeren Schreibtisch. Er sah abgearbeitet aus. Er begrüßte Carlo herzlich und zeigte auf einen Stuhl. Wegen der Regierungsbeihilfe für die Traubenzucht in La Voluta gab es keine Schwierigkeiten. Remo erledigte die Frage sehr rasch. Dann neigte er sich über den Tisch und sah Carlo in die Augen. „Was tust Du für unser Land?“

„Ich habe mit La Fraccia viel zu tun.“

„Gewiß.“ Der junge Präfekt sah Carlo sinnend an und strich sich Erinnerungen von der Stirn. Auch er ist grau, dachte Carlo. An den Schläfen ist er weiß. Da fängt es wohl immer an. Und da lassen die Männer sich dann die Haare ganz kurz schneiden. Remo hat das nicht getan. Remo sah ihn wieder an und sagte: „Ich habe eine Aufgabe für Dich.“

„Wenn ich sie leisten kann, mit Freuden.“

Plötzlich sprach der Präfekt weich. „Mein Junge, Du hast die heilige Feierzeit unseres Landes, den Marsch auf Rom, verpaßt. Du hast das Erleben verpaßt, das uns allen noch durch die Erinnerung Kraft gibt. Du mußt daher die Kraft, die jene Arbeit von Dir fordert, aus anderen Quellen schöpfen. Hör zu. Die Bevölkerung muß planmäßig und ständig über die Gefahren der Malaria aufgeklärt werden.“ Der Präfekt schwieg eine Zeitlang, spreizte die Finger auf dem Tisch und fuhr, den Blick ins Leere gerichtet, fort: „Diese Aufklärungsarbeit ist sozusagen in Deiner Familie erblich. Dein Großvater Antonio Cavadini hat sich damit große Verdienste erworben; Deine Mutter wollte diese Arbeiten fortsetzen. Der Krieg stellte ihr andere Aufgaben. Jetzt will ich diese Arbeit Dir anvertrauen. Du hast ein Recht darauf, als Enkel Antonios, als Sohn Deiner Mutter.“

Carlo schwieg vor sich hin. Dann hob er den Kopf. „Wann soll diese Arbeit beginnen, Remo?“

„Sofort.“

„Bitte, Remo, in vier Wochen. Nicht heute. Noch nicht heute.“ Carlo sprach wie ein Schüler.

„Warum nicht?“

„Heute kommt Olga Meroni, und wir wollen morgen mit den Grabungen in La Fraccia beginnen.“

Der Präfekt sah dem Jüngling wieder in die Augen; diese Augen ließen ihn die Zeit seiner eigenen Kämpfe um einen anderen Menschen lebendig werden. So nickte er nur und sagte: „Ich erwarte Dich hier am 1. Mai. Leb wohl.“

Langsam schritt Carlo unter den Bogengängen des Marktplatzes entlang, jenen Bogengängen, unter denen sein Großvater Antonio so oft den Klienten auf die Schulter geschlagen und mit ihnen Verträge aufgesetzt hatte. Das war der erste Kämpfer gegen die Malaria gewesen, dessen Werk die Mutter fortsetzen wollte. O, er erinnerte sich noch so gut jenes Tages, als er mit der Mutter und Remo nach Tre Fontane hinauffuhr und heulte, weil er nicht mit im Kinowagen in die Dörfer fahren sollte. Jetzt sollte er mit einem Kinowagen in die Dörfer fahren, aber daran lag ihm nicht mehr viel. Jetzt leuchteten andere Sterne. Jetzt wollte er mit Olga das etruskische Heiligtum bloßlegen; das große Werk darüber würde erscheinen, von D. Meroni und C. Corner, und der Führer selbst würde die Grabung besichtigen. Vielleicht finden wir sogar das Bild der großen Mutter, dachte er, und faßte lächelnd an seinen goldenen Ring.

Schon seit Stunden fühlte er, wie sein Blut stärker schlug, so stark, daß er fürchtete, man würde seinem Körper ein Zittern anmerken. Er ging auf Umwegen zum Bahnhof und wartete dort lange. Es ereignete sich eine Zeitlang gar nichts; nur die Uhrzeiger rückten weiter, aber sie rückten doch noch

immer in die Leere des Wartens. Endlich rollte ein halb-
wüchziger Junge den Restaurationskarren heran, mit den
grüngekapfelten, strohumflochtenen Chiantiflaschen und den
in Glaspapier versteckten, zähen Schinkenbrötchen — jene
Karre, die jedem internationalen Speisewagen Troß bietet.
Der Stationsvorsteher ging mit offenem Rock auf dem Bahn-
steig auf und ab; ein paar bewaffnete Schwarzhemden mit
unbeweglichen Gesichtern boten der Bewegung Troß, die
langsam den Platz erfüllte. Endlich hatte Carlos Warten die
Zeit besiegt; der Pariser Expreszug, durch das Geheimnis
einer Kurve bereits groß und zwingend vor den Augen des
Wartenden auftauchend, rastete in die Halle und hielt kurz und
freischend. Aus einem langen, abgerundeten Wagen lehnte
sich ein junges Mädchen hinaus und winkte. Carlo vergaß alles.
Das war die Welt! Das war Nife. Jetzt, Zeit, stehe still.

Dann der schöne Fuß, das schlanke Bein, das beim Aus-
steigen rasch sichtbar wurde, der in sich vorsichtig gebogene
Körper, sein Straffen, die tastenden Arme und die widerstands-
lose Hingabe an seinem Hals! „Leben, Du Carlo! Bist Du
es wirklich?“

Worte? Worte waren dumm. Er nahm Nife beim Arm
und leitete sie stillschweigend durch die Unterführung hindurch
zu dem kleinen, braunen Holzzug, dem „Riesenspielzeug“, wie
ihn Nife früher genannt hatte. Der sollte sie nach La Traccia
bringen, zu ihrer gemeinsamen Arbeit, zu ihrem Glück. Sie
sahen sich immer nur wieder an, und zuweilen griff eine
Hand nach der anderen, wie eine Welle nach einem hängenden
Zweig greift. So fuhren sie still und glückversunken hinein
in die braune Ebene, die umstellt war von einem fernen
Kranz hoffnungsblauer Berge.

Sechzehntes Kapitel

Große Nacht von La Fraccia, holder, grüner Morgen der Lombardei! Die Gestirne streuen aus der Lapislazuli-Schale des Himmels Segen über das Land und gießen silberne und goldene Bäche über Felder und Bäume. Die Luft schwingt in halben Melodien, und der Tag naht freundlich und zart, wie ein alter Hofmann Gottes. Die Körper der jungen Menschen sind eingegangen in das zitternde Werden des Neuen, und alles, was Schein und Reiz war, ist von ihnen abgefallen wie welkes Herbstaub. Sie haben die Sprache vergessen, die Sprache der Städte, aber ihre Seelen singen ineinander das gleiche Lied, das Lied, welches Sonne und Sterne bewegt.

Eine so bewegte Sonne war wieder am Himmelrund aufgestiegen, und niemand machte sich Gedanken darüber, ob es wohl die gleiche Sonne von gestern sei. Sie wärmte und leuchtete wie die Sonne von gestern und warf ihre langen Strahlen in die Gräben, welche die Irren von Tre Fontane unter der Leitung eines ruhigen, älteren Mannes aushoben. Der Meister, der schon mit vielen Arbeitern gegraben hatte, sah neugierig und erstaunt auf diese nur halb lächelnden, seltsamen Menschen, die sich bei der Arbeit mehr zusammenrollten als andere Arbeiter es taten. Sie sangen, aber ihr Gesang war kein Gemeinschaftsgesang, wie ihn das Volk des Südens sonst pflegt, kein Gesang, aus dem sich doch die Stimmen einzelner führend herausheben, um dann wieder in das Ganze zurückzusinken. Es war ein einförmiger Gesang, der dem Fallen der Erdschollen glich, dumpf, gleichmäßig, ohne den belebenden Rhythmus des Geistes.

Der Morgen war bereits zum Tag gewachsen, als Carlo und Olga auf dem Arbeitsplatz erschienen. Der Meister begrüßte sie mit bewegter Herzlichkeit. „Schönes, kleines, rundes Arbeitsgebiet“, lachte er. „So, Fräulein Meroni, woll'n mal sehn, ob die Gräben richtig sitzen.“ Sie beugte sich über die Karte, in welche die Lage der Gräben eingezeichnet war. Als Olga mit der Rechten die Richtung eines Grabens festlegte, erschien über einem Erdwall ein grinsender, blöder Kopf, der sofort wieder verschwand. Aus der Tiefe klang das tote Singen.

„Was sind denn das für Arbeiter“, fragte Olga erschrocken.

Der Meister lachte. „Berrückte“, antwortete er, „alle 'n bißchen hier oben. Aber hier im Land machen sie so'ne Arbeit mit Berrückten.“

Das Mädchen starrte vor sich hin. „Lieber Gott“, sagte es dann auffahrend, „das ist ja furchtbar.“

Sorgsam trat Carlo an Olgas Seite. „Nixe, das mußt Du begreifen. Diese Leute sind harmlos; es sind Kranke, wie andere Kranke auch. Wir kennen sie, wir sind sie gewohnt. Auch Du wirst Dich an sie gewöhnen.“

„Aber, Carlo, ich kann doch nicht mit Berrückten zusammen arbeiten. Ich werde ja selbst krank.“

Mit Mühe beruhigte sie der junge Mann. Diese Leute seien eben nur Maschinen; man hätte ihnen eingeschärft, daß sie alle Fundstücke abzuliefern hätten, und da sie selbst oft genaue Zeichnungen und Kleinarbeiten aus Holz anfertigten, so seien sie in solchen Dingen vorsichtig und zuverlässig. Olga senkte den Kopf. „Wenn es denn sein muß, Carlo . . .“

Sie riß sich zusammen und prüfte mit festen Blicken die Anlage der Gräben. Über das steigende Wasser war ein hoher Steg gelegt worden. Die Halbinsel stand da, befreit von Buschwerk, und die ersten Linien waren gezogen. Auf dem Acker von La Fraccia, südlich des Flusses, waren die Arbeiten

weiter vorgerückt. Der Meister ließ gleich vom Uferhang aus Grabungsproben machen. Auf Brettern wurden Erdmassen davongefarrt und sorgfältig auf dem Ufer verteilt.

„Direkt am Fluß werden wir kaum noch Reste finden“, sagte der Meister. „Das ist natürlich alles weggeschwemmt. Das hat so'n Fluß so an sich. Aber dafür ist das Land auch Schwemmland, und wir kommen gut weiter. Humus, Schwemme, Kies, zweite Humusschicht: da sitzt es drauf. Passen Sie auf.“

Pflichtgemäß hielten sich Carlo und Olga eine Stunde bei den Arbeiten auf. „Vor drei bis vier Tagen heben wir nix“, lachte der Meister und kreiste mit seiner Zigarre über die Linie des Horizonts, „die jungen Herrschaften sollten ihre Jugend besser ausnützen, als hier herumzustehen. Ich lasse Ihnen sofort Meldung zugehen, wenn ich auf irgend etwas von Bedeutung stoße.“

Das sahen die beiden ein, und sie gingen über die Felder in den werdenden Frühling hinein, in welchem die Weiden blutwarm und rot im Saft standen. Olga sah beim Gehen vor sich auf die Erde und schüttelte auf des Freundes Anfrage, was sie denke, den Kopf. „Nichts, liebstes Leben“, erwiderte sie, „endlich einmal nichts.“

„Nixe“, drängte der junge Mann und nahm die Freundin fest in den Arm, „was ist denn, was hast Du?“

Das schöne Mädchen beugte sich nach einer Frühlingsblüte. Carlo blieb stehen, während Olga die Blüte sorgsam pflückte. Als Olga sich wieder aufgerichtet hatte, fuhr er fort: „Ich glaube, die Geisteskranken haben Dich so außer Fassung gebracht.“

Olga hüllte sich fester in ihren Mantel. „Vielleicht. Aber vielleicht war das auch nur ein Ausdruck für einen ganz tiefen Daseinschmerz, der in mir lebt; vielleicht standen diese Unglücklichen, die ja so etwas wie lebende Erde sind, mir im

Weg, weil ich mit meinen Grabungen möglicherweise selbst in die Erde kriechen möchte. Aber laß nur, das sind alles dumme Spekulationen. Komm, zeig mir Deine Welt, Deine Erde, die uns segnen soll. Was ist das da für ein Haus am Berghang?“

„Das ist La Voluta, Nife.“

„Ah! — Wo . . .“

„Ja, wo mein Vater jetzt ist.“ Sie schwiegen wieder beide, als sie über die frühlingsgespaltene Erde schritten. Nach einiger Zeit fragte Olga leise, wie es dem Kranken gehe.

„Nife“, erwiderte Carlo bewegt, „als Du mir diesen Ring sandtest, und als ich das Wort Milde darin fand, bin ich zu ihm gegangen. Es war gut so. Ich danke Dir, Nife.“

„Atme mal tief, Lieber, und spüre die Luft der Berge.“ Sie atmeten beide, bis sie trunken waren von der Luft. Dann gingen sie Arm in Arm durch die braunen Felder, immer gehegt von der Bläue ferner Berge, und wandten sich langsam wieder dem Gutshof von La Fraccia zu. Sie trafen Maria am Tor. Olga lief ihr entgegen und umarmte sie. „Wie geht es Dir, liebe Maria? Sag, wie es Dir geht?“

„Gut, Olga. Kommt hinauf. Ich habe das Mittagessen gerichtet. Ihr werdet Hunger haben.“

Während sie die Steintreppe zur Loggia emporstiegen, erklang vor dem Gutshof die helle Hupe eines Kraftwagens. Der Wagen bog in den Hof ein und hielt mit weichem Ruck vor der Treppe; ein Mann im schwarzen Hemd sprang vom Vorderplatz und riß die Wagentür auf. Remo entstieg dem Wagen.

„Remo!“ rief Carlo plötzlich und sprang die Stufen hinter. Es war wie einstmal. Er lief dem Freunde entgegen — aber plötzlich stockte er. Remo, blaß und ernst wie gewöhnlich, reichte Carlo die Hand.

„Du kommst zum Essen, Remo, das ist lieb“, sagte der junge Mensch und fragte dabei mit dem einen Schuh den Schmutz von dem anderen. „Oder willst Du nicht zum Essen kommen?“

„Gewiß, Carlo. Nur mußt Du auch für meine Leute sorgen.“

Während sie die Treppe hinauffstiegen und Carlo Anordnungen in den Hof hinunter gab, durchschloß es ihn: Für seine Leute sorgen! Als ob ich das nicht auch ohne seinen Hinweis täte! Bei uns ist noch keiner verhungert. Aber er muß die Tucht betonen. O, ja, die setzen sich alle in Szene, wenn sie oben angelangt sind. Was will er nur? Nife sehen? Sicher, er will Nife sehen, Nife, den Dämon, die Tochter des Haißisches.

So blieb er auf der Mitte der Treppe stehen, faßte den Freund am Arm und fragte mit zusammengezogener Stirn: „Du bist gekommen, um Nife zu sehen, Remo. Nife, die Tochter des Haißisches.“

Der Präfekt nickte. „Ja, deswegen bin ich gekommen.“

„Nun“, erwiderte Carlo gleichmütig, „dann wirst Du etwas Schönes sehen. Komm mit zu meinem jungen Haißisch.“

Sie traten in den Saal, in welchem Maria bereits wartete. Sie begrüßte den Präfekten und sagte, daß Olga sogleich kommen würde. Carlo bemerkte, wie der Blick Remos rasch zu dem Bilde Madeleines glitt, um einen Augenblick lang bei diesem Bild zu verweilen. Der junge Mann wollte auch einen Schatten auf den Zügen des Freundes entdecken, aber er unterbrach seine Beobachtung, als Olga in einem einfachen dunklen Tageskleid in den Saal trat. Er ging an die Geliebte heran, nahm sie beim Arm und führte sie zu Remo. „Das, Remo, ist meine Freundin Olga Meroni — und das, Olga, ist mein Freund Remo, von dem ich Dir viel erzählt habe.“

„Sehr viel, Herr Präfekt“, nickte Olga, „Carlo verdankt Ihnen viel.“ Die Stimme der jungen Frau blieb nicht ohne Eindruck auf Remo. Es war eine jener echt beschatteten Stimmen; denn hinter dem Schicksal, welches den Schatten auf die Stimme warf, leuchtete kein künstliches Licht, sondern das Licht einer geheimen Sonne.

„Sie sind zufrieden mit Ihrer Arbeit, Fräulein Meroni?“ fragte Remo, während die vier am Tisch Platz nahmen.

Olga schob den Kopf ein wenig vor. „Zufrieden? Das können wir noch nicht sagen. Wir beginnen. Wenn Hoffnung Zufriedenheit wäre, ja, dann wären wir zufrieden. Aber bei solchen Arbeiten steht hinter der Hoffnung doch immer noch die Angst.“

„Die Angst?“ Der Präfekt fragte erstaunt. „Wieso denn die Angst?“

Olga begann ein Stück Brot zu zerbröckeln, sah sich dann aber selbst auf die Hand und schob das Brot beiseite. „Wieso die Angst? Im Tiefsten ist alle Angst wohl Todesangst. Es ist im besten Falle die Erkenntnis, daß man ein kostbares Stück Leben unnütz vertan hat und dem Tode sinnlos näher gerückt ist. Man hat eine Strecke seines Lebens nicht erfüllt.“

Remo lehnte sich in den Stuhl zurück und sah die Sprecherin aufmerksam an. „Sie haben eine heldische Auffassung vom Leben, Fräulein Meroni.“

„Ich weiß nicht, ob das eine heldische Auffassung ist, Herr Präfekt. Sie werden verstehen, daß ich mit dem Wort heldisch vorsichtig umgehe. Denn mein Kreis ist klein. Und meine Auffassung ist nicht das Produkt von Nachdenken und Formulieren. Sie ist ganz einfach da.“

Der Präfekt führte die Unterhaltung. Er erkundigte sich nach der wissenschaftlichen Begründung der Arbeit; er warf hie und da einige Fragen ein, die Olga kurz beantwortete.

Remo mußte sich schließlich von Maria zum Essen nötigen lassen.

Bald aber war die Unterhaltung wieder im Gang. Carlo beobachtete die beiden stillschweigend. Er war zufrieden, daß Remo sich ein echtes Bild von Olga zu formen begann. Und so leitete er das Gespräch ganz vorsichtig über auf Gebiete, von denen er wußte, daß sie Remos Geist beschäftigten. Man sprach von den großen Männern der Zeit.

„Der schöpferische Mensch“, so sagte Olga einmal leichtthin, „hat immer einen Rest von Schmutz an sich. Es ist eine Tragik, daß alles große Schöpferische nur aus dem Schmutz kommt und mit dem Schmutz in Verbindung stehen bleibt. Wenn Sie den stärksten Beweis von der Göttlichkeit Christi haben wollen, Herr Präfekt, so liegt der in der Tatsache seiner völligen Reinheit beschlossen. Ein Schöpferischer ohne Schmutz kann nur ein Gott sein.“

Der Präfekt ballte die Hände und streckte dann die Finger. „Fräulein Meroni, wie kommen Sie zu solchen erschütternden Beobachtungen? Sie sind zu jung dafür.“

„Ich war viel allein, Herr Präfekt. Dann ergeben sich solche Betrachtungen von selbst.“

„Ich war auch viel allein“, erwiderte Remo leise.

Olga nickte. „Dann werden Sie auch Ihre Beobachtungen gemacht haben.“

„Ja.“ Remos Blicke gingen in eine unsichtbare Ferne, bis sie sich wieder zusammen zogen und an dem Bild Madeleines hängen blieben. Und da dachte er plötzlich: Ja, das Mädchen ist eine Frau für Carlo. Aber ebenso plötzlich tippte ihm ein Unbekannter an das Herz: Eine Frau? Die Tochter Meronis?

Seine Gedanken glitten wieder in die Wirklichkeit zurück. „Was für Pläne haben Sie, Fräulein Olga, wenn Sie diese Arbeit hier erledigt haben?“

Olgas Mund verzog sich ein wenig. Sie griff mit langen Händen nach den Haaren. „Zunächst wollen Carlo und ich das Ergebnis der Grabung veröffentlichen. Was dann wird? Wie kann ich Pläne haben? Das Leben plant mich. Ich bin ein tätiger Mensch und bin zum Dulden verurteilt. Das wissen Sie ja, Herr Präfekt.“

„Was an mir liegt, Fräulein Olga, soll geschehen, um Ihre Tatkraft zum Wohle unseres Landes zu nutzen.“

Olga verneigte sich dankend. „Warten wir zunächst einmal die Ergebnisse der Grabung und die Veröffentlichungen darüber ab.“

Bevor Remo davon fuhr, nahm er Carlo auf die Seite. Sie standen auf dem gleichen Platz der Loggia, auf dem sich damals das Furchtbare ereignet hatte — der Tod Madeleines. Remo sah starr vor sich hin. Dann umarmte er Carlo plötzlich und flüsterte bewegt: „Was auch wird, Carlo — ich verstehe Dich. Mein lieber Junge, jetzt verstehe ich Dich. Das war tapfer, daß Du an diesem Menschen festhieltest.“ Nach einiger Zeit fuhr er fort: „Maria muß das alles Deinem Vater verständlich machen.“

Die tiefen Augen des jungen Mannes senkten sich in die des Freundes. „Es wird auch gehen, Remo. Gewiß nicht von heute auf morgen. Aber es ist jetzt schon allerlei gewonnen.“ Er erzählte dem Freund von dem Besuch bei seinem Vater und von der Regelung der Hypothekenangelegenheit.

„Das ist ein guter Anfang“, lächelte der Präfekt. „So muß man mit denen umgehen, die der Erde verhaftet sind. Wahrhaftig, es sollte verboten sein, die Erde mit Hypotheken zu belasten. Aber die vergangene Zeit hat ja sogar bei ihrem Gott ein Darlehen aufgenommen, das sie freilich nicht zurückzahlen konnte. Es hieß Lebensgenuß.“ Er umarmte den Freund und sagte leise: „Grüß mir die Maria, und grüß mir Olga Meroni.“ Dann ging er rasch davon.

Während der folgenden Tage bemühte sich Maria, ihre Freundin aus einem seltsamen Trübsinn zu reißen, welcher Olga mit dem Fortschreiten der Erdarbeiten überfallen hatte. Wohl erhob sich Olga morgens belebt und heiter; sie freute sich an Marias Blumengarten, an den bunten, kleinen Frühlingswundern, die sie an ihre Gartenbeete auf hochgelegener Terrasse im Garten von Sacré-Coeur erinnerten. Sie freute sich an dem goldroten Schal, den morgens die Erde um die Schultern legte; sie freute sich an den herben Winden, welche die Berge über die Ebene jagten. Aber auf der Arbeitsstätte verlor sich diese Freude rasch. Eines Morgens brachte der Meister ihr eine glatte, schöne Lanzenspitze, welche auf der Halbinsel gefunden war. „Sehn Sie her, Fräulein Meroni, jetzt geht's los!“ rief er lachend, während er die Spitze in der Luft schwenkte.

Olga griff rasch nach dem Fundstück, prüfte es und reichte es Carlo, während sich ihr gespannter Körper müde löste. „Hübsch, nicht wahr?“ sagte sie. „Aber viel später. Lango bardisch.“

Sie wandte der Arbeitsstätte den Rücken, ließ die bereits stark vertieften Gräben unbeachtet und ging nach La Fraccia zurück. Als sie einige hundert Schritte gegangen war, blieb sie stehen und horchte. Die Geisteskranken sangen bei der Arbeit.

„Carlo“, schrie sie plötzlich, „Carlo!“

Mit großen Sägen kam der Freund zu ihr. „Was ist, Mife? Liebste, was ist?“

„Aber höre doch, so höre doch!“ Sie preßte ihre Nägel in Carlos Arm.

Die Iren sangen das Meronilied. Der Gesang kam aus der Erde, höhnisch und grauenvoll in seiner Gleichmäßigkeit, nicht anders, als ob diese tiefe, ungeformte Erde über Olga

Meroni lachte, über Olga Meroni, die den Segen der Erde erzwingen wollte.

Olga saß am Wege. Sie hatte das Gesicht in die Hände gestützt und weinte. Carlo, die Lanzenspitze in der Linken, legte die Rechte auf die feine Schulter der Freundin. „Komm, Nise“, sagte er, „komm, mein Liebstes. Du hast mich. Ich halte Dich.“ Er führte die Schluchzende davon, aber er war im Innern hilflos wie Olga es war. Sie gingen stumm nach La Fraccia zurück.

Maria sah die beiden kommen. Sie hatte im Blumengarten einen großen, bunten Strauß für Olgas Zimmer gepflückt. Carlo erzählte ihr, was vorgefallen war. Rasch legte sie die Blüten auf eine Gartenbank und nahm Olga in den Arm. „Es ist fürchtbar“, flüsterte sie, „aber Du mußt doch wissen, Nise, daß wir Dich lieben. Was geht Dich all das andere noch an!“

Olga schüttelte den Kopf. „Ach, kleine Maria. Es ist ja so deutlich. Die Dämonen sind mir auf den Fersen. Die Erde, in der ich die Freiheit meiner Seele suche, schleudert mir erst höhnisch einen Speer entgegen, dann schlägt sie mich ganz zu Boden, indem sie das Meronilied singt.“

Ein kluger Blick Marias ließ Carlo davongehen. Er schlenderte benommen über den Hof. Was kann ich nur tun, dachte er, als er in seinem Zimmer saß, um sie zu beruhigen. Sie sollte nicht traurig sein. Aber alle diese Trauer müßte doch ein Glücksgefühl siegen, daß der geliebte Mensch auf der Welt ist. Ist sie undankbar? Gerade jetzt, wo Nemo sich ihrer annimmt, wo der Vater sich nicht starr zeigt, wo es doch vorwärts geht. Wie schwer ist es, das Auf und Ab ihrer Hoffnungen und Depressionen mitzumachen! Es ist wie ein grauer Himmel, der über einer Stadt hängt: er macht alles grau. Ihr Traurigsein belädt mich, weil ich ihr nicht helfen

kann. Sie mußte daran denken, daß es nicht nötig ist, dem anderen ohne großen Anlaß das Herz schwer zu machen.

Aber es gibt verschiedene Arten von Trauer. Die eine kommt wie eine düstere Wolke herab von einem bedeckten Himmel; die ist wegzuschrecken durch einen Sonnenstrahl. Diese Trauer kennen alle Menschen, und es gibt viele Mittel, um sie zu lindern oder zu beheben. Eine Liebshaft, eine Reise, ein Buch, eine Blume. In den Städten gibt es noch andere Mittel gegen solche Trauer. Der Reiz, oder wie sie dort sagen „die Anregung“, mit allen Formen künstlichen Lichtes, welche die Wolken der Seele überglühern.

Die andere Art der Trauer aber kommt aus der Erde. Sie kommt als ein Dämon, riesig, erdrückend, in schwarzen Gewändern, und gegen ihn hilft nichts als die Gnade Gottes und die Güte der Mitmenschen. Diese Trauer aus der Erde, die Trauer Nikes, kannte Carlo nicht; er hatte sie nie erlebt, und seine Selbstsucht wehrte sich dagegen, sie sich vorzustellen. Aber Maria verstand sie aus ihrem frauenhaften Urgefühl heraus.

Nach einer guten Stunde, welche Carlo sinnend und Zigaretten rauchend verbracht hatte, klopfte es leise an seine Tür. Maria trat ein und setzte sich auf einen großen Holzstuhl mit hoher Lehne, gegenüber dem Schreibtisch Carlos, an welchem schon sein Großvater Antonio für das Wohl seines Landes und seiner Familie gearbeitet hatte.

Carlo hob den Blick. Maria saß aufrecht in dem hohen Stuhl, ein wenig fraulich in ihrem großkarierten Kleid, mit fest aneinander gepreßten Knien und gefalteten Händen. Ihre Augen, von einer ganz anderen Tiefe als Nikes Augen, deren Pupillen immer die Ewigkeit zu umspannen suchten, richtete sie still auf Carlo.

„Nun, wie geht es Nika?“ fragte Carlo, bemüht, seiner Stimme einen ruhigen, ärztlichen Klang zu geben. Er spielte

mit dem silbernen Schreibzeug, welches Olga ihm geschenkt hatte.

Auf seine Frage antwortete Maria nicht. Aber sie streckte plötzlich die Hand aus und sagte: „Du hast da einen schönen, goldenen Ring, Carlo. Du hast ihn mir noch nie in die Hand gegeben. Zeig ihn mir doch einmal.“

Ein wenig erstaunt nahm Carlo den Ring vom Finger und reichte ihn Maria. Die musterte das Schmuckstück und sah hinein. „Da steht ja etwas!“ rief sie. „Was heißt das? O, ich sehe: Milde. Ja, das ist eine der vier römischen Tugenden.“

Sie bewegte den Ring hin und her und fragte leichthin: „Sag einmal, Carlo, könnte man das nicht auch mit Güte übersetzen?“

Durch den Körper des jungen Menschen ging eine Bewegung. „Wie meinst Du das, Maria?“

„Ich frage, ob man das nicht auch mit Güte übersetzen könnte.“

„Ja, das könnte man auch.“

„Dann tue es, Carlo.“

Der Freund faltete die Hände. „War ich ungütig? Gegen wen? Gegen Dich? Gegen Nise?“

Maria bewegte sich nicht. So wie ihre Mutter stand, unbeweglich, fast starr wie ein Götzenbild, so saß das junge Mädchen in seinem hierarchischen Stuhl. Aber es sprach. „Ungütig? Nein, Carlo. Aber man ist wohl noch nicht gütig, wenn man nicht ungütig ist. Überlege einmal. Nise könnte ja gar nicht so traurig sein, wenn Du immer wieder ganz gütig, richtig gütig zu ihr gewesen wärest.“

„Um Gotteswillen, Maria!“ Carlo sprang auf. „Hat sie Dir etwas gesagt? Antworte, Maria.“

Maria streckte die Hand aus. „Etwas gesagt? O, Carlo! Nise liebt Dich. Sie liebt Dich so tief, daß diese Liebe auch

dem Fremden Ehrfurcht abzwingt. Olga würde nie etwas sagen.“

„Nun also, was bringt Dich auf diesen schrecklichen Gedanken?“ Mit langen Schritten ging der junge Mensch an das Fenster, warf den Kopf zurück und wandte sich dann zu Maria. Sie saß noch immer unbeweglich auf ihrem großen Stuhl.

„Carlo“, antwortete Maria weich, „sie leidet doch. Hast Du in Deinen Briefen, in Deinen Worten stets dieses tiefe, aus alten Zeiten, vielleicht vor ihrer Geburt gewordene Leid bedacht, an dem sie trägt? Hast Du Dich nicht gern täuschen lassen von ihrer Maske des Stolzes und der Oberflächlichkeit, die ihre Würde ausmacht?“

„Maria!“

„Ja, so wird es sein. Ich glaube, Du bist nie auf den Grund ihrer Seele gelangt, weil Du immer zu viel in ihr ergründen wolltest. Du hast keine Ehrfurcht vor ihrem Leid gehabt. Ich glaube, Du hast Dich nicht genug in ihr aufgehen lassen, Carlo. Weißt Du, so ganz . . .“ Plötzlich sprang sie auf, ergriff Carlos Hand und sagte stoßend: „Tue es noch. Es wird Zeit.“ Dann lief sie rasch aus dem Zimmer.

Carlos Gedanken gingen rascher. Wie unheimlich klar sah dieses Mädchen die Dinge! Ja, er hatte zu viel ergründen wollen. Er hatte Ziele gesehen, die er erreichen wollte, die gemeinsame Arbeit, den Erfolg, die Ehe. Gewiß, viele Frauen treiben die Männer zu solchen Zielen. Aber Nise tat es nicht.

„Verflucht, daß ich so unerfahren bin“, murmelte Carlo plötzlich. „Was weiß ich denn von alledem? Warum bin ich denn Forscher geworden, der Seelen und Erde und Gott und Liebe zerlegen muß?“

Er ging in Olgas Zimmer. Sie saß dort, das Köpfchen in die Hand gestützt und sah hinaus in die Ebene. Als Carlo

eintrat, schickte sie ihm einen zärtlichen Blick entgegen, bewegte sich aber nicht aus ihrer Stellung.

„Nun, Nise“, fragte Carlo warm, „geht es Dir besser? Hat Maria Dich verstanden?“

Olga nickte und schlug den gestickten Kimono über den Anien zusammen. „Ja“, erwiderte sie, „Maria versteht alles. Wir haben uns sehr lieb.“ Nach einer kurzen Pause fuhr sie fort: „Ich bin gar nicht überreizt, Liebster, aber Du wirst mich verstehen. Ich kämpfe ja noch um die Erde, aber in meinem Kampf ist schon viel Untergangsstimmung. Das ist unrecht, denn ich möchte siegen und dann ein kleines Kind von Dir haben und noch eines, und noch eines. Maria hat mir gesagt, sie würde ihnen bunte Zäckchen machen, sie hätte so ein hübsches Muster dafür.“

Carlo hatte sich neben Olga auf den Boden gesetzt. Er ergriff ihre herabhängende Hand und küßte sie leise. „Das kommt auch, Nise. Sei sicher, es kommt.“

Olga fühlte neue, unbekannte Zartheiten ihres Freundes und trank sie mit weicher Dankbarkeit. Dann fragte sie: „Wann wird der Meister uns wohl sagen können, was in der Erde steckt?“

„In drei Tagen haben wir Klarheit, Nise.“

„O, noch drei Tage. Wir wollen nicht auf den Arbeitsplatz gehen, hörst Du? Es ist ja alles richtig angelegt. Wir wollen jetzt nur uns. Diese drei Tage sollen schön werden.“

Nun begann der Zauber der drei Tage. Wie klein, arm und verkümmert kann die Ewigkeit sein gegenüber drei Tagen! Wie zart spielt der gestirnte Bogen der Nacht auf den silbernen Saiten der Stunden! Wie voll greift die Hand des Tages in die Harfensaiten der Sonnenstrahlen! Ein Weg — am Wasser entlang — überreich ist er an Wundern! Alles ist nur Wunder, und das Wunder selbst ist das Natürliche. Zumal in der Seele des Mädchens verschoben sich die Dinge,

und es schien Carlo, als ob sie aus solcher Verfehrung des Betrachtens nicht herauswolle, ja, nicht einmal könne.

„Diese Tage, Liebster, eröffnen mir den Weg, von dem ich nicht weiß, wohin er führt“, sagte das Mädchen, als sie hinauf nach Tre Fontane stiegen.

„Zu uns führt er, Mife. Zu uns als dem Einen.“

Olga griff im Steigen die Hand des Freundes. „Da sind wir schon angelangt, Carlo. Bei uns. Jetzt gibt es ein weiteres Ziel . . . in mir.“

Leise küßte Carlo die Geliebte. „Du wirst es in Dir tragen. Und ich werde wieder eine Mutter neben mir haben — die Mutter unseres Kindes.“

Olga hatte sich indessen einen Punkt an der Straße ausgesucht, von welchem aus sie die Ebene übersehen konnte. Carlo liebte diesen Punkt. Hier hatte die Mutter, als sie mit Remo zusammen nach Tre Fontane hinaufgestiegen, geruht und hatte mit Remo über die Malaria-Aufklärung gesprochen.

„Du hast den Punkt herausgefunden, den auch meine Mutter liebte,“ sagte Carlo und wies mit dem Kopf auf die Tiefe. Der Turm von La Fraccia, von einem Sonnenstrahl getroffen, leuchtete über braune Felder wie eine Fackel. Olga hatte sich inzwischen hingesezt und, wie sie das gern tat, die Füße an den Körper gezogen und die Arme um die Knie geschlungen. In dieser Haltung besprach sie, wenn es möglich war, alle ernstesten Dinge. Dann aber sah sie den, mit dem sie sprach, nicht an, sondern sprach in die Weite.

„Es ist das erstemal, daß Du freier über Deine Mutter redest, Liebster. Du hast mir nur im Anfang unserer Freundschaft von ihr erzählt; später hast Du es vermieden. Warum?“ Carlo sah die Geliebte von der Seite an. Die schöne Stirnlinie mit dem feinen Ansaß des bläulich schwarzen Haares stand senkrecht gegen den blauen Herbsthimmel. Der Bogen

der Braue, zart geworfen, verlor sich der weißen Schläfe zu in einer feinen Spitze. Die Wimper war gesenkt; ihre Weichheit kehrte in letzter Zeit wieder in der Linie des Mundes, der sich verändert hatte. Er war reif geworden.

Carlo fühlte sich von dem feinen Flackern in Olga's Stimme gestreichelt. So antwortete er bewegt: „Nife, Du weißt ja alles. Du weißt um die Gegensätze zwischen ihr, der Klosterfrau und dem Vater, dem Bauern. Ich bin das Kind zu starker Gegensätze. Zudem war sie krank, und sie liebte mich zu sehr. Begreiflicherweise hing ich an ihr wie eine Klette. Später haßte ich den Vater aus guten Gründen und mußte mich entscheidend mit ihm auseinandersetzen.“

Olga hatte sich einen Grashalm gepflückt, auf dem sie faute.

„Ja“, nickte sie, „vielleicht bin ich sogar der äußere Anlaß dazu gewesen — vielleicht wird der Kampf auf meinem Rücken ausgetragen . . . versteh mich recht, Carlo, ich meine, daß ich seelisch herhalten muß . . . es ist ja so schwer zu sagen . . .“ Angstlich wartete sie auf Carlos stilles Nicken.

Sie spielte mit der Spitze des Grashalms an der Spitze ihres Schuhs. Dann fuhr sie fort. „Aber es muß wohl so sein.“

„Es ist ein Unglück, daß die Mutter nicht mehr lebt. Die hätte Dich in ihre Arme genommen.“

Olga hob den Kopf. „Für Dich ist es ein Unglück, mein Junge, daß sie nicht mehr lebt. Hättest Du Dich langsam von ihrer Hand lösen können, Du würdest nicht immer noch nach ihr suchen. Sie ist zu rasch davongegangen.“

„Wenn Du sie gekannt hättest, würdest Du meinen Schmerz verstehen.“

„Ich verstehe ihn, Carlo. Ich fürchte nur, dieses Suchen könnte Dir noch Leid bringen.“

Erstaunt wandte Carlo den Blick der geliebten Frau zu.
„Leid — Niße?“

Das Mädchen weitete plötzlich die Arme und streckte die Hände zum Himmel. „Ah, wie schön das hier alles ist!“ Dann faltete es die Hände wieder, sah dem Freund voll ins Antlitz und lächelte.

„Ja, Leid bringen, Du geliebtes Kind. Und ,warum und weshalb' willst Du wissen? Weil Deine Zartheit gegen mich sehr viel von der Zartheit eines Sohnes gegen seine Mutter hat.“

„Ist das ein Unglück, Niße?“

„Es würde dann ein Unglück werden können, wenn es mir nicht gelingt, ein klein wenig auch dieser Sohnesliebe gerecht zu werden — neben der Mannesliebe.“

„Du kannst alles!“ Wie ein gläubiges Kind sah Carlo die Geliebte an. Olga streichelte seine blonden Haare. „Jetzt kann ich es ja, aber ich möchte es immer können. Das hängt ganz davon ab, was ich selbst noch werde erleben müssen.“ Sie schwieg, warf aber plötzlich den Kopf herum und sagte: „Die Erde hat zunächst über mein Schicksal zu entscheiden. Warten wir ab, was sie sagen wird. Das“, fuhr sie fort, „mußte ich Dir einmal sagen. Drei Tage lang aber leben wir weiter, Liebster, als ob die Erde ,ja' zu mir gesagt hätte. Damit bin ich Dir Geliebte, Frau und ein wenig Mutter. Diese drei Tage sollen ganz sein.“

Nach einer Weile erhob sich Olga und sah noch einmal hinab in die Ebene. „Ich sehe gern hinab“, sagte sie, „es tut so gut. Jetzt weiß ich von einer Höhe, die es gibt. Ich habe das Gefühl, etwas überwunden zu haben. — Liebster“, fuhr sie fort, „Du bist so zart, so fein geworden in diesen Tagen. Jetzt weiß ich auch, was das ist, die Liebe, die den Tod überwindet.“

Als sie am dritten Abend nach Hause kamen — die Sonne schien länger am Himmel, und die ersten Frösche quakten bereits — ließ der Meister Carlo in den Hof bitten. Der junge Mann stieg die Treppe hinunter und setzte sich mit dem Meister auf eine Steinbank an der Mauer unter der Loggia.

„Nun, Meister, was gibt es?“ Carlo fragte etwas ängstlich, wie man einen Arzt nach dem Zustand eines geliebten Kranken fragt.

Der Meister brach sich eine Zigarre durch und entzündete sie umständlich.

„Ja, junger Herr, jetzt wären wir also auf dem zweiten Humus.“

„Und . . .“

„Ja — da ist nichts. Reinweg nichts.“ Die Zigarre glühte.

„Sie haben auch den Graben 3b gelegt?“

„Alles. Wollen Sie nicht mal mitkommen?“

„Ja.“ Carlo sprach sachlich.

Die Männer schritten der verlassenen Arbeitsstätte zu. Mächtige Erdhaufen lagerten in der Dämmerung, hart, wie Gewitterwolken. Die beiden betraten das Gebiet der Halbinsel. Die Halbinsel war zerstört; und die Geheimnisse der Weiden, in denen die Enten genistet hatten, waren entblößt. Hart hingen die gebrochenen Erdschollen über der leeren Tiefe. Auf dem anderen Ufer zogen sich tiefe Gräben die Kreuz und die Quer. Sie waren feucht, und in ihnen roch es nach Erde. Erde stand senkrecht neben den Schreitenden; ihr Blick fiel auf Erde.

Carlo ging langsam durch die Gräben und verglich ihre Anlage mit der Zeichnung, die der Meister in Händen hielt. Wirklich, wäre auch nur ein Rest einer Siedelung vorhanden, man hätte auf die Spuren stoßen müssen.

„Keine Scherben, Meister? Wie ist das möglich? Woher kommt denn die etruskische Figur, die hier gefunden ist. Ich war dabei, wie sie gefunden wurde.“

Der Meister schüttelte den Kopf und spreizte die Finger. „Meinen Sie, junger Herr, daß damals niemand nichts verloren hat? Die Menschen sind immer gleich. Sie verlieren ihr Schönstes und Bestes. So was, wie unsere Arbeit hier, ist gewiß ärgerlich. Traurig, wenn es einen armen Gelehrten träfe! Aber hier macht das doch nichts. Herr Meroni kanns ertragen. Ist ein Anfang. Das nächste Mal wird's besser. Das ist oft so.“ Er gab Carlo die Pläne zurück und fragte, ob Fräulein Meroni sich die Gräben noch ansehen wolle.

Carlo schüttelte den Kopf. „Das ist nicht nötig. Wozu? Lassen Sie morgen die Gräben wieder zuwerfen, Meister. Schließlich ist es ja wirklich keine große Sache.“

Keine große Sache, dachte er, als er nach La Fraccia zurückging, keine große Sache? O, Nife!

Sie empfing ihn auf der Treppe, in einem weißen Abendmantel. Hinter ihr stand Maria, in ihrem karierten Kleid. Olga hielt mit der Linken die Brüstung der Treppe, und ihr seltsamer, müder Kindermund stand halb offen.

„Der Meister hat Dich geholt, Carlo?“

Carlo blieb auf der Stufe stehen. „Ja, Nife.“

„Und, und? Nun sage es schon . . .“

Die Rechte Carlos faßte das Steingeländer als ob er die Wärme seines Blutes durchströmen lassen wollte in die Hand der Geliebten. Aber er blieb still und aufrecht stehen. Nach einiger Zeit antwortete er: „Ich habe den Befehl gegeben, die Gräben wieder zuzuschütten.“

„So . . .“ Dieses So klang wie ein letzter Atemzug; es lag ein Hauch des letzten Gotteswortes in ihm: „Es ist vollbracht.“

Nun ging Carlo der Geliebten rasch entgegen. Er ergriff ihre beiden Hände, führte sie an seine Lippen und sagte lächelnd: „Nife, was liegt daran?“

Die unbewegliche Frau antwortete: „Ja, was liegt daran?“

Er führte Olga an den großen Kamin, in dem ein paar Buchenklöße verbrannten und süßen Geruch verbreiteten. „Sieh doch, Nife, Maria hat uns heute kostbare Buchen erlaubt. Wie schön sie riechen!“

„O, ja“, antwortete die Frau. „Wie damals in der Kirche in Padua. An Vergils, des Dichters Grabe spendete die Tränengabe Paulus, die er fromm vergoß. Ja, so roch es damals. Und es war so schön, denn ich glaubte noch an das Wunder, das kommen würde . . . Ach ja.“

Wieder kauerte sich Carlo zu ihren Füßen hin. Er streichelte ihre Füße, suchte ihr nahe zu führen, wie wenig doch an diesem verfehlten Versuch gelegen sei, und während er stark und eindringlich sprach, streichelte Olga ihm das Haar. „Du hast ja so recht, Liebster. So recht. Es liegt an allem nichts. Auch Du hast nicht gefunden, was Du suchtest. Aber Du wirst es noch finden. Ich nicht mehr. Die Erde hat gesprochen. Es liegt ihr nichts an mir.“

Nun begann der Kampf Carlos um die Seele Nifes. Es war ein heißer, wilder Kampf. Carlo stieß nicht einmal auf Widerstände. Sie gab ihm, fern lächelnd, in allem Recht, aber er konnte diese weit irrende Seele nicht greifen. Sie war nicht da; die Welten waren ausgewechselt — für Olga war das Leben, das geheimnisvolle Diesseits etwas Unwirkliches geworden wie für den tätigen Menschen das Jenseits.

Er geleitete die Erschöpfte in ihr Zimmer. Als sie im Bett lag, nahm sie seine beiden Hände. „Du bist männlich geworden, Liebster. So zart“, sagte sie wie aus einer Ferne. „Und das Bild der großen Mutter lebt ja schon mit Dir und um Dich.“

„Wo, Nise?“

„In Maria, Liebster.“

Nach einer Weile fuhr sie fort: „Bestell mir für morgen früh einen Wagen. Ich muß einige Tage allein sein. Dann wirst Du von mir hören. Ich fahre nach Venedig.“ Sie zog Carlo an sich und küßte seine Lippen.

Am nächsten Morgen fuhr sie ab. Sie schritt lächelnd und innerlich belebt die Treppe hinunter. Maria brachte ihr einen großen Strauß von Blumen. „Tu aber nur Gutes“, sagte sie leise.

„Sei sicher, Maria. Ich tue nur Gutes.“

Sie umarmte Carlo heftig, biß sich auf die Lippen und sagte noch: „Meine Koffer lasse ich hier. Maria, nimm Dir die Sachen, ich bitte Dich. Ich muß ganz neue, andere Kleider haben; von all diesen will ich nichts mehr wissen. Lebt wohl, Ihr beiden!“ Sie sprang in den Wagen und rief: „Los!“ Der Wagen rüdte an; sie winkte noch vom Tor her — dann bog er um die Ecke.

Maria sah starr auf die Erde. Carlo legte ihr die Hand auf die Schulter.

„Nun, Maria?“

„Ach, Carlo.“

Die nächsten Tage hörten sie nichts von Olga. Carlo wurde es ängstlich. Maria, die wieder nach La Perla gegangen war, besuchte ihn des öfteren. Nach drei Tagen rief er erregt im Palazzo Meroni in Venedig an. Fräulein Meroni, so hieß es dort, sei doch in La Fraccia. Nun ließ sich Carlo mit Remo verbinden. Remo versprach sofort, in Venedig Nachforschungen anzustellen; er würde in zwei Stunden wieder anrufen. Nach zwei Stunden ertönte die Silberhupe seines Wagens aus der Ferne. „Die Lerche des Präfecten“,

versuchte Maria, die kurz vorher gekommen war, noch zu scherzen; dann aber sank sie in sich zusammen und weinte hemmungslos.

Remo stieg aufrecht und sehr ernst die Treppe zur Loggia hinauf. Er gab sich eine künstliche Härte. Er grüßte feierlich. Carlo trat ihm entgegen und sah ihm in die Augen.

„Ist etwas passiert, Remo?“

„Ja, Carlo.“

„Ist sie tot?“

„Ja, Carlo.“

„Wie?“

„Ertrunken im Meer. Ihre Leiche ist am Lido ans Land gespült.“ Remo sprach ganz kurz, wie ein Soldat zum Soldaten spricht.

Da schrie Carlo auf. „Mife!“ Remo nahm ihn beim Arm und führte ihn in den großen Saal mit den Sternbildern an der Decke.

„Wenn Du weinen kannst, Carlo, so weine“, sagte er leise und strich sich mit der Hand über die grauen Haare. Aber Carlo lag, wie ein schlecht geschossenes Jagdtier vor der kalten Feuerstelle und stöhnte nur.

Remo blieb bei ihm. Er ging nur zuweilen im Saale auf und ab, warf im Gehen einen Blick auf die Photographie an der Wand, und seine Gedanken wechselten aus zwischen dem Bild und dem Stöhnenden.

Nach einiger Zeit brachte Maria Wein. Remo sah ihr in die Augen, die rot von Tränen waren, küßte sie auf die Stirn und sagte nur: „Tapfere, kleine Maria.“

Gegen Abend ließ sich Carlo berichten. Olga war von Venedig aus zum Lido gefahren und hatte dort im Hotel, wo man sie kannte, einen Brief geschrieben. Diesen Brief

hatte sie zur Beförderung übergeben und war dann hinausgerudert auf das Meer. Von dort war sie nicht zurückgekehrt; ihre Leiche war am nächsten Tage bei Chioggia ans Land gespült worden. In den Händen hielt sie, festgekrampft, die kleine etruskische Figur.

„Und der Brief?“ fragte Carlo. Es war das erste Wort der Teilnahme, das er sprach.

„Er ist an Dich gerichtet, Carlo, Ich habe ihn unterwegs von der Post abgeholt. Hier ist er.“

Carlo las.

„Liebster, Du! Ich schreibe Dir eigentlich schon aus einer anderen Welt, einer Welt jenseits dessen, was man Leben nennt. Der kleine, heitere Übergang, der mich noch von ihr trennt, ist unwichtig. Ich nehme mit mir das Große, was Du mir gabst, als Sinn meines Lebenstraumes in die Wirklichkeit des Todes.

Ich bin ausgestoßen von Volk und Erde. Ich bin zerbrochen. Weil ich Dich aber liebe mit aller Stille, mit aller Glut, mit aller Ehrfurcht meiner Seele, darf ich jetzt nicht mehr zu Dir gehören. Ich weiß, Du würdest mich trotzdem nehmen, liebend nehmen; aber meine Liebe zu Dir wäre eine selbstfüchtige Lüge, wenn ich mich nehmen ließe. Du brauchst etwas Ganzes und ich bin weder ein Ganzes noch ein Halbes — ich bin nichts mehr.

So ist mein Weg vorgezeichnet. Wenn mich aber auch unser Meer nicht behält, dann soll man meinen Körper in das fremde Land bringen, in welchem die Meinen jetzt leben. Denn das ist mein letzter Stolz: ich will nicht in der Erde unseres geliebten Landes ruhen, die mich zu meinen Lebzeiten abwies. Grüße Maria, die liebe Maria, und sage ihr, sie solle Dir ein Segen sein. Gott segne Dich, mein Geliebter. Ich bin auch im Tod Deine Mife.“

Langsam ließ Carlo den Brief sinken. Er schüttelte den Kopf. „Lies, Remo. Es ist doch unmöglich, daß dieser Mensch tot sein soll . . .“

Remo las den Brief. Die Tränen liefen ihm langsam und still die Wange hinab. „Das war ein großes Heldentum für die Sache unseres Volkes“, sagte er leise. —

Ein paar Tage später fuhr um die Mittagsstunde eine Totengondel von Chioggia über die Lagune zum Festland. Der weiße Sarg war mit Blumen geschmückt, und die düsteren Wasser der Lagune glühten auf, als die Gondel sie durchschnitt. Der Gondolier ließ das Fahrzeug mit sanfter Biegung am Ufer halten. Dort ergriffen ein paar Fischer den Sarg und trugen ihn zu einem prunkvollen Leichenwagen, dessen Motor sein totes Leben zitterte. Remo, Carlo und Maria standen zwischen neugierigen Fischern am Leichenwagen. Sie standen alle drei unbeweglich, als der weiße Sarg in den Wagen gehoben wurde. Dann bestiegen sie den Kraftwagen des Präfekten, hinter welchem ein Wagen für die Begleiter wartete.

Die drei Wagen fuhren davon, durch die selig atmende Ebene, über welcher der grüne Brautschleier des Frühlings lag, an heiteren Schlössern vorüber, durch belebte Städte. Sie durcheilten Bergamo, mit dem Glanz seiner Hochburg, und glitten dann auf breiten Straßen der Schweizer Grenze zu. Als die sinkende Sonne den Comer See noch einmal zärtlich aufblicken ließ, erreichten sie die Grenze. Jenseits der Grenze stand, grau, zerfallen, alt, der Commendatore Meroni und hob langsam den Hut. Carlo grüßte ihn von fern; Remo wandte sich ab.

Während der Formalitäten, dieser furchtbaren Formalitäten, welche die Begleiter zu erledigen hatten, stand Carlo unbeweglich am Leichenwagen, bis man den Sarg zurüchbrachte. Endlich öffneten sich die Grenzschranken.

Remo hob die Hand zum Gruß. Da erhob sie auch Carlo als Gruß und Segen zugleich. Der Leichenwagen fuhr über die Grenze.

Mit dem Sarge seiner Mutter war Carlos Seele in die Erde gesunken; dann war sie wieder auferstanden. Jetzt zog sie mit dem dahineilenden Wagen, welcher die Reste Nikes barg, davon in die Ferne. Seine Seele wollte noch nicht bei ihm bleiben.

Remo und Maria nahmen ihn und führten den lebenden Toten heim. Der Dämon Trauer, der aus der Erde kommt, hatte Besitz von ihm ergriffen.

Siebzehntes Kapitel

Frühling in La Fraccia? Es ist möglich, daß draußen ein reiner Frühling lebt, ein lombardischer Frühling, mit der Innigkeit kleiner Blüten und grün verschleieter Sträucher. Es ist möglich, daß darüber ein zerbrechlicher Himmel steht, in welchen die fernen Apengipfel wie eine gefrorene Melodie hinein ragen. Es ist ja alles möglich. Nur Carlo fühlte nichts von dem Segen der Möglichkeiten.

Als er eine Woche nach dem Tode Olgas vom Gericht die Mitteilung bekam, daß die Hypothek auf La Fraccia im Auftrage des verstorbenen Fräuleins Olga Meroni gelöscht sei, brach er zusammen. Bis dahin hatte er sich noch aufrecht gehalten, weil er vor den Menschen kein Jammerbild abgeben wollte. Etwas wie Stolz, ja, vielleicht sogar Eitelkeit hatte ihn aufrecht erhalten. Daß Olga aber an die Löschung dieser Hypothek noch vor ihrem Tode gedacht hatte, — zwei Tage vor ihrem Tode hatte sie den Brown-Konzern mit der Erledigung der Löschung betraut — das schlug ihn zu Boden. Mit dieser Nachricht fielen alle künstlichen Stützen ab; es blieb nichts mehr als ein furchtbares Stück Leid. Der Dämon Trauer war Sieger über ihn geworden.

Durch Remos Vermittlung hatte man ihm die kleine etruskische Figur wieder zugestellt, welche Olga in Händen gehalten hatte, als sie ins Meer geglitten war, und die diese Hände noch hielten, als man den Körper bei Chioggia fand. Das Figürchen sprach zu ihm und setzte seine geistigen Kräfte, die bis dahin still standen, ganz langsam wieder in Bewegung. Sie sprach zu ihm mit den Worten aus Nikes Brief. So kam er zunächst einmal zu der Ansicht, daß alles vorgezeichnet

sei, und von dieser Weltanschauung aus — so dumpf sie sein mochte — begann er wieder am tätigen Leben teilzunehmen.

Ende April, als Maria ihn besucht und ihn ganz unmerklich zum Sprechen gebracht hatte, durchschloß es ihn: „Morgen ist ja der erste Mai. Was sollte da noch sein?“ Richtig, am ersten Mai erwartete ihn Remo; Remo wollte mit ihm über die Malaria-Aufklärung sprechen. Gut, mag er. Es ist ja doch alles gleich. Er gab Anordnung, daß man für morgen seine Stadtkleider bereithalten solle. Als er diesen Befehl gegeben hatte, rief sein Onkel Primo an.

„Mein lieber Junge“, sagte Primo, „ich fahre morgen in die Stadt. Willst Du mitfahren? Dann hole ich Dich um zehn Uhr ab.“

Ist das Zufall, fragte Carlo sich. Oder sorgen sie still und gütig für mich? Er nahm die Aufforderung an, und am folgenden Morgen fuhr er mit Primo durch grüne Reisfelder der Stadt zu.

Primo lenkte den Wagen mit zäher Ruhe. Sein stärker gewordener Cäsarenkopf mit den fallenden Gesichtszügen hing über dem Steuer; er schob den Kopf so stark nach vorn, daß das Doppelfinn verschwand. Während der Fahrt begann er, immer starr geradeaus sehend, zu reden; er sprach leicht hin; es mochte den Eindruck erwecken, als ob er nur einen Überschuß seiner Kräfte, soweit er sie nicht für seine Tätigkeit verwandte, für diese Unterhaltung benutzte. Er erzählte vom Ergehen des Vaters, dessen Weinanlagen so gut gediehen, daß er, Primo, um die Kulturen zu vergrößern, einen westlich an La Voluta angrenzenden Hang dazu erworben hatte. „Denn das lohnt sich. Was der Alte anpflanzt, das pflanz er an mit Sinn und Verstand.“

Carlo nickte. „Ich habe vieles gesehen, was andere Söhne erst zu sehen bekommen, wenn ihre Väter tot sind. Ich kann

zu seinen Lebzeiten schon beurteilen, was er in La Graccia geleistet hat.“

Der schwere Kopf nickte, während die Hände den Wagen um ein irrendes Huhn herumleiteten. „Belastend für Deine Arbeit ist nur noch die dicke Meroni-Hypothek“, sagte Primo, die Augen scharf nach vorn gerichtet.

„Die ist gelöscht, Onkel Primo.“

Der Wagen schleuderte leicht. Primo riß an der Bremse. Der Wagen stand. Der Arzt ließ die Hände vom Steuer sinken. „Was heißt das? Die Hypothek besteht nicht mehr?“

„Sie gehörte Nife. Nife hat sie zwei Tage vor ihrem Tode durch den Brown-Konzern löschen lassen.“

Primo schwieg. Dann wandte er den Kopf seinem Neffen zu. „Das wußte ich nicht, Carlo. Man hat es mir noch nicht mitgeteilt. Vielleicht habe ich den Brief des Gerichtes auch verframt. Unsereins hat so viele Zeitschriften, die man doch nicht ansieht. Darin bleibt dann manchmal etwas hängen.“ Er sprach hastig und fast mechanisch. „Gelöscht, sagst Du?“

„Hier ist die Benachrichtigung des Gerichtes, Onkel Primo. Ich habe sie Dir mitgebracht, um mit Dir darüber zu sprechen.“

Mit spitzen Fingern entfaltete der Arzt das Papier und las es aufmerksam. Dann gab er es Carlo zurück und sagte nur: „Das ist die Rettung.“ Er löste die Bremse und gab Gas. Sie schwiegen lange.

Nach einiger Zeit fragte Carlo seinen Oheim: „Versteht Du, warum gerade das Edle zugrunde gehen muß?“

Primo sah scharf nach vorn. „Nein, ich verstehe es nicht. Aber vielleicht sollen wir es auch gar nicht verstehen. Vielleicht ist sie aber auch gar nicht zugrunde gegangen, sondern hat ihr Leben erfüllt. Ein kurzes Leben ist doch noch lange kein unerfülltes Leben. Daß der Wert eines Lebens nicht von seiner Dauer abhängt, das muß ich täglich bei meinen Kranken

erleben, von denen leider allzuwiele das biblische Alter erreichen.“

„Ach, ich hätte sie so gern behalten!“

„Ich hätte es Dir gegönnt, Junge. Weiß Gott, ich hätte es Dir gegönnt.“

„Du glaubst doch nicht, daß sie krank war?“ Carlo sah den Arzt ängstlich an.

„O, nein!“ Primo schüttelte nachdrücklich den Kopf. „Wären nur alle so gesund wie sie es war, dann stände es besser um die Welt. Sie ist ein Opfer des Zeitkampfes. Sie war zu stolz, um sich in die Etappe zu drücken. Sie hätte es können. Palazzo Meroni bei Locarno mit allem Komfort der Neuzeit. Dich hätte sie schon hinüber gelockt, und Ihr hättet die dortige Gegend umgekehrt, hättet eine Zeitschrift herausgegeben oder etwas Ähnliches getan, was man so tut, wenn man reich ist und nichts zu tun hat. Darauf ist sie gar nicht gekommen. Das ist ja das Kriterium des vornehmen Menschen: auf gewisse üble Dinge kommt er gar nicht, und wenn sie auch tausendmal zu seinem Vorteil wären, ja, wenn sie ihm das Leben retten könnten. Er kommt einfach nicht darauf, mag er auch sonst noch so klug sein. Die sogenannten Lebensklugen, will sagen, die Gerissenen, die Minderwertigen, nennen das Dummheit, bestenfalls Lebensuntüchtigkeit. Ich nenne es vornehm.“

„Ich danke Dir, Onkel Primo.“

Sie fuhren in die Stadt ein, und Primo steuerte den kleinen Wagen durch bunte Gemüjestände, durch feilschende und gestikulierende Menschen hindurch zur Präfectur. Ein alter Diener grüßte im Vorzimmer. „Der Herr Präfect läßt bitten.“

Remo erhob sich von seinem leeren Schreibtisch, während ein Sekretär mit einer dicken Mappe unter dem Arm das Zimmer verließ. Der Präfect sah abgearbeitet aus. Nur seine

Augen hatten den alten, weiten Glanz. Er begrüßte die Freunde kurz und herzlich.

Aber der Arzt zog ein Gesicht. „Lieber Präfekt“, murmelte er, „ich werde nächstens wieder einmal eine Viertelstunde an Ihnen herumhören müssen. Alles in Ehren, aber Arbeit darf nicht zum Laster ausarten. Und überlegen Sie sich doch weiter, wie Sie meinem ärztlichen Ruf schaden, wenn Sie, der Präfekt, hier zusammenbrechen. Das können Sie schon mir gegenüber nie wieder gut machen.“

Remo lächelte sein feines Knabenlächeln und versprach dem Arzt die Viertelstunde, aber nur unter der Bedingung, daß Primo ihn nicht auf Urlaub schicke. Dann wandte der Präfekt sich rasch zu Carlo und fragte ihn ernst nach seinem Ergehen. Primo griff ein. Er stellte Carlos Zustand selbstredend als angegriffen aber doch als aufbaukräftig dar. „Zudem, lieber Freund, haben sich die äußeren Verhältnisse Carlos erheblich verbessert. Seine Zukunft wird viel leichter sein, als es die seiner Eltern war.“ Er berichtete dem Präfekten von der Löschung der Hypothek.

Remo sah einen Augenblick lang zum Fenster hinaus. Halbblaut, fast abwesend, sagte er: „Wundervoll war dieser Mensch! Ein Jammer!“

Dann straffte er sich, und sein Gesicht, das eben noch einen weichen Zug gezeigt hatte, wurde fest und stark. „Lieber Carlo“, sagte er, „ich freue mich, daß Du pünktlich bei mir erscheinst. Ich habe mir die ganze Sache durch den Kopf gehen lassen. Wir brauchen Dich. Es genügt nicht, daß die Masse ruft: ‚Zu uns, zu uns!‘ — Wir müssen auch solche Einzelgänger wie Dich erfassen, sie vor Aufgaben stellen zum Wohl der Gesamtheit, ganz gleich, ob sie zu uns gehören oder nicht. ‚Du sollst Deinem Lande dienen‘, ist unser erstes Gebot. ‚Deine eigene Freiheit fängt dort an, wo der Staat

aufhört', ist unser zweites. Was ich jetzt als Vertreter des Staates von Dir fordere, das kannst Du leisten." Nun begann Remo, dem Freunde einen sorgfältig durchdachten und aufgebauten Vortrag zu halten. Er sprach über die Bekämpfung der Malaria, über die bisherigen Leistungen auf diesem Gebiet und über den jetzigen Stand der Vorsorge. Des öfteren erwähnte er den Advokaten Antonio Cavadini; er erwähnte auch kurz Donna Madeleine Corner und deren Pläne, die der Krieg zerstört hatte; er zeichnete in klaren Linien die Notwendigkeit einer weiteren Aufklärung unter der Bevölkerung und skizzierte die Mittel, welche angewandt werden sollten. „Für diese Arbeit müssen wir Leute haben, die gebildet genug sind, um in das Wesen der Krankheit eindringen zu können, die aber auch mit der Bevölkerung Fühlung haben, und die unseren lombardischen Dialekt sprechen. Sie müssen sich — ich möchte sagen ‚blutsmäßig‘ — des Ernstes und der Bedeutung ihrer Aufgabe bewußt sein. Du, Carlo, verfügst über alle diese Voraussetzungen. Du wirst Dich im Malaria-Institut der Provinz vorbilden lassen. Man wird Dir auch die technischen Dinge zeigen, die Verwertung der Lichtbildapparate und der Grammophone. Dann wirst Du mit einem besonders dafür eingerichteten Auto in der Provinz herumfahren und in den einzelnen Orten Deine Vorträge halten. Wenn Du erst eingearbeitet bist, werde ich Dir die Bekämpfung der Malaria in der Provinz ganz übertragen.“

Primo nickte. „Die Arbeit wird ihn nicht so stark in Beschlag legen, daß seine Arbeiten in La Graccia darunter leiden, Präfekt? Noch bin ich sein Vormund. Er wird erst im August mündig . . .“

„Nein, Doktor. La Graccia liegt zentral. Mit einem Auto kann er von dort aus die Orte der Provinz fast alle in einer Stunde erreichen. Er spricht eine Stunde und fährt eine Stunde zurück. Das sind zweimal in der Woche je drei Stunden,

die er sonst vergrübeln würde. Und seinen Vergil kann er an den anderen Tagen lesen.“

„Aber er wird eine Hilfskraft brauchen“, sagte Primo nebenbei, und brach sich eine Toscana-Zigarre durch.

„Bitte, hier nicht rauchen“, bemerkte Remo kurz. Primo lachte, murmelte: „Aha, die Luft!“ und steckte die Zigarrenstücke in seine Brusttasche. „Ja“, fuhr der Präfekt fort, „eine Hilfskraft zur Bedienung der Apparate. Das ist richtig. Aber da wird das Institut schon irgendeinen tüchtigen jungen Mann . . .“

Primo sah den Präfekten mit zusammengezogener Stirn von unten an. „Muß es denn durchaus ein Mann sein?“ fragte er.

„Hatten Sie an jemand besonderen gedacht, Doktor?“

„Ach nein, Präfekt. Es ist nur so ein Einfall, der auf ärztlichen Voraussetzungen beruht. Ich bin der Ansicht, daß es in dieser Aufbauzeit für Carlo gut wäre, wenn er mit einer Persönlichkeit zusammenarbeiten würde, die er schon kennt. Möglichst wenig neue Gesichter. Sie erinnern sich an die Tochter des gefallenen Paolo Veneziano? Schön. Mit ihr ist Carlo seit ihrer Kinderzeit gut befreundet. Sie hat alles Schwere mit ihm zusammen erlebt. Sie kannte das verstorbene Fräulein Meroni gut. Zudem wohnt sie dicht bei La Fraccia. Sie ist zuverlässig und geschickt. Die beiden könnten gut zusammen arbeiten.“

„Wäre Dir eine Arbeit mit Fräulein Veneziano zusammen lieb?“

„Ja, Remo. Das wäre mir lieb. Ich kenne Maria, und sie kennt mich. Du hast Recht mit allem, was Du sagst. Wenn Du mir Maria mitgibst, dann erleichterst Du mir die Arbeit. Sie kannte Olga, und ich kann dann auch einmal mit ihr von Olga sprechen. Du verstehst mich.“

Der Präseft verstand. Er gab Carlo noch einige Hinweise, und als dieser nach La Fraccia zurückkehrte, sprach er mit Maria über ihre geplante gemeinsame Tätigkeit. Marias Herz leuchtete auf, aber in ihre Augen stieg nur ein ganz feines Licht der Freude, das Carlo nicht bemerkte. In der Berzweiflung, dachte sie, vergißt man doch allzuleicht die großen Möglichkeiten, die noch in der Zukunft stecken. Wer hätte gestern gedacht, daß Carlo heute so ernst und gefaßt von einer neuen Arbeit reden würde?

Donna Emma begeisterte sich für die Aufklärung der Bevölkerung. Sie konnte dieses segensreiche Werk der Regierung nicht genug preisen. Es sei wichtiger als die großen Straßenanlagen — so erklärte sie allen Freunden und Nachbarn — wichtiger als das Arbeitsbeschaffungsprogramm und die neue Jugenderziehung. Der Wagen, welcher den beiden zur Verfügung gestellt war, erregte ihre ständige Bewunderung. Man konnte die Türen mit einem einzigen Druck öffnen; der Lichtapparat und das Grammophon konnten von einem Kind herausgerollt werden; eine Lautsprecheranlage ermöglichte die stimmliche Beherrschung großer Säle und öffentlicher Plätze. Ein eigenes Abteil hinter dem Führer des Wagens war für Carlo und Maria bestimmt. „Welches Glück, Maria“, sagte Donna Emma immer wieder, wenn sie, die Wurzelhände über die Schürze gekreuzt, Marias Abfahrt von La Perla beiwohnte, „daß Du diese Arbeit zum Wohle unseres geliebten Landes leisten darfst.“ Und mit erhobenem Arme stand sie da, wenn das Auto mit den beiden davonfuhr.

So ließ sie das Auto ein ganzes Jahr hindurch abfahren, und eines Tages sagte Carlo zu Maria: „Deine Mutter sollte eigentlich eine rote Rose zwischen die Zähne bekommen, wie unser Stationsvorsteher.“

Die beiden lachten ein gemeinsames, heiteres Lachen. Maria fühlte, wie ihr Herz höher schlug. Jetzt wird er wieder

gesund, dachte sie. Ach ja, Nife, ich bekomme ihn wieder gesund. An diesem Abend fuhren sie in ein Dorf, das seit un-
ausdenkbaren Zeiten schwer unter der Malaria litt. Es war
mitten zwischen Sümpfen gelegen, zwischen wenigen, kranken
Äckern, mit niedrigen Häusern und einer in sich versunkenen
Kirche. Das ganze Dorf atmete Feuchtigkeit; im Saal der
Arbeitserholung bog sich der Kalkverpuß an den Wänden.
Carlo warf einen Blick auf die Kanäle, welche am Dorfe
vorüberführten. „Eure Kanäle liegen zu hoch“, erklärte er
dem Dorfbürgermeister, einem alten Bauern, der vom
Fieber zernagt wurde, „das Wasser muß ja von oben in Eure
Häuser hineinsickern.“ Der Bürgermeister nickte. „Wir
wissen es. Es sind Duzende von Kommissionen hier gewesen.
Aber dann bleibt alles beim alten.“ — „Wir werden sehen“,
erwiderte der junge Mann kurz und begab sich in den Vortrags-
saal.

Am nächsten Morgen legte er dem Präfekten in einem
klaren Bericht die Mißstände dar, welche in diesem vergessenen
Dorf herrschten. Am Tage darauf ließ der Präfekt in La
Traccia anrufen und mitteilen, daß er Carlo am Nachmittage
abholen würde, um selbst das Dorf in Augenschein zu nehmen.

Es war wieder Sommer, der quälende Sommer der
Lombardei, mit seinen Rissen von heißem Dampf und mit
seinen Lichtgeheimnissen, aus denen das Werk des größten
Künstlers aller Zeiten, das Werk Lionardos herausgewachsen
ist. Remo atmete ein wenig schwer, als sein Wagen vor La
Traccia hielt. „Carlo“, rief er, „nimm Dir einige Sachen mit.
Wir wollen für ein paar Tage in die Berge gehen.“

„In die Berge, Remo?“

„Nach Santa Maria, Carlo. Wir haben es verdient, daß
wir ein wenig Bergluft schöpfen.“

Als sie durch die brodelnde Hitze der Ebene fuhren, sprach
Remo nur wenig. Im Dorf stellte er kurze Fragen an den

Bürgermeister. Er verglich die Antworten des Fieberkranken mit Carlos Bericht, welchen er aus der Tasche gezogen hatte. „Die Angaben der Wassergeschwindigkeiten in den verschiedenen Jahreszeiten fehlen“, bemerkte er kurz. „Im Anhang, Herr Präfekt“, entgegnete Carlo sachlich, ohne daß sich sein Gesicht veränderte. Remo fand die Aufzeichnungen und nickte.

Als der Wagen am Langensee entlang glitt, äußerte Remo, daß er Carlo im nächsten Monat zum Leiter des Malaria= schutzes der Provinz ernennen würde. „Jetzt schon?“ fragte Carlo und sah den Freund ungewiß an.

„Ja, jetzt schon, Carlo. Ich bin mit Deiner Arbeit zufrieden. Diese Arbeit wird Deine Lebensarbeit werden. Und mit der sollte man möglichst früh anfangen.“

Der Wagen stieg rasch. Zwischen den Felsen lebte feuchte Kühle, und das Licht lag wie eine Traumdecke über den Schluchten. Das Wasser sickerte über schwarzes Gestein und durch sehr grünes Moos, aus welchem feine Kräuter heraus= starrten. Bald weitete sich vor den Freunden die Hochebene von Santa Maria Maggiore, die in einem Bergduft von Kühle, Sonnenglanz und Kräutergeruch zitterte. Carlo ergriff die Hand des Freundes. „Ach, Remo, das ist Santa Maria — das war ein lieber Gedanke von Dir . . .“ Nach einer kurzen Pause fuhr er sinnend fort: „Ja, damals . . .“

„Ja, damals“, murmelte Remo, und ein Zucken ging um seinen Mund.

„Weißt Du noch, Remo . . .“

„Alles weiß ich, Carlo.“

„Weißt Du noch, die Mutter . . . was wir über den kom= menden Krieg sprachen . . . was etruskisch ist . . . wie die Welt werden müsse . . .“

„Alles weiß ich, Carlo.“

Mein Gott, wie verfällt plötzlich Remos Stimme! Mit einem Ruck wandte sich der junge Mann dem Freunde zu. „Was hast Du? Du bist plötzlich so traurig? Remo . . .“

„Ich bin müde, mein Junge. Vielleicht hat Primo doch recht. Ich bin überarbeitet. Und hier in der reinen Luft löst sich die Spannung ein bißchen plötzlich.“ Der Präfekt hüllte sich in seine Wagendecke und wandte den Kopf weg.

„Nein, Remo, das glaube ich Dir nicht.“ Er beugte sich zu dem Freund und sagte klar: „Dich beschäftigt etwas ganz Besonderes.“

Remo warf den Kopf herum; die Augen funkelten und die Stirnader trat stärker hervor. Das Antlitz war bleich. So veränderte sich Remo sonst nur, wenn ihm eine menschliche Ungerechtigkeit oder eine Gemeinheit in den Weg trat, über die er sich bis in den Grund seiner Seele empörte. Aber Carlo fühlte unter dieser äußeren Veränderung eine seelische Not seines Freundes. So griff er nach Remos Hand und flüsterte: „Du kannst es mir ruhig sagen, Lieber. Ich bin älter geworden.“

Remo sah ihm in die Augen. Dann aber schloß er die seinen plötzlich, warf den Kopf zurück und sagte hart: „Schweig!“

„Remo!“

Wie durch einen Blitz wurde dem jungen Menschen die Vergangenheit beleuchtet. Mit einem Schlage begriff er. Er begriff, daß dieser Mann, der starr und fast leblos neben ihm saß, Madeleine Corner, Carlos Mutter, geliebt hatte; daß er die Tote noch heute liebe. Und er begriff weiter, wie gütig ein verhängtes, undurchsichtiges Schicksal doch noch mit ihm, dem Sohn dieser Madeleine, umgegangen war, ein Schicksal, welches ihm Mife ganz gegeben hatte, während diesem Manne an seiner Seite, diesem echten Helden, nichts

geblieben war als die quälende Erinnerung an ein unerfülltes Sehnen.

Nun beschäftigte sich Carlo viel weniger mit seinen eigenen Erinnerungen als mit denen des Freundes. Er verstand, daß Remo noch einmal in der Welt Madeleines leben mußte, und so suchte er mit Sorgfalt die Spazierwege aus, auf denen die Mutter sie damals begleitet hatte. Er knüpfte die Gespräche, welche sie jetzt führten, an die Gespräche von damals an. Sie beide erkannten, daß sie seit jenem Sommer überreich geworden waren an Erfahrungen, daß sie vom Leben verbrannt waren, daß ihr Wollen aber gleich stark war wie damals. O ja — sie sahen beide die Welt jetzt anders als sie sie in jenem Vorkriegssommer gesehen hatten. Aber sie sahen sie nicht entzaubert oder gar häßlich. Sie hatten in ihr neue Fragwürdigkeiten, neue Geheimnisse, neue Tiefen und neue Wunder entdeckt, und jeder von ihnen beiden griff mit der Kraft seiner Seele nach diesen neuen Wundern, bereit, sie festzuhalten und männlich zu verehren.

Remo ging auf Carlos Vorschlag ein, noch einmal jenes Schweizer Gebirgstal aufzusuchen, jenen Ort, in welchem der Oheim des Präfecten einst seinen Träumen gelebt hatte. Der alte Mann war längst gestorben; sein großes Besitztum im Dorf, mit dem goldgespitzten Parfgitter und den hohen Palmen vor dem Haus, war in andere Hände übergegangen. Die Photographien der französischen Großen, welche dem Alten einst seine Kunst des Raminbaues bestätigt hatten, mochten in alle Welt zerstreut sein; mit ihnen auch das Bild der Donna Clelia Cavadini, das die schöne Widmung getragen hatte: „Bewahre das Feuer!“ Von dieser Widmung wußte Carlo nichts, aber Remo dachte daran, als sie den von Bergwässern gerissenen Zickzackweg nach La Monda hinauffliegen. „Das also“, überlegte sich Remo, „ist von dem alten, nichts-nützigen Geschöpf übrig geblieben, dieses Wort: ‚Bewahre

das Feuer!' Zynisch hat sie es gemeint, hingeworfen hat sie es — und mir ist es als das Wort ihrer Tochter in jener ernstesten Stunde im Garten von La Traccia, bevor ich in den Krieg zog, zum Lebensheiligtum geworden. Das Gemeine wurde veredelt — ja, so war es — und das ist vielleicht überhaupt der letzte Sinn, für welchen die Reichen der Geschlechter zu kämpfen haben.“

Sie schritten durch die klösterliche Pforte von La Monda ins große Heiligtum der Kastanien. Die alten Bäume waren gepflegt, von ihren Schößlingen befreit und zum Teil mit Zement gesichert. Die Terrassen waren erneut, und das Haus selbst leuchtete in einem festlichen Rot. Als sie auf die Haus-terrasse traten, mit dem umfassenden Blick über die weiten, atmenden Gebirgstäler und die geheimnisvolle Tiefe ihrer Bergwässer, näherte sich ihnen ein junger Gärtner, welcher nach ihren Wünschen fragte. Er musterte Remo und sagte freundlich: „Sind Sie ein Verwandter des Herrn?“

„Ich bin der Nefte des verstorbenen Herrn. Den jetzigen Herrn von La Monda kenne ich nicht. Er soll ein Deutscher sein?“

„Ja. Aber Sie sehen ihm ähnlich. Sehr ähnlich. Das ist seltsam. Sie könnten sein Bruder sein.“

„Woher stammt er?“ erkundigte sich Carlo, während er Remo musterte.

Der Gärtner zuckte die Achseln. „Wir kennen das Land nicht. Aber auf seinem Schreibtisch oben im Hause liegt eine bronzene Speerspitze. Die ist in seiner Heimat gefunden, und er hat einen Zettel darauf geklebt mit dem Namen des Fundortes.“

„Ist der Herr nicht da?“

„Nein, er ist in Deutschland. Aber Sie dürfen das Haus gern ansehen, er erlaubt es.“

Der Präsekt lehnte mit starken Handbewegungen ab. Carlo jedoch spürte den Sinn dieser Bewegungen. Er wußte, daß der Freund die letzte Auseinandersetzung mit dem Verangangenen noch scheute; er wußte, daß Remo auf dem Balkon von La Monda mit ihm sprechen mußte, und er wußte, daß vieles in diesem Manne sich dagegen wehrte. Aber Carlo wußte ebenso, daß nach dieser Aussprache Remo und er auf Gedeih und Verderb verbunden sein würden, in einer Bindung, die unzerstörbar sein mußte. Und das wollte Carlo.

„Wir gehen doch hinauf, Remo“ sagte er ruhig. „Wir wollen unsere Reise nicht um ihren letzten Sinn bringen.“

Langsam hob Remo das Haupt und sah Carlo ruhig an. „Du nimmst damit große Verpflichtungen auf Dich, Carlo.“

„Ich weiß es.“

„Gut. Gehen wir.“

Sie stiegen die Seitentreppe zum Hause hinauf. Wie anders sah es jetzt hier aus als damals. Gewiß, die Räume waren noch die gleichen, aber sie waren verfeint und belebt. Starke Farben und Kelims gaben dem Hause ein in dieser Bergeinsamkeit unerwartetes, lebendiges Gepräge.

„Sieh einmal die Bibliothek“, sagte Carlo, als Remo noch zögerte, den Balkon zu betreten. „Was ein Deutscher alles lieft! Vergil, Dante, Petrarca, die deutschen Klassiker, wirtschaftliche Bücher! Da hat er sogar zwei italienische Sprüche hängen. Das ist lustig, Remo. Lies!“

Remo las: „Genug gelernt hat der, welcher nichts anderes gelernt hat, als zur rechten Zeit zu schweigen.“ — „Eine Unze gesunden Menschenverstandes hat mehr Wert als zehn Zentner Wissenschaft.“ Der Präsekt nickte. „Ja, ja, das ist so etwas, wie letzte Erkenntnis. Man muß aber lange studiert haben, bis man dahinter kommt.“

Auf dem Schreibtisch lag die Speerspitze, von welcher der Gärtner gesprochen hatte. Carlo packte den Arm des

Freundes. „Sieh — Remo — das ist die gleiche Spitze, wie wir sie auf der Halbinsel gefunden haben . . . das ist sonderbar. Hier steht der Fundort. ‚Bardowick bei Lüneburg.‘ Was ist das, Remo?“

„Bicus Bardorum. Es ist ein Dorf, dort hoch im Norden an der Elbe. Von dort kamen die Langobarden.“

Carlo sah vor sich hin. „Und das ist seine Heimat. Und er sieht Dir ähnlich, Remo, so ähnlich, daß der Gärtner Dich für seinen Bruder hielt . . .“

Remo nickte gleichmäßig. „Was wissen wir, lieber Carlo! — Jetzt komm!“

Sie traten auf den weinumrankten Balkon. Die blaue Tiefe unter ihnen ließ durch das ferne Rauschen ihrer Wasser die große Stille milder werden; die große Stille, die dem Tod zu nahe verwandt ist. Die sanft gebogenen Täler, welche von La Monda aus wie Sicheln in die Ferne streben, zitterten metallisch im Feuer der Bergsonne.

„Der große Berg heißt Piodo di Crana; der dort Pizzo Pelose.“

„Ich habe es nicht vergessen, Remo.“

„Ich weiß, mein Junge, Deine Mutter sagte hier: ‚Es ist vielleicht doch gut, wenn man sich selbst die Dinge beim Namen nennen kann.‘“

„Ach, Remo, nenne sie auch mir beim Namen. Ich bin nicht mehr Carlo von damals, der kleine Junge. Lieber Remo, sprich. Deinerwegen- und meinerwegen.“

Der Präfekt senkte den grauen Kopf. „Da ist wenig zu sagen. Es ist alles sehr einfach, so einfach, daß Du es selbst schon ahnst. Dein armer Vater glaubte nicht, daß es heilig und heilig gewesen war. Durch einen unseligen Zufall sah er den Kuß, welchen die sterbensranke Frau mir, dem totkranken Manne, gab. Das war der zweite, der letzte Kuß, den ich von ihr erhielt. Den ersten hatte sie mir gegeben, als

ich ins Feld ging. An diesem zweiten Ruß ist sie gestorben, und Deinen Vater hat es weiter hinein in die Krankheit getrieben, welche durch den Krieg vorbereitet war, und die dann durch Dich ganz zum Ausbruch gekommen ist. Du hast ebenso gelitten wie ich, Carlo, und leidest weiter ebenso. Aber wir wollen an unser gemeinsames Leid nicht mehr rühren. Wir wollen unsere Kräfte nicht in das Leid versenken. Sonst wuchern sie und bringen keine Frucht. Nur durch die Tat geben wir dem Sterben der von uns geliebten Frauen noch nachträglich einen heiligen Sinn.“ —

Dieser Aufenthalt in La Monda war nicht nur für Carlo, sondern auch für Remo entscheidend geworden. Carlo nannte ihn „das Fest der Speerweihe“, in Erinnerung an die nordische Speerspiße, welche sie dort im Berghaus gesehen hatten. Remo widersprach dem nicht. Denn von da an war der Altersunterschied zwischen den beiden verwischt, Carlo war der jüngere Mann, welcher dem älteren durch ein hochachtendes Freundschaftsverhältnis verbunden war. Remo zog den Freund unauffällig in den Kreis seiner Arbeit hinein; Carlo, der inzwischen mündig geworden war, führte bedeutungsvolle Aufträge mit feinem Takt aus, ohne daß er dadurch merkbar in die Öffentlichkeit getreten wäre. Seitdem er La Fraccia selbst verwaltete, verlor sich bei ihm mehr und mehr das Bedürfnis hervorzutreten. Er wurde in dieser Hinsicht seinem Vater ähnlich. „Das ist nichts für mich,“ antwortete er nur, wenn der Präfekt ihn fragte, ob er einen Posten oder einen Titel wünsche. Und Maria, die zwar den Freund gern im Glanze eines Titels gesehen hätte, setzte hinzu: „Herr Präfekt, lassen Sie ihn nur, wie er ist. Man kann nicht mehr viel an ihm ändern. Er ist und bleibt ein lateinischer Bauer.“ Remo lachte. Er wußte, daß die gelehrten Bauern im Norden, dort, wo jene Speerspiße gefunden war, lateinische Bauern genannt werden. Er fand

diesen Namen für Carlo ganz bezeichnend. Eines Abends, als er in La Fraccia vorsprach, weil ein großer Kampf gegen die Malaria mädchen vorbereitet werden sollte, fragte er Maria sogar, ob der lateinische Bauer zu Hause sei.

„Nein“, antwortete Maria, welche auf der Terrasse Gemüse pflanzte, „er ist in La Voluta bei dem anderen lateinischen Bauern.“

„So? Sieh da. Geht er des öfteren dort hin?“

Maria errötete. Sie war sehr schön geworden. Schön in ihrer natürlichen Kraft. „Seit einiger Zeit geht er jede Woche hin. Ich habe das geregelt.“

„Geregelt? Wieso?“

„Ich habe gelogen, Herr Präfekt. Ich habe dem Vater gesagt, der Sohn möchte ihn gern besuchen, und dem Sohn habe ich gesagt, der Vater möchte ihn gern sehen . . . So ist es zustande gekommen. Seitdem kommt auch der Commendatore gelegentlich wieder hierher, aber nur, wenn Carlo nicht zu Hause ist.“ Maria senkte das Köpfchen über die grünen Erbsen und arbeitete mit verlegener Lebendigkeit.

Remo sah hinaus in den wolkenlosen Himmel. Ach ja, dachte er, wenn Madeleine ein wenig von solcher Klugheit gehabt hätte!

„Finden Sie es unrecht, Herr Präfekt?“ fragte Maria verlegen.

Remo lachte. „Unrecht und Recht, Maria. Ich dachte gerade: ‚Wenn doch Carlos Mutter ein wenig von solcher Frauenklugheit gehabt hätte.‘ Sie würde ihrem Mann das Leben sehr erleichtert haben. In solchen Fällen kommt es wohl nur noch auf den guten Zweck an.“

„Ich gebe mir Mühe, den Menschen das Leben zu erleichtern, Herr Präfekt.“

„Insbesondere Ihrem Freund Carlo, Maria. Dadurch ist er imstande, die großen Arbeiten zu leisten, welche ich von

ihm fordern muß. In den nächsten Jahren werde ich noch mehr von ihm fordern müssen.“ —

Die nächsten Jahre. Was sind Jahre? Jahre sind ein Begriff, sind Kalender, Namen und Ziffern. Jahre sind rhythmische Folgen von wiederkehrenden Saaten und Ernten, von vielen großen, goldenen Sonnen, die aber doch wohl nur die gleiche Sonne sind. Jahre in La Fraccia waren die Reisernten, welche aus den vier Elementen stiegen. Jahre waren die Weintrauben Gisbert Corners, die längst für die Tafeln der Reichen begehrt wurden, Trauben, groß, bräunlichrot und glasig, mit einem zarten Flaum. Carlo dachte nur noch in Jahreszeiten, in Bearbeitung der Erde und in Aufklärung seiner Mitmenschen. Der einzige Titel, welcher ihm Freude machte, kam aus dem Volk, das ihn den „Mückenkönig“ nannte.

Eines Tages, als er Berzona aufsuchte, ein abgelegenes Dorf den Bergen zu, um dort neue Vorsichtsmaßregeln gegen die Malaria zu prüfen, trat eine alte Frau mit einem bunten Kopftuch auf ihn zu und fragte ihn: „Sind Sie der Mückenkönig?“

„Ja.“

Die Alte wiegte den Kopf. „Warum haben Sie Ihre Königin nicht mitgebracht?“ Die Umherstehenden lächelten befangen.

Berdukt sah Carlo auf. Er war älter geworden, und seine Gesichtszüge glichen eher denen eines Fünfunddreißigjährigen als denen eines Fünfundzwanzigjährigen. „Die Mückenkönigin kommt nur mit mir, wenn ich Euch etwas erzähle und Bilder zeige. Dann hilft sie mir. Heute hätte sie nichts zu tun.“

„Nein, nein!“ Eine knochige Hand ging vor Carlos Augen durch die Luft. „Glauben Sie einer alten Frau, Herr

Mückenkönig. Wenn man eine schöne, junge Königin hat, dann nimmt man sie mit. Habt Ihr Kinder?“

„Noch nicht . . .“ antwortete Carlo verlegen. Wie konnte er der Alten sagen, daß Maria und er ja gar kein Ehepaar seien.

„Kinder müßt Ihr haben. Denn was sind die Jahre! Ihr wartet auf die erste Bewegung des Kindes in ihrem Leib, die mit dem wachsenden Monde kommt. Ihr seht, wie die Frau unbeweglich wird, und wie sie sich verklärt, wie die Mutter Gottes. Und dann, wenn alles reif ist und der Mond wieder absinkt, dann erlebt Ihr das große Wunder, das wir alle einmal erleben sollten, das erste Kind, und Ihr erlebt die Freude und das Glück und dann die ganz feine Angst, daß Ihr vorwärts geschoben seid in die Reiche der Älteren, dem Schlund des Todes zu. Ja, ja — so ist es immer gewesen, und wird immer so sein. Und das bringt Ihr nicht mit Euren Maschinen aus der Welt. Aber das nächste Mal bringen Sie uns die Mückenkönigin mit.“ Sie lachte still vor sich hin, nickte Carlo zu und ging weiter.

Carlo blieb einen Augenblick lang in Gedanken stehen. Ein junger Bauer half ihm aus der Verlegenheit. „Sie müssen ihr das nicht verargen“, sagte er, „es ist eine kluge alte Frau, die viel erlebt hat, und viel weiß. Sie versteht sich auf Krankheiten von Menschen und Vieh. Hier im Land sagen sie, daß die Alte die Seelen der Menschen durchschaue.“

„Das tut sie wohl“, antwortete Carlo, und gab dem Bauern, bevor er den Wagen bestieg, ein paar Zigaretten. „Vielleicht liest sie sogar mehr in den Seelen der Menschen als die Menschen selbst davon wissen.“ —

„Sind die Jahre wirklich“, fragte Carlo am nächsten Tag Maria, die damit beschäftigt war, Erdbeeren einzukochen. Sie lief in einer großen Schürze hin und her und behauptete, keine Zeit für die Beantwortung solcher Fragen zu haben.

„Antworte mir, Maria. Sind die Jahre wirklich? Oder sind sie ewig Wiederkehrendes, das sich nur in sich selbst bewegt?“

„Für mich sind die Jahre wirklich, Carlo. Denn ich weiß genau, wann wir die Vorträge haben, wann ich Obst einmachen muß, wann ich den Samen für den Garten zu bestellen habe, wann Du zum Präsekten mußt — und weiter weiß ich, daß ich jetzt sofort in die Küche muß . . .“

„Wie lange arbeiten wir jetzt zusammen, Maria?“

„Vier Jahre, Carlo. — Aber es tut mir leid, jetzt habe ich keine Zeit. Bis nachher.“ Damit lief sie davon, in die kleine Küche, welche Madeleine während des Krieges am Ende der Loggia hatte einrichten lassen, weil die große Küche im Erdgeschoß zu viele Leute für die Bewirtschaftung beanspruchte. Später hatte Carlo ein Badezimmer neben die kleine Küche legen lassen, mit einer eingebauten Wanne und gefachelten Wänden. Die mächtige Kupferwanne, über welche Mife so gelacht hatte, weil die Mägde das heiße Wasser aus der Küche hineinschleppen mußten, stand nun schon einige Jahre unbenutzt im Keller. Maria bewahrte Kartoffeln darin auf.

Schon vier Jahre sorgte die Mückenkönigin stillschweigend für ihn. Und Donna Emma ließ es geschehen, wie sie alles geschehen ließ, aber nicht gleichmütig, sondern beobachtend und abwartend, bis die Dinge reif waren. Er mußte Donna Emma dankbar sein, daß sie alles in ihm in Ruhe hatte reifen lassen. Nun war es reif. Jetzt wollte er ernten.

Aber Maria war gerade an diesem Nachmittag für ihn nicht zu haben. Sie lief im Hause hin und her; sie trieb die Mägde zur Eile an; zuweilen lief sie mit rotem Kopf und fliegenden Haaren an Carlo vorüber, lachte ihm zu und verschwand in der Küche.

So nahm denn Carlo endlich seinen Stock und marschierte durch die Felder nach La Voluta. In die südliche Grenzmauer des Weinberges, die bereits in der Ebene lag, hatte Gisbert eine Tür brechen lassen. Der Schlüssel dazu lag versteckt in der Mauer hinter Pflanzen. Gisbert hatte die Tür anlegen lassen, damit Carlo oder Maria nicht erst den Berg hinaufsteigen, am Wohnhause vorüber gehen und dann wieder zu dem Weinberghäuschen hinuntersteigen mußten. Denn in dem Weinberghäuschen, auf halber Höhe des Hanges von La Voluta gelegen, verbrachte Gisbert seine Tage. Während der Zeit der Traubenreife schloß er sogar dort, weil seine Burgundertrauben sich auch bei der Dorfjugend eines guten Rufes erfreuten, diese Jugend aber nicht geneigt war, Gisberts Trauben zu bezahlen, sondern vereinfachte Formen des Erwerbs bevorzugte.

Carlo stieg die Steintreppe zum Weinberghäuschen empor. Die Glashäuser neben der Treppe waren geöffnet. „Alles, was er ansieht, ist tadellos“, dachte Carlo, während er die Anlagen im Vorübergehen musterte. Der Vater saß am Steintisch vor dem Häuschen und ordnete Bastfäden. Er nickte Carlo zu, ließ sich aber in seiner Arbeit nicht stören.

„Guten Tag, mein Junge“, sagte er, und sah den Sohn prüfend an. „Da bist Du also. Ich habe Dich erwartet.“

„Das freut mich, Vater. Aber warum gerade heute?“

„Davon nachher. Du weißt, daß ich mich immer freue, wenn Du kommst. Das hier geht ja ganz gut, und ich kann es jedem Menschen vorzeigen.“ Geschickt knotete die Rechte die Fäden, welche von der Prothese gehalten wurden.

„Leider bist Du immer nur ganz kurz in La Fraccia gewesen, und immer nur dann, wenn ich weg war, Vater. Ich hätte es Dir gern einmal genau gezeigt.“

Gisbert nickte. „Mein Junge, das ist kein Protest von mir. Wirklich nicht. Aber weißt Du, es gibt Orte, wo einem

das Herz schwer wird. Nicht, weil man dort Böses getan hat, sondern, weil man dort noch nicht reif war. Man schämt sich seiner früheren Unreife. Ich habe viel Unreifes in La Fraccia getan, und das quält mich dort mehr als hier. Ja, Carlo, uns quälen nicht nur unsere bösen Taten, sondern auch unsere falschen — manchmal sogar unsere guten. Hier oben ist alles ganz rein. Primo und Martha sind heiter, still und gut. Hier bin ich gesund geworden und leiste doch noch etwas. Aber ich habe gesehen, daß Du Dein La Fraccia gut in Ordnung hältst.“

Der junge Mann sah auf die hunderte von Versandkörben, die aufgestapelt unter dem weit vorspringenden Dach standen. „Du hast Deine Sache auch gut in Ordnung, Vater.“

„Das will ich hoffen.“

„Vater“, fuhr Carlo fort, und seine Rechte tastete nach einer Weinschere. „Ich möchte Dir etwas sagen.“

Gisbert hob den Kopf, strich mit Daumen und Zeigefinger über die Nase und kniff die Augen zusammen. Er lachte mit den Augen. „Ich weiß schon, mein Junge, was Du sagen willst. Guß mich nicht so erstaunt an. Du willst mir mitteilen, daß Du Dich mit Maria Veneziano verheiraten willst. Ist es so?“

„Ja, Vater, so ist es.“

„Das ist recht, Carlo.“ Gisbert sah Carlo ruhig an und ließ dann das Haupt langsam sinken. Veneziano. Ja, wie sie damals gekommen waren, wie Clelia ihm La Perla entrissen hatte, wie ihm Paolo Veneziano ins Gesicht geschossen hatte, wegen der Halbinsel, die eben doch zu La Fraccia gehörte — dann der Krieg, wie Paolo vor ihn gesprungen war — dann das Hochwasser und der Prozeß — dann nach dem Schrecklichen die kleine, gütige Maria — und nun zog sich alles wieder zusammen, und La Perla würde

eines Tages wieder zu La Fraccia zurückkommen und La Voluta dazu . . .

„Das ist recht so, Carlo. Da bekommst Du eine gute Frau. Hast Du denn schon mit ihr gesprochen?“

„Ich wollte, Vater, aber ich kam nicht dazu. Sie hat zu viel zu tun mit dem Einmachen . . . Aber woher weißt Du von meiner Absicht?“

Gisbert glättete seine Fäden und lachte in sich hinein. „Das ist wieder so eine Frauengeschichte, gegen die wir Männer machtlos sind. Ich habe gelegentlich kleine, rheumatische Beschwerden, gegen die ich heiße Bäder nehme. Primo hat mir geraten, einen Absud aus den Wurzeln von Adlerfarren ins heiße Bad zu gießen. Es hilft prächtig. Merke es Dir für später. Diese Farrenwurzeln besorgt mir ein altes Kräuterweib aus Berzona, die einige ihrer Medizinpflanzen bei Donna Emma kauft . . .“

„Vater!“ Carlo sah den Vater starr aus großen Augen an.

Gisbert nickte heiter. „Da staunst Du, nicht wahr? Die Alte erzählte mir, daß Donna Emma ihr das Herz ausgeschüttet habe. Ich habe einen ganzen Tag gebraucht, um mir Donna Emma Veneziano vorzustellen, wie sie einem Kräuterweibchen freiwillig ihr Herz ausschüttet. Aber, was wissen wir! Kurzum, Donna Emma hatte sich beklagt, daß das mit Euch beiden nun schon vier Jahre gehe, daß ihre Maria zu dumm sei, trotzdem sie Dich liebe, und daß Donna Emma nicht wisse, wie sie die Sache ordnen könne. Die Alte hat darauf erklärt, das wolle sie schon machen. Da Du gestern in Berzona warst, nehme ich an, daß sie es gemacht hat.“ Carlo nickte. Und Gisbert fuhr fort: „Das ist die Mutter Deiner zukünftigen Frau. Gegen die kommst Du nicht an. Die behält immer Recht.“

„Das gleiche sagt sie von Dir, Vater“, antwortete der Sohn und streckte die Beine lang aus.

„Da hast Du es. Sie sagt, daß ich immer Recht behalte, und in Wahrheit behält sie es. Dagegen kannst Du nicht an. Aber ihren Kram versteht sie; das muß ihr der Neid lassen. Wie ich unsere Trauben leht hin in der Obst-Ausstellung nebeneinander liegen sah — beide prämiert — da hab ich ihr gesagt: „Alle Hochachtung, Donna Emma!“

„Und was hat sie Dir geantwortet?“

„Dieses Lob kommt mir noch unerwarteter als die Medaille!“

„Kurzum, Ihr liebt Euch, wie Ihr Euch von je her geliebt habt.“ Carlo war aufgestanden, hatte sich eine Zigarette angesteckt, und ging vor dem Häuschen auf und ab. „Ja“, antwortete Gisbert, „wir sind immer noch im Zustand bewaffneter Neutralität. Aber trotzdem ist es besser, so eine Schwiegermutter zu haben, als —“ Er strich mit der Hand durch die Luft und zeigte auf La Voluta, wo Donna Clelia auf ihre Weise Schicksal der Familie gespielt hatte. „Zudem hat Maria viel von ihrem Vater. Das mildert das allzu kräftige Blut der Mutter. Solche überlegten Kunststücke wie die Mutter sie fertig bringt, brächte die Tochter nicht fertig. Maria ist ein lieber Mensch. Ich habe mir das lange gewünscht; auch Primo und Martha werden sich freuen. Geh nur gleich zu Donna Emma und bringe Dein Anliegen vor. Darauf legt sie Wert. Sie wartet sicher schon darauf. Und daß Du erst mit ihr sprichst, anstatt mit der Tochter, das wird sie Dir ihr ganzes Leben hindurch hoch anrechnen. Mit der Tochter selbst wirst Du keine allzu großen Schwierigkeiten haben.“

„Das hoffe ich, Vater.“

Gisbert ordnete bereits wieder seine Bastfäden. „Und ich — weiß es. So, nun geh und rufe mich heute abend noch an.“

Donna Emma stand auf der Zementtreppe ihres Hauses, in ihrem schwarzen Seidenkleid, mit einer gestärkten Schürze.

Carlo trat an sie heran und bat sie, ob er sie einige Minuten sprechen könnte. Sie nickte und führte ihn in das Zimmer, wo sie ihm einen Platz am Tisch anwies. „Nun, was gibt es, Carlo?“ fragte sie freundlich. „Ist der Vater wohl da?“

Carlo gab ruhig Antwort. Er zog seine Anfrage so weit hinaus, daß sogar Donna Emma unruhig zu werden begann. Endlich bat er sie um die Hand ihrer Tochter. Nun ging über Donna Emmas Antlitz ein Ausdruck von Zufriedenheit, als ob sie den Schlußstrich unter eine große Rechnung gezogen hätte, eine Rechnung, welche stimmte. Sie nickte und sagte freundlich: „Recht so, Carlo. Das ist verständig. Frauen und Ochsen soll man aus seinem eigenen Lande nehmen. Du wirst gut mit Maria fahren. Nun geh nach La Fraccia und sprich mit ihr.“

Carlo ging über die Halbinsel, durch den Fluß und über die Felder nach La Fraccia. Das Haus lag in zartblauem Dämmern; in der kleinen Küche brannte noch Licht. Er mußte im Geist an all den Menschen vorübergehen, deren Leben sich hier abgespielt hatte: an seiner Mutter, am Vater, an Remo, an Paolo Veneziano, sogar an Rosalie und Franziska. An seiner Seite schritt heiter, klar, den Sternen zugewandt, Nise, die alles das gewußt hatte und jetzt wissen würde. Er schritt über den Hof, die Treppe zur Loggia hinauf, sah einen Augenblick hinab in den dunklen Hof und rief dann nach Maria.

„Ich bin in der kleinen Küche, Carlo. Ist es wichtig?“

„Sehr wichtig, Maria.“

„Ich komme.“ Sie kam, mit gespreizten Armen und Händen; sie schob sich mit dem Unterarm die Haare von der Stirn und fragte erwartungsvoll, was es gäbe. Er sah sie an. Sie war schön, stark und gesund.

„Ich möchte Dich etwas fragen.“

„Was denn, Carlo?“

„Willst Du meine Frau werden, Maria?“

Sie sah ihn fast feindselig an und lief davon. Aus der Küche rief sie noch: „Und mit solchem Unfug hältst Du mich von der Arbeit zurück!“ Dann schloß sie die Küchentür von innen ab. Aber Carlo hörte doch durch die Tür etwas wie Schluchzen. Er bat Maria fast flehentlich, sie möchte herauskommen. Sie antwortete ihm nicht, sondern hantierte nur rasch und laut mit Töpfen und Kesseln.

„Nun“, sagte er sich, „für immer kann sie ja nicht in der Küche bleiben. Und da sie Jahre lang auf mich gewartet hat, muß ich es auf mich nehmen, auch ein paar Stunden auf sie zu warten. Ja, sie hat sich zerlitten im Warten. Und ich, ich habe es wieder nicht gemerkt, weil ich so fest sitze in meinem Ich und mich darin wieder einmal um mich selbst gedreht habe.“

Er wartete lange, während sich der Orion dem Westen zuneigte. Er wartete, während die Frösche laut quakten und die Grillen ihre Silbergeigen stimmten. Dann kam sie endlich; traurig und ein wenig bitter. Er nahm sie fest in den Arm. Als er sie noch einmal fragte, ob sie seine Frau werden wolle, antwortete sie nichts. Sie schlang nur die Arme um seinen Hals und bohrte den Kopf heftig gegen seine Schulter.

Es war Herbst, roter, goldener Herbst, als die Kapelle von La Fraccia von den letzten singenden Blumen bekränzt war, welche jetzt erwartungsvoll in den Kirchenbänken saßen. Die alten Fresken der Kirche, die im Vorjahr auf Befehl des Präfecten sorgsam wieder hergestellt waren, leuchteten in silbernem Glanz. Auch der Taufstein war bekränzt; selbst die steinernen Tragtiere trugen Halsbänder aus roten und blauen Asten. Um die elfte Stunde fuhren die Wagen vor, die vom Standesamt kamen. Der Hof, mit Flaggen und

Blumen geschmückt, war angefüllt mit Menschen aus allen Orten der Provinz. Sie jubelten, als das junge Paar eintraf und dem Wagen entstieg.

Carlo führte die sehr bleiche, sehr bewegte Maria am Arm. „Es lebe der Mückenkönig und die Mückenkönigin!“, riefen ein paar Jünglinge, und die Menge stimmte ein. Die beiden jungen Menschen grüßten dankend, während sie über den Hof auf die Kapelle zu schritten und eintraten in die Dämmerung, in das Gold der Tiefe, das ihnen vom Altar entgegenlängte.

Ihnen folgte Gisbert, aufrecht und still, der Donna Emma Veneziano am Arm führte. Primo und Remo schlossen sich an. „Wo ist Martha?“ fragte Remo plötzlich. „Ist sie wieder nicht da?“

Primo lächelte. „Präfect, Sie wissen doch, daß sie nie mitgeht. Jetzt sorgt sie für des Festes besseren Teil oben im Hause. Sehen Sie sich um, wie viele Menschen unerwartet gekommen sind! Die wollen doch alle bewirtet sein! Ganz still wirken: das ist Martha.“

Als das Paar vor dem Priester kniete, ging durch die geschmückte Kapelle eine wundergleiche Stille. Es war, als ob alle Menschenfeindschaft, alles Ringen, Kämpfen und Berkämpfen zur Ruhe gebracht würde durch die heilige Handlung in dieser kleinen Kapelle. Die Fresken schienen zu fragen: „Wozu, wozu waren Eure Kämpfe, Gisbert Corner und Emma Veneziano? Wozu Eure Kämpfe und Verzweiflungen, Gisbert und Remo — wozu? Die Erde hat sie gelöst. Die hat sie still gelöst und hat Eures wilden Irrens wegen einige von Euch geholt, Frauen, die sterben mußten, wie die Frauen Vergils. Aber die Erde wird neue Menschen werden lassen, und dort in dem steinernen Taufbecken werden sie getauft werden, wie einst Carlo Corner, der jetzt mit Maria Corner-Veneziano am Altar kniet; getauft, wie vor Carlo

seine Mutter und ihr Bruder Primo, und vor denen ihr Vater Antonio und vor ihm viele, von denen man nichts Richtiges mehr weiß; deren Dasein wieder aufgegangen ist in der Erde, und deren letzte Erinnerung noch lebt in dunklen Bildern im Sternensaal von La Fraccia.

Dann sprachen die beiden Menschen, Kinder der gleichen Erde, vor dem Priester ihr „Ja“, und die Welt, die einen Augenblick lang den Atem angehalten haben mochte, ging wieder weiter, in hellem Klingen, einem großen Neuen entgegen, das gut sein würde.

Als die Vermählten aus der Kapelle traten, mußten sie die Glückwünsche und Zurufe entgegennehmen, welche man ihnen brachte. Sie mußten im Saal von La Fraccia unter den Bildern der Vorfahren, unter dem gemalten Sternenhimmel lächeln und danken. Später gingen sie unbemerkt auf den kleinen Friedhof des Dorfes und beteten vor dem Grabe der Madeleine Corner und vor dem Baum, den man gepflanzt und mit einer Gedenktafel versehen hatte, zur Erinnerung an Paolo Veneziano, gefallen am Punto di Lè.

Für die Mittagsstunde war das Festmahl gerichtet. Die ländlichen Gäste aßen an langen Holztischen im Hof; die Familie versammelte sich im Sternensaal, unter den Bildern der Voreltern.

Wieder bot man den Gästen die Speisen des Landes. Alles, was die Heimat an Eigenem zu reichen vermag, war zusammengebracht worden: die Fische ihrer Meere, die Früchte ihrer Felder, das Fleisch ihrer Tiere aus Ebenen und Bergen, und alles war verbunden durch das Öl der Olive. Wieder brachten die Mägde zunächst jene reizvollen, kleinen Bissen, die wie die Melodien der Reismädchen jeder einen Gruß aus einem immer anderen Teil des Landes bringen. Wieder perlten die Weine von Freisa und Barbera in jenen Gläsern, aus denen schon Antonio Cavadini und seine Gäste getrunken

hatten; dann kamen die großen Schüsseln, gefüllt mit Reis, auf Genueser, Bologneser, Neapolitaner und Mailänder Art, und jeder suchte sich das ihm entsprechende Reisgericht aus.

Ganz still sah Gisbert Corner sich das alles an. So war es auch damals gewesen. Und wie in andere Welten schauend hob er den Blick zum Bild Madeleines.

Vor ihm auf dem Tisch stand eine große, silberne Frucht- schale mit zwei Körben; der eine gefüllt mit Trauben von La Perla, der andere mit Trauben von La Voluta. Gisbert wandte sich kurz zu seiner Nachbarin: „So nahe haben unsere Trauben auch damals in der Ausstellung nicht zusammen gelegen, Donna Emma!“

„Sie müssen sich vertragen, Commendatore!“ Donna Emma sprach ganz weich und gemessen. „Sie müssen. Und sie werden. Sie sind ja beide prämiert.“

Gisbert lachte. Dann sah er nachdenklich vor sich hin. „Was das heute alles wieder kostet!“ Von dieser Gewohnheit ließ er nicht mehr.

„Es muß kosten, Commendatore!“ antwortete seine Nachbarin. „Wenn wir Gäste haben, müssen wir geben. Sonst sind wir nicht wert, daß wir noch Gäste haben können. Das hier sind meine Gäste! Ich werde aber heute noch opfern müssen.“

„Sie, Donna Emma?“ Gisbert schob ihr den Teller hin, damit sie ihm das Fleisch schnitte. Er sah seine Nachbarin groß an. „Sie wollen opfern? Was denn?“

Donna Emma nickte. „Ich werde es tun, und ich tue es gern.“

Die erste Rede hielt Remo. Er stand aufrecht, fast starr, aber er sprach kurz und warm. Am Schluß überreichte er Carlo ein Dekret, das eine Auszeichnung für ihn und Maria enthielt. Carlo fühlte, wie tief Remo bewegt war. So hielt er die Hand des Freundes einen Augenblick lang fest in der seinen.

Gleich, nachdem der junge Priester gesprochen hatte, erhob sich Donna Emma. Sie sah sich um, lächelte ein wenig und bat um Ruhe. „Ich habe nicht viel zu sagen“, so begann sie, „denn hier ist ja eigentlich nicht mehr viel zu sagen. Maria, Du wirst Carlo eine gute Frau sein. Das weiß ich. Und Du Carlo, wirst ihr ein guter Mann sein. Das weiß ich auch. Ihr kennt Euch ja lange genug, und im Mückenwagen hattet Ihr Zeit genug, Euch noch weiter kennen zu lernen. Es ist alles gut so. Aber, damit alles sehr gut werde, und alles ganz in Ordnung kommt, will ich Dir, Carlo, noch ein Opfer bringen. Ich will Dir ein Geschenk machen. Ich schenke Dir zur Hochzeit die Halbinsel im Fluß.“

Da jeder der Gäste die Geschichte der Halbinsel kannte, entstand zunächst eine atemlose Stille. Dann aber erhob sich ein nicht endenwollendes Gelächter, in welchem Donna Emma stand, in schwarzer Seide, mit mächtigen goldenen Ohrringen, unbeweglich wie ein heidnisches Götterbild auf einer meerumbrausten Felsinsel.

Gisbert lachte, wie er seit vielen Jahren nicht mehr gelacht hatte. Er zog Donna Emma auf ihren Platz und immer noch lachend, sagte er: „Aber Sie wissen doch ganz genau, Donna Emma, die Halbinsel . . .“

„Schluß, Commendatore“, befahl Donna Emma kurz, „die Halbinsel gehört Ihrem Sohn.“

So blieb Gisbert nichts weiter übrig, als sein Glas gegen Carlo zu erheben und ihm mit leichtem Augenzwinkern zuzutrinken. Carlo nahm die feine, bleiche Maria bei der Hand. Sie gingen um den Tisch herum und stießen mit Gisbert und Donna Emma an.

„Ich danke Dir, Mama“, sagte Carlo mit ernstem Gesicht zu Donna Emma.

„Jetzt ist das gern geschehen, mein lieber Carlo.“

Gegen das Ende des Mahles erhob sich Primo. Er sah still vor sich hin, und sein Gesicht war bleich und zusammengezogen. Die große Nase stach aus dem durchgearbeiteten Gesicht scharf hervor. Er stemmte die Fäuste auf den Tisch und wartete, bis die Mägde auf Marthas Wink den Saal verlassen hatten.

„Liebe Freunde“, begann er halblaut, „wir alle wissen von dem Kämpfen, das vorangehen mußte, um diesen Bund zwischen Carlo und Maria Corner zustande zu bringen. Es mußte vieles geschehen, gelebt werden, damit sich die große Säuberung, die Monda, in uns allen vollziehen konnte; damit Ihr junges Paar einen klaren Weg bereit fändet, der Euch, wenn Ihr ihn recht benutzt, zur menschlichen Vollreife führen wird. Ihr selbst seid nicht unerfahren; Ihr habt unser Aller Chaos miterlebt, und damit habt Ihr auch den Schrecken kennen gelernt, der dem wahren Menschen vor dem Chaos eingeboren ist. Damit wächst aber wieder die Hoffnung, daß Ihr neue Werte schaffen werdet, zu Eurem eigenen Wohl, zum Wohl Eurer zukünftigen Kinder und zum Wohle des ganzen Volkes.“

Die Gäste schwiegen ernst. Primo nahm einen Schluck Wein und fuhr fort: „Vieles auch zwischen uns, liebe Freunde, konnte sich erst ordnen, als die Erkenntnis einer neuen Menschheitsgesinnung in unserem Volke lebendig geworden war. Wir gedenken dabei zweier Frauen, die uns eng verbunden waren, und die im Kampf für diese neue Gesinnung und Gesittung untergegangen sind: Madeleine Corner und Olga Meroni. Halten wir diese neue Gesinnung und Gesittung fest. Sie sind schwer erkaufte.“

Carlo sah den Oheim ernst und voll an. Marias Augen leuchteten auf, und sie rief halblaut: „Danke, Onkel Primo.“

Der Arzt nickte und fuhr fort: „Laßt mich kurz sein. Aber laßt mich doch in dieser Stunde noch einmal auf eines hin-

weisen: diese neue Gesinnung unseres Volkes ist gewachsen aus unserer Erde. Wir haben uns wieder darauf besinnen müssen, daß unser Gott nicht nur im Himmel lebt, sondern daß Brot und Wein, die Gaben unserer Erde, vereint mit der Gnade des Himmels, unsern Gott in uns lebendig werden lassen. Von der Erde zur Erde führt über unser Land ein Regenbogen als Zeichen unseres neuen Bundes. Jetzt wissen wir wieder, daß nicht nur der Himmel, sondern auch die Erde heilig ist. Wir wissen weiter, daß die Bebauung dieser Erde kein Geschäft bedeutet, sondern eine heilige Handlung. Sie, die sie ausüben, sind Berufene. Euch, Carlo und Maria, ist dieser Beruf eingeboren. Ihr seid erbliche Priester unserer heiligen Erde, mit priesterlichen Pflichten, die Ihr erfüllen sollt in Liebe zueinander, in Liebe zu unserem Volk. Dann wird Euch Gott segnen. Denn wer der Erde dient in ehrfürchtiger Liebe zu seinem Nächsten und zu seinem Volk, der dient Gott. Und wer Gott dient, den läßt Gott nicht zu Schanden werden.“